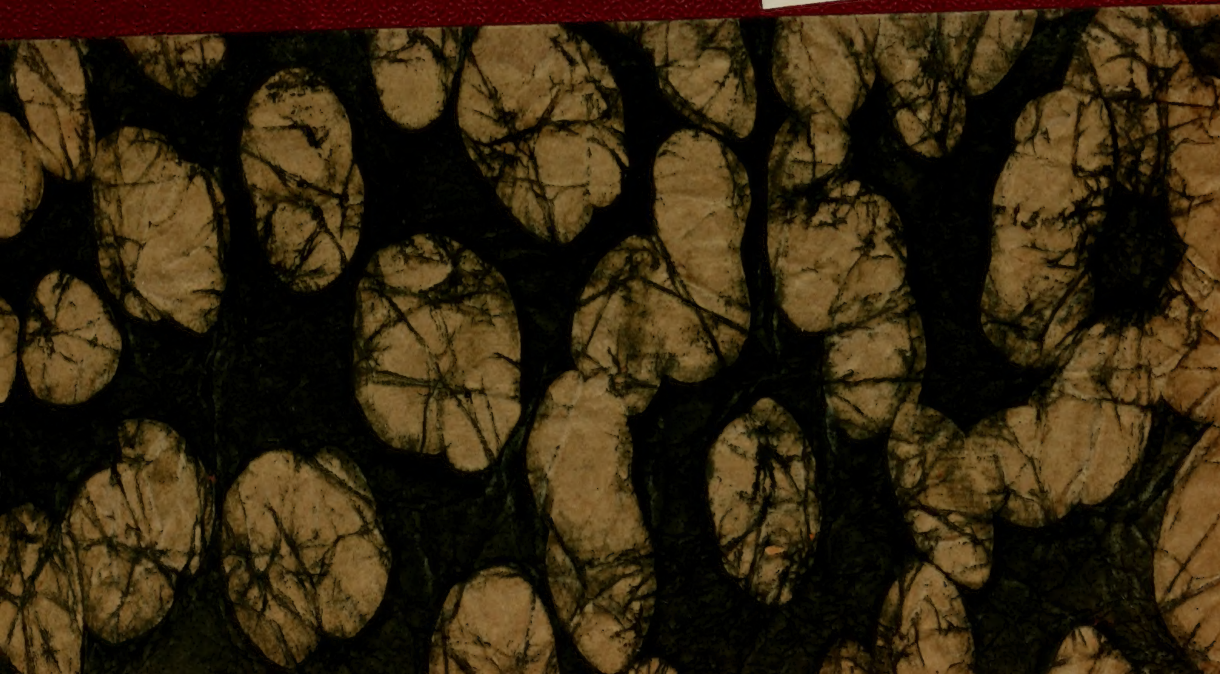
3 1761 07359742 9



1844.

| | | | |
|---|---|---|---|
| Herr | General Roth | d. | 26 Octob |
| " | do. Hoeckens | " | 2 Novb |
| " | Kaufmann Lewy | " | 9 " |
| " | do. Dyhrenfurth | " | 16 " |
| " | Niepelt | " | 23 " |
| " | Kaufmann Held | " | 30 " |
| " | do. Laur | " | 7 Decb |
| " | do. Beyer | " | 14 " |
| " | do. Friedenthal | " | 21 " |
| " | do. Nissen | " | 28 " |
| " | do. Borchert | " | 4 Jan 45 |
| " | do. Reichenbach | " | 11 " |
| " | Cand. phil. Heintzel | " | 18 " |
| " | D. med. Reimann | " | 25 " |
| " | Stadtrath Becker | " | 1 Februa |
| " | D. med. Koehler | " | 8 " |
| " | Referendar Wentzel | " | 15 " |
| " | Raths. Secr. Glabrecht | " | 22 " |
| " | Referendar Albel | " | 1 Maerz |
| " | D. Mücke | " | 8 " |
| " | Referendar Schweitzer | " | 15 " |
| " | Bank. Diätar Eickert | " | 22 " |
| " | Cand. Palm | " | 29 " |
| " | Referendar Ficinus | " | 5 April |
| " | D. phil. Koerber | " | 12 " |
| " | do. Lilié | " | 19 " |

# Aus der Zeit und dem Leben.

# Aus der

# Zeit und dem Leben.

---

Von

Karl Gutzkow.

---

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1844.

PT
2282
Z4A7
1844

# Inhalt.


Seite

I. Die Königin der Nacht . . . . . 1
II. Winterphantaſieen . . . . . 57
III. Zerſtreute Blätter über Zeiterſcheinungen . . 99
IV. Italieniſche Fragmente . . . . . 147
V. Die Kunſt, Könige zu bedienen . . . . . 343
VI. Dieſe Kritik gehört Bettinen . . . . . 371
VII. Rehfues . . . . . 397
VIII. Erinnerungen an Karl Seydelmann . . . 417

# I.

# Die Königin der Nacht.

---

# 1.

## Bleistift-Striche aus der Brieftasche Eugen's von Zastrow,

aggregirten Seconde-Lieutenants beim Garde-Cuirassier-Regiment Prinzessin mit gelben Aufschlägen.

Den 2. Februar.

Hübsch gemacht, das Ding! Meiner Cousine einen Dankbrief dafür schreiben. Will mir alles darin notiren, was den Kopf zu sehr angreift. Parole: Prinz Eugen; (der edle Ritter) NB. der dienstwidrige Zusatz ist von mir.

Den 3. Februar.

Morgengebet: Carriere! Im Café international zehn Dukaten verloren. Will nicht

mehr spielen. Mehrere edle Vorsätze. Knoten im Schnupftuch, damit ich mich besinne, ein solider Mensch zu werden. Adalgise gut gesungen, dreimal applaudirt. Gute Handschuhe kauft man: Cavalierbrücke No. 7. Parole: Landsturm. NB. ohne Witz.

Den 4. Februar.

Morgengebet: Carriere! Ich will mir alles genau aufschreiben, damit, wenn ich einmal Feldmarschall bin und Jemand geneigt ist, mein Leben zu schildern, er Gelegenheit hat, sich bei dieser Gelegenheit u. s. w. Lange Perioden lieb' ich nicht. Liebe! Liebe! Schöne Stimme, schöne Figur. Parole: Montecuculi. Wiederholtes Verbot: alles dienstwidrige Entstellen, Bewitzeln und Belächeln der Parole ist verboten.

Den 5. Februar.

Sehnsucht nach Carriere. Heut die Nachtwandlerin. Lodoiska = Amina. Ob es wol

wahr ist — ?! — ? — ? — Sr. Durchlaucht — Parole: Balken. Nämlich das hängt so zusammen — doch Commentare sind untersagt.

Den 6. Februar.

Zunehmende Sehnsucht nach Carriere. Die Nachtwandlerin gesungen. Lodoiska göttlich. Große Wahrheit und merkwürdig viel Gefühl. Allerliebste Toilette. Man zieht mich mit ihr auf. Als Amine über den Mühlensteg geht, fällt ihr's Licht aus der Hand — ganz perpler gewesen. Der Erbprinz — schändliche Verläumdung! Parole: Kette. Nämlich für meinen künftigen Geschichtschreiber: Balken und Kette sind Wappenzeichen der Prinzessin Braut. In drei Wochen ist die Hochzeit des Erbprinzen.

Den 7. Februar.

Carriere! Lodoiska kennen gelernt. Ganz toll. Zu ihr hingegangen, anmelden lassen, an-

genommen, sehr schöne Einrichtung, etwas Angst, aber alles gut gegangen. Hinter den Coulissen noch schöner als bei Lichte. Allerliebste Morgentoilette: Kaisertuch von Bronzefarbe, schlichtes Kleid, Leibchen, reiche Posamentirarbeit, langer Cachemire, Capote von Sammt: Muß in's Modenjournal. Die Unterhaltung sehr lebhaft. Sie sagte: Herr Baron von Zastrow. Ich antwortete: Gnädiges Fräulein! Das war die Einleitung. Dann setzten wir uns. Ich, oder vielmehr erst sie auf eine chaise longue, ich auf einen niedlichen fauteuil, auf Rollen, wodurch ich bei meiner Aufregung fortwährend ausrutschte. Darüber entspann sich folgendes Gespräch, das ich für einen künftigen Bearbeiter der allgemeinen deutschen Kriegs- und Militair-Geschichte hierher setzen werde:

Lodoiska. Sie sehen, Herr Baron, in meinem Zimmer kann man Schlitten fahren.

v. Zastrow. Ja wohl, gnädiges Fräulein,

man hat ja das Sprüchwort: Wenn dem Esel zu wohl wird, geht er auf's Eis.

Lodoiska. O bitte, Herr von Zastrow —

v. Zastrow. Ich meine mich, gnädiges Fräulein. Bloße Redensart. Vorgestern gesungen à merveille!

Lodoiska. O! Sie sind zu gütig, Herr von Zastrow —

v. Zastrow. Nein, auf Ehre, en vérité. Nachtwandlerin nie so gesehen. Die Löwe ein Pudel dagegen.

Lodoiska. Bitte, Herr von Zastrow —

v. Zastrow. Entschuldigen Sie! Meine Stellung zur Cavalerie entschuldigt — oder vielmehr ich spreche wie mir mein Schn —

Klingel. Brief, den Lodoiska mit großer Neugierde erbrach. Fast erschrak ich, weil ich das Siegel des Erbprinzen zu erblicken glaubte, doch war es wol nichts, denn sie zerknickte es beinahe mit Heftigkeit. Ich wollte sie auffor-

dern zu lesen, sie sagte aber mit etwas erzwungenem Lächeln: Sie blieben bei Ihrem — Nun lachte sie wirklich und ich ärgerte mich, daß wir grade bei der Redensart: Wie mein Schnabel gewachsen ist! abgebrochen hatten. Sie sagte dann: Ist es also ganz bestimmt, daß der Erbprinz sich vermählt?

v. Zastrow. Parolebefehl.

Lodoiska wollte etwas erwidern, warf sich aber auf ihrer chaise longue so unmuthig herum, daß ich befürchtete, sie wäre krank. Ich sprang auf, der Roll-fauteuil flog weit hinter mir fort, so daß ich beim Niedersitzen ihn beinahe verfehlt hätte. Ich habe mich vorgestern, sagte Lodoiska, im Theater etwas erkältet.

v. Zastrow. Wahrhaftig aber auch keine Kleinigkeit, als Nachtwandlerin, wo die Nächte jetzt so kalt sind —

Lodoiska hörte nicht. Sie schlug ihr großes schwarzes Auge gen Himmel, wo ein verhängter

Kronleuchter — überhaupt fürstliche Einrichtung! Uebrigens merke ich erst heute, daß ich Styl habe. Sie zerknitterte den Brief, ich balancirte auf meinem Stuhl, stand auf, ergriff ihre Hand, küsse sie — der Brief, den ich dicht vor mir hatte, straf' mich Gott, roch nach double Extrait Héliotrope, Lieblingsodeur des Erbprinzen. Ich war sehr verwirrt, schwöre aber auf ihre Unschuld und habe mich außerordentlich gut amüsirt. Parole: Tilly vor Magdeburg.

Den 8. Februar.

Bei der Vermählung einige Beförderungen. Alle Gardeofficiere weißlederne Buchsen und hohe Stulpstiefeln zum fürstlichen Beilager. Täglich üb' ich mich, in Stulpstiefeln zu gehen. Es ist sehr schwer. Parole: Honneur et fidelité. Das H in Honneur wird nicht ausgesprochen.

Den 9. Februar.

Nur an Carriere gedacht. Ich habe Lodoiska vergessen wollen. Aber sie ist zum — NB. hier ist Poesie anzubringen. Die ganze Welt weiß, daß ich sie besucht habe. Bei der Parole allgemeine Rede davon. Dumme Wortwitze: Erbprinz und Prinzenerbe. Man verläumdet Lodoiska. Sie hat nie ein Verhältniß mit unserm Chef gehabt. Ich wäre im Stande, meinen Handschuh — Cavalierbrücke No. 7 findet man echte Pariser von Tetot Rue de Jena No. 14. Parole: Waterloo.

Den 10. Februar.

Unser alter Generalfeldzeugmeister ist 96 Jahre alt gestorben. Er hat sechs Schimmel überlebt. Wir rücken alle um einen Grad vorwärts. Ich bin endlich enrolirt, nicht mehr überzählig. 23 Jahre und 96 Jahre! O, ich kann noch Marschall werden. Lodoiska! Nächstens Zauberflöte.

Lodoiska: die Königin der Nacht. Sie will ihren Abschied nehmen. „Dies Bildniß ist bezaubernd schön!" Mozart, Bellini, Donizetti, Dominante, Polacca, Cavatina. Ich lese jetzt viel musikalische Recensionen, weil ich Lodoiska wieder besuchen werde. Gute belletristische Blätter und Conditoreien bilden den künftigen ——— Parole: Generalfeldzeugmeister. Cito geschrieben und mit Unterbrechung.

## 2.

Das Theatergebäude der Residenz hing mit dem Schloß zusammen und war so übergroß, daß einige Stockwerke und Seitenflügel bewohnt sein konnten. So kam es, daß Lodoiska, die Sängerin, im Theater selbst wohnte. Durch einige Corridore gelangte man in eine Behausung, die allerdings den imposanten Eindruck machte, der den Verfasser der obigen Tagebuchnotizen so sehr geblendet hatte. Um nicht mißverstanden zu werden, sagen wir nicht, daß die Einrichtung fürstlich war. Aber was nur Comfort und Eleganz im Bunde voraussetzen

und zaubern konnten, das alles fand sich hier auf das geschmackvollste vereinigt. Teppiche, seidene Vorhänge, Gemälde, Girandolen, weniger zahlreich als sinnreich angebracht. Eins paßte zum Andern. Von dem schreienden Luxus eines Novizen in der Gunst des Geschicks keine Spur. Das Glänzende ordnete sich einem zarten Sinn für das Wohnliche und Bequeme unter. Nichts lauschiger, als dies kleine Boudoir, mit dem sauber geordneten Schreibtisch gegen das Fenster und zur Rechten eine Etagere, die kostbare Mosaiken, Bronzearbeiten, zierliche Statuetten und elegante Papeterien bedeckten. Zur Rechten ein kleiner Musikſaal, mit einem aufrecht stehenden Piano, in Gestalt einer Lyra, die Fenster hier ohne Vorhänge, die gemalten Wände ohne Tapeten, um die Resonanz des Schalles, den Nachhall der Stimme und des Instruments nicht zu hindern. Und dies alles nur einzig bewohnt von Lodoiska.

Ueber den Ursprung dieses Glanzes war nichts entschieden. Die Stimme der Künstlerin war einst frischer und metallener, als jetzt, wo man mehr ihre Kunst, als ihren natürlichen Fond bewunderte. Sie hatte früher Reisen gemacht, von denen sie mehr Ruhm als Glücksgüter mitbrachte. Sie war bei Zeiten mit diesem Ruhm in eine kleine Residenz gezogen, und erhielt sich in ihm, da sie klug war, ihn nicht mehr durch neue Reisen auf die Probe zu stellen. Was sie fesselte, war ihr Glück; wer ihr dies Glück schuf, war ein Geheimniß.

Die Cavaliere des Landes galten für arm. Einige Banquiers waren reich, ohne daß sie verstanden, ihren Reichthum zu benutzen. Lodoiska erfreuete sich eines Rufes, der mit ihrer äußern Existenz im Widerspruch stand. Man fand bei ihr Künstler, Gelehrte, ältere Beamte, die sich durch rege Theilnahme an der Bühne eine gewisse Jugendlichkeit erhielten. Der Ver-

kehr war ein öffentlicher und durchaus flüchtiger. Der Fürst war ein alter Herr, der nie mehr sein Zimmer verließ. Nur vom Erbprinzen Max wollte man behaupten, daß er an Lodoiska mehr als ihre Talente bewunderte.

Beweisen ließ sich nichts. Prinz Max war ein ritterlicher Held, von großer männlicher Schönheit. Er hatte seine Jünglingszeit auf Reisen hingebracht und sich in der That, was selten ist, auf ihnen von den Merkwürdigkeiten der Länder und allem Wissenswerthen, das die fremden Zustände darboten, beschäftigen lassen. Zurückkehrend in seine künftigen Staaten nahm er an den Branchen der Regierung, die den meisten persönlichen Einfluß von obenher voraussetzten, lebhaften Antheil, stand dem Kriegswesen persönlich vor und lebte seinem künftigen Berufe schon jetzt mit einem Ernste, der ihn von allen rauschenden Zerstreuungen abzog. Prinz Max lebte auf den Umgang einiger wenigen

Freunde beschränkt, und auch von diesen konnte sich Niemand rühmen, sein gänzliches Vertrauen zu besitzen. Den Frauen schien sein Sinn abgewandt. Er hatte eine höfliche zuvorkommende Weise, die ihn immer im Umgang mit dem weiblichen Geschlechte liebenswürdig erscheinen ließ, ohne daß man je von ihm einen Uebergang zu innigern Verhältnissen nachweisen konnte. Man hätte ihn trotz seiner angenehmen Manieren eher für einen Weiberfeind erklären können.

Wie es möglich war, bei dem schroffgezeichneten, enthaltsamen Charakter des jungen Prinzen ihm doch eine Beziehung zu Lodoiska zuzuschreiben, gehörte ebenso sehr zu den Räthseln, wie Lodoiska's „Sort" selbst. Von diesem klugen, liebenswürdigen Mädchen ging nie, auch nur die leiseste Spur einer dahin zielenden Andeutung aus. In ihrem künstlerischen Berufe lebte sie rein nur der Aufgabe, die sie zu lösen hatte, ließ ihre Blicke nur dorthin schweifen,

wohin die Leidenschaft des dargestellten Momentes sie verwies und wich allen Indiscretionen mit einem Talente aus, das ihrem Herzen und ihrem Verstande Ehre machte. Man behauptete nur, daß auf den Corridoren, die das Schloß, das Theater und die Wohnung Lodoiska's verbanden, oft eine dunkle vermummte Gestalt gesehen würde, die die Schildwachen anzurufen keinen Muth hätten. Man wollte nur behaupten, daß der Prinz Max auf sonderbare Art mit allen Vorkommnissen des Theaters vertraut wäre und von der Intendanz selten Dinge erführe, die er nicht schon aus andern Quellen richtiger dargestellt erhalten hätte. Sahe man indessen wieder, wie wenig von dem jungen Fürsten diese wunderbare Allwissenheit zum Nachtheil der Künstlerinnen, die mit Lodoiska rivalisirten, benutzt wurde, so mußte man doch von der Vermuthung eines geheimen Zusammenhan-

ges zwischen beiden wieder abkommen. Der Kammerdiener des Prinzen war sein Milchbruder, ein felsenfester Charakter, den Einige für stumm hielten, weil er selten oder nie sprach.

## 3.

Die Nothwendigkeit, daß Prinz Max sich endlich zu einer Heirath entschloß, lag in der Politik. Man fand, als das Gerücht von der bevorstehenden Vermählung des Erbprinzen mit der schönen und geistreichen Prinzessin eines befreundeten Hofes verlautete, zwei Dinge sehr auffallend; einmal, daß es in der That schien, als wenn Prinz Max seine Verlobte, die Prinzessin Jucunde, liebte, und dann, daß Lodoiska, statt darüber verstimmt, eher heiter schien, wenn anders eine gewisse Ausgelassenheit, ein gemacht scheinender Scherz, große Sorglosigkeit in ihren Aeußerungen, Zerstreutheit und aufgeregtes Wesen Heiterkeit genannt werden können.

Prinz Max hatte seine ihm bestimmte Braut als Kind gesehen. In der gewissen Voraussetzung, eine Convenienzehe schließen zu müssen, sah er eine entfaltete Jungfrau wieder. Ihr Wesen sprach ihn auch jetzt noch nicht an. Wie wenig Gelegenheit hat ein so hoch gestelltes Mädchen, sich in ihrem innersten Bedeuten frei zu entfalten! Zurückhaltung, so nothwendig von den Umständen geboten, erscheint bei Frauen ohnehin immerhin wie Beschränktheit. Große Proben sind ihnen nicht immer möglich. So ist schon das Geschick zu preisen, wenn es ihnen gelingt, bei geringfügigen Veranlassungen, fast unmerklich, aus dem Kreise des Gewöhnlichen herauszutreten und eine über sie schon abgeschlossene Rechnung oft mit einer einzigen Bemerkung, einem einzigen unerwarteten Charakterzuge umzuwerfen. Der Prinz war erfreut, seine Braut zuweilen Urtheile fällen zu hören, die ihn um so mehr überraschten, als sie mit

harmloser Ruhe und ohne alle Prätension vorgetragen wurden. Er entdeckte kleine artige Talente an ihr und wurde zuletzt fast überwältigt von einer Ueberraschung, die er in den Orangeriehäusern seines Schwiegervaters erlebte. Prinzessin Jucunde kannte die Bäume und Pflanzen wie ein Gelehrter, der zugleich Gärtner und Blumenmaler wäre. Sie entdeckte, ordnete, zog, malte die Blumen. Sie hatte es hier zu einer Verbindung zwischen Kunst und Wissenschaft gebracht, die den Prinzen staunen machte. Wenn schon die Männer, die jeden Stein zu benennen, jeden Grashalm in eine Gattung einreihen können, einen großen Vorsprung vor denen voraus haben, welche über die Natur nur in Abstractionen leben, so mußte an einem so hoch gestellten weiblichen Wesen, wie Jucunde, der Reiz, den dieses Talent ausübte, ein doppelter gewesen sein. Sie übernahm bei Spaziergängen, auf den Lustschlössern wie

in den Gärten ihres Vaters, ohne es zu wollen, die Rolle des Cicerone. Der kluge, verständige Sinn des Prinzen lauschte der anspruchslosen Ausbreitung dieser sinnigen Kenntnisse. Was ihn erst befremdete, fesselte ihn später, und von diesem Punkte aus war es denn auch, daß Jucunde, die ihm erst so interesselos erschien, eine höhere Bedeutung gewann. Die liebenswürdige, immer heitere, immer lind und bescheiden angeregte Prinzessin beherrschte ihn, ehe er's sich versah.

Wie ungegründet nun auch die Vermuthungen über ein Verhältniß des Prinzen zu Lodoiska sein mochten, so fehlte es doch nicht an scharfer Beobachtung der Stimmung, in der sie die bevorstehenden Vorgänge bei Hofe aufnehmen würde. Zuerst wunderte man sich, sie auch in Nichts verändert zu finden. Dieselbe Ruhe, diesselbe kleine air von Protection, dieselbe sich unterordnende und ihr Innerstes mas-

kirende äußere Pflichterfüllung. Je länger aber der Prinz ausblieb, desto mehr glaubte man an ihr eine Unruhe zu entdecken, die sich in der Form des Humors kundgab. Sie, die erst dann gern lachte, wenn Andere Drolliges thaten, suchte jetzt selbst die Munterkeit anzuschüren. Man sah sie viel außer ihrer glänzenden Wohnung, die sie sonst selten verließ. Man fand ihr Spiel, das immer etwas zu gemessen war, plötzlich degagirter, fand es aber auch natürlich, wenn plötzlich der Zettel ankündigte, sie wäre heiser, unpäßlich, krank. So dauerte es einige Wochen fort, und ein guter Menschenkenner, der über sie nach seiner Ansicht gefragt wurde, mochte wol Recht haben, sich zu äußern: Sie kommt mir in ihrer plötzlichen Regsamkeit und Beweglichkeit vor, wie ein Schmetterling, der mit aufgeschreckter Hast die Flamme umflattert, in der er nur zu gewiß seinen Tod findet.

## 4.

Der Verlobung des Erbprinzen mit Prinzessin Jucunde folgte in wenig Wochen die Vermählung. Der Vater des fürstlichen Bräutigams war sonst an einen strengen Haushalt gewöhnt. Bei großen, in das Interesse seines Hauses tief eingreifenden Veranlassungen jedoch hielt er mit seinen aufgehäuften Schätzen und Kostbarkeiten nicht zurück. Alle Vorbereitungen zum Beilager seines Sohnes wurden in verschwenderischen Umrissen angelegt und das Ganze, wie dies nur zu oft geschieht, mußte sich mehr auf Glanz und Masse, als auf Geschmack begründen.

Am Tage vor der Hochzeit sollte in der Oper dem Publicum Gelegenheit gegeben werden, die künftige Landesherrin als Braut zu sehen. Man hatte eine Festoper mit theuern Kosten aus Paris verschrieben, mit Eifer einstudirt und glänzend in Scene gesetzt; aber plötzlich erklärte sich Lodoiska unfähig, darin mitzuwirken. Es fiel dies allgemein auf. Man sah darin deutlich die Folgen einer Voraussetzung, die an sich selbst ja so wenig festen Halt hatte. Als man Prinz Max die Nachricht brachte und ihm die Ursache der Störung nannte, behauptete man, soll einen Augenblick ein düsterer Zug, wie man ihn sonst an ihm nicht kannte, über seine Stirn gefahren sein. Prinzessin Jucunde, seine Braut, lächelte. Da man an diesem Hofe, wie überall der Meinung ist, daß man große Hoffeste durch Schauspiel nicht so würdig begeht, wie durch die Oper, so fragte man bei Lodoiska an, in welcher Oper sie mit-

wirken wolle. Sie antwortete nach langem Besinnen: In der Zauberflöte.

Wenn wir eben bemerkt haben, daß Jucunde lächelte, so soll dies mehr als die Beobachtung einer bloßen Zufälligkeit sein. Sie lächelte, sie sah seitwärts zum großen Fenster hinaus auf den belebten Schloßplatz. Prinz Max nicht minder gedankenvoll. Es ist wohl nichts von Gerüchten so klein, nichts so geringfügig werthlos, was nicht den Hochgestellten durch Vertraute und nicht selten Unberufene mitgetheilt würde. Grade an die Ufer, wo sich machtlos die Wellen brechen, strömen sie unaufhaltsamer an. Prinzessin Jucunde wußte alles, was man sich über eine Beziehung des Prinzen zu Lodoiska geheimnißvoll in's Ohr raunte. Sie verzweifelte bei dem Gedanken, das Herz eines Mannes, den sie liebte, mit einer Andern theilen zu müssen. Sie sprach von Lodoiska, der Prinz sah zum Fenster und trommelte auf die

Scheiben. Sie faßte sich ein Herz und flüsterte, hinhauchend, beklommen, mit halb erstickter Stimme die einzigen Worte: **On dit que le Prince la protège!** Der Prinz, blutroth, stieß kurz und heftig das Wort heraus: **Mensonge!** Jucunde erblaßte, denn dies Läugnen war für sie schreckhaft. Sie fühlte, daß dies **Mensonge** nur heißen konnte: **La vérité!**

Sie war erschüttert, sie verzweifelte. Zum erstenmale faßte es sie mit unterwühlendem Schmerze. Ihr kluger Sinn sagte ihr, daß sie keine Ansprüche hätte auf die Vergangenheit ihres Verlobten. Ja selbst das dauernde Verbleiben Lodoiska's in ihrer bisherigen Stellung zum Theater würde sie nicht gestört haben, wenn Max nur Wahrheit gesprochen hätte. Dies schnelle und in sichtlicher Verlegenheit ausgesprochene: Es ist nicht wahr! machte sie für ihre Zukunft zittern. „Hätt' er mir's gestanden, hätt' er mich in die Tiefe seines Herzens blicken

lassen!" Sie wußte, daß nur das todt ist, was man begräbt. Sie sah diese Liebe, die ihr so gewiß und ausgemacht schien, wieder aufwachen. Sie war von einem ahnungsvollen Blick in die Zukunft so ergriffen, daß sie nur wenig Augenblicke in dem abendlichen Zirkel des Hofes verweilen konnte und unter bittern Schmerzen sich zum Schlaf in ihre Kissen drückte.

Am folgenden Morgen war sie beruhigter. Sie wollte nur ein offenes Geständniß, sie wollte allein das wissen, was Niemand wußte, sie wollte Wahrheit. Für das Andere und Zukünftige hatte sie ja Liebe und Vertrauen! Am Abend war die Vorstellung der Oper. Je näher die Stunde kam, desto beklommener fühlte sie sich. Alles, was sie von der Favorite ihres künftigen Gatten gehört hatte, trat jetzt in schreckhafter Deutlichkeit vor ihr Auge. Sie sollte sie sehen, hören, diese verborgene, so räthselhaft geheimgehaltene Leidenschaft! Grade dies Geheim-

niß schien ihr so bedenklich; denn es bewies, wie sehr ihn Lodoiska gefesselt haben mußte.

In dieser Stimmung saß sie an der Tafel. Es schlug sechs. Um halb sieben trat sie an der Seite ihres Verlobten in die fürstliche Loge des festlich erleuchteten Opernhauses.

## 5.

„Ein schönes Paar."

„„Er scheint wirklich verliebt zu sein.""

„Sie ist sehr ernst."

„„Sie soll gelehrt sein.""

„Sie schreibt ein Buch über Botanik."

„„Hübsche Toilette.""

„Wenn Lodoiska auftritt —"

„„Geben Sie Acht.""

„Mein Glas ist scharf, ihre Miene soll mir nicht entgehen —"

„„Wessen?""

„Der Prinzessin."

„„Ach, Schnack.""

„Was? Glauben Sie denn, daß sie von etwas weiß?"

„„Oho.""

„Still, still!"

Lodoiska sang. Alle Gläser auf die Prinzessin gerichtet. Ihre Miene zuckte. Es war ein furchtbarer Schmerz, der ihr Innerstes durchwühlte. Sie sah fort auf den vor ihr liegenden mit Goldbuchstaben gedruckten Theaterzettel. Sie blickte, von unten auf, den Prinzen an. Seine Ruhe, seine Gleichgültigkeit, diese Affectation hätten ihr Thränen entlocken können. Es fiel ein Tropfen — grade auf den Namen: Lodoiska.

Wie sehr der Prinz Jucunden ehrte, konnte man aus der sinnigen Ausschmückung der Corridore und der Vorgemächer der fürstlichen Loge sehen. Eine Reihe von Gemächern hatte sich förmlich in eine Anpflanzung verwandelt. Die herrlichsten Blumen, die seltensten Gewächse verdeckten die Wände. Man wandelte durch Oran-

gerie, durch tausend Blumen, die ihre Düfte entströmten, durch Rankengewächse, die oft den Weg zu versperren schienen. Rings um die Spiegel, die hier und da zum Widerschein der Girandolen angebracht waren, zogen sich die Kränze der Primula praenitens oder die bläulichen Glocken der Cobea scandens. Thyrsusartig hoben sich aus dem Schaft der Aloe ihre blaßrothen Blüthen. Die Treppen auch der entfernten Räume waren mit Polyandern oder Magnolien geschmückt. Dazwischen die Passiflora alata mit ihrem blauen Strahlenkranze, oder die scharlachrothen, gegen Alles grell abstechenden Staubfäden der Calotamnus quadrifida, blaue Rhododendren, gelbe Azaleen, Hibiscus aller Arten — man glaubte sich in einen Feentempel aus tausend und einer Nacht versetzt.

Den Preis aber von allen diesen Wundern trug eine Grotte davon, die aus einem entfern-

testen Raume von magischen Lichtern geblendet herüberschimmerte. Hier war mehr als eine Blume, hier galt es eine Feierstunde der Schöpfung. Umgeben von einfachem grünen Rankgewächse stand in diesem dämmernden Raume jene wunderbare Pflanze Cactus grandiflorus, die Königin der Nacht. Grade in den Stunden, die eben angebrochen waren, sollte diese Zauberblume ihren Kelch eröffnen. Es war ein Schauspiel, das der Prinz seiner Braut zuletzt vorbehalten hatte. Schon duftete der Kelch seinen Wonnegeruch aus, schon regte sich geheimnißvoll die Blütenkrone, um schamhaft ihre weißen Blätter auseinander zu breiten. Die gelben Staubfäden trieben ihre zarte Hülle immer mehr und mehr, ein geheimnißvolles poetisches Leben rang nach Licht und Offenbarung. Dies Blühen war kein organisches Gesetz mehr, sich wiederholend in einem bestimmten Kreislauf der Zeit, sondern eine freie große That, ein

Entschluß, eine bewußte göttliche Kraft. Alles an dem wunderbaren Baume schien zu leben. Selbst der Schaft mit seinen stachlichten quadrirten Aesten schien zu zittern. Ein Wonneschauer bebte in dem ganzen Bau der Pflanze, der sich in diesem Augenblicke, wie bezaubert, mit seiner schönen, im Osten heilig gehaltenen Blüte krönte.

Der Prinz hielt diese Feier geheim. Seine Braut sollte von ihr überrascht werden. Um jede Störung des geheimnißvollen Vorganges, jede Beschädigung dieser Blume zu verhindern, war ein Officier beordert, an ihr zu wachen. Es war Eugen von Zastrow.

## 6.

Man würde sehr Unrecht thun, wenn man aus den oben mitgetheilten Tagebuchnotizen schließen wollte, daß Lieutenant von Zastrow ein fat war. Er war nicht klüger und nicht beschränkter, als der größere Theil seiner Waffenbrüder. Nur was ihn ganz speciell in den Ruf eines Landjunkers gebracht hatte, war der Besuch bei Lodoiska. Dieser Besuch lag so ganz außer dem Bereich des Ueblichen und Hergebrachten, widersprach so auffallend der Stellung, die man dieser Künstlerin stillschweigend einräumte, daß man ihn auch nur mit Zastrow's Unkenntniß der Residenz-Geheimnisse entschuldigen konnte. Seit kurzem erst in Dienst getreten, faßte er

alles mit jener eigenen Mischung von Dreistigkeit und Gutmüthigkeit an, die unsere jungen deutschen Adeligen oft komischer erscheinen läßt, als es sich für Söhne des Mars zu geziemen scheint.

Dem Unmündigen lächelt aber immer das Glück. Zastrow hatte Lodoiska in einer Zeit besucht, wo sie grade Gesellschaft, Zerstreuung, Anhalt bedurfte. Sie gab ihm Aufträge, ließ ihn rapportiren, fragte ihn über die Neuigkeiten der Stadt aus. Ja, indem er für ihren Ruf stritt, zog man ihn auf, daß er durch sie eine glänzende „Carriere" machen würde. Dies war ihm, wie er sagte, von der ganzen deutschen Sprache das liebste Wort. Auch war seine militairische Haltung, seine Conduite, vortrefflich. Nur, um es gleich zu sagen, von Botanik verstand er nichts.

Mit wonnetrunkenem Blick hatte er Lodoiska erzählt, daß er am Vorabend der Vermählung

den Dienst bei Ihren Hoheiten haben würde. Er sprach mit Begeisterung von den Vorbereitungen zu dem Empfang im Theater, von den ausgeleerten Gewächshäusern, von seiner Galauniform, und stutzte, als ihm Lodoiska darauf erwiderte: Hüten Sie sich vor den Elfen! Wie so? fragte er. Lodoiska sagte, die Elfen wären Blumengeister, die aus den Kelchen der Pflanzen kämen und es schon manchem Sterblichen angethan hätten. Zastrow antwortete ganz verwirrt: „Ach so! Mythologie!"

Es schlug acht. Zastrow stand gedankenlos an dem Eingang der Nische, die die Königin der Nacht barg. Er wußte nichts von Cactus grandiflorus, nichts von Pistillen und Cryptogamen. Er seufzte nur vor sich hin: „Verflucht ennüyant!" Der Blumenduft hatte ihn fast betäubt. Es war alles so einsam um ihn her, die poetischen Gewächse ließen ihn so kalt, so leer, er besaß die Phantasie nicht, an sie die

Wunder des Orients und der Tropenländer anzuknüpfen. Drinnen scholl die Musik, tönte der Gesang, scherzte der Humor. Niemand kam in die scheinbar verlassene Gegend. Er fühlte sich auf seinem Posten, dessen Bedeutung er nur in sofern kannte, daß Niemand hier etwas abpflücken sollte, vernachlässigt und sank in Betrachtungen über die Möglichkeit eines demnächst ausbrechenden Krieges oder einer schnellen Sterblichkeit unter seinen Vorgesetzten.

Plötzlich fielen Zastrow Lodoiska's Worte von Blumengeistern ein, und indem er noch über das Unvernünftige solcher Ansichten lächelte, hörte er es hinter den Palmen und den großen Feigenblättern, die die Wände bedeckten, gespenstisch rauschen. Dabei kicherte es neckisch und es war ihm, als riefe Jemand: pst! pst! Er sah sich um und entdeckte nichts, das Rauschen und Schlüpfen aber dauerte fort, bis sein Blick auf die dunkle Grotte fiel und er, zusammen-

schreckend, die Mythe von Blumengeistern, für ihn ängstlich genug, bestätigt fand. Aus dem riesigen Cactus, dem die Königin der Nacht eben entblühete, ragte ein wunderbares Weib hervor in einem schwarzen langen Gewande und gleichfarbigem Schleier, dicht übersäet mit goldenen Sternen, das Haar aus dem Schleier herausquellend und niedergleitend in die grünen Aeste des Stammes, die wunderbare Erscheinung deutlich sich herauslösend aus dem Gezweige, ja wie es Zastrow schien, aus dem Kelch der eben sich erschließenden Blume selbst. Von den Lichtern geblendet, seinen Sinnen nicht trauend, dringt von drinnen wie geisterhaft der Jubelchor an sein Ohr:

„Es lebe von Zastrow, von Zastrow soll leben — "

Ein Lachen — ein Dämmern vor seinen Augen — ein lautes Knicken von etwas, das gegen ausdrückliches Verbot von den Pflanzen

abgebrochen wird — ein Rauschen — dazwischen der Elfen höhnendes Singen, der Triumphchor der Teufel:

„Es lebe von Zastrow, von Zastrow soll leben —“.

Er blickte noch einmal nach dem Blumengeiste, er sah ihn nicht mehr; aber — Himmel! er trauete seinen Sinnen nicht — die wunderbare Cactus-Blüte war verschwunden!

## 7.

Nach dem Chor:

„Es lebe Saraſtro! Saraſtro ſoll leben!"

(den Eugen von Zaſtrow auf ſich bezogen hatte) wollte nun endlich der Prinz ſeine Braut zu dem magiſchen Schauſpiel führen, mit welchem er ſie, die große Kennerin der Pflanzen, zu überraſchen gedachte. Eine gewiſſe Verlegenheit war ohne Zweifel den ganzen Abend über, wo er dem Publicum ſich mit ſeiner Wahl preisgegeben hatte, an ihm ſichtbar geweſen. Jetzt, erlöſt von dieſer Pein, athmete er auf, bot ſeiner Braut den Arm und führte ſie durch die Blumengänge der Corridore und Vorzimmer der

fürstlichen Loge, durch alle diese flimmernden und duftenden Zauber, die sie jetzt erst mit kundigem Auge näher prüfen sollte. Eine Cortege von Hofdamen neben der Prinzessin, die Adjutanten und bedeutendsten Hofchargen im Gefolge des Prinzen.

Zastrow stand wie auf glühenden Kohlen. Die Verlegenheit um die abgebrochene Blume, auf der der Haupteffect der Ueberraschung beruhen sollte, trieb ihm den Angstschweiß auf die Stirn. Er bot einen beklagenswerthen Anblick dar. Je näher der Hof herankam, desto höher stieg seine Angst. Er hörte die Prinzessin schon in der Ferne laut ihre Freude äußern, er hörte den Prinzen von Blumen mit einer Theilnahme sprechen, die er früher nur für Pferdeschabracken gekannt hatte. Jetzt waren sie bei den Oleandern, jetzt bei den Rhododendren, nun kamen die Cactus, Cactus simplex, Cactus quadratus, Cactus — Zastrow fühlte, daß in diesem

Augenblick seine ganze militairische Laufbahn auf dem Spiele stand. Immer näher kam der Zug, immer drohender die Gefahr. Grand ciel, ertönte jetzt die Stimme der Prinzessin: grand ciel que vois-je! Cactus grandiflorus!

Was nun folgte, war Alles ein Moment. Der Prinz, der etwas kurzsichtig war, sagte: Und blühend in dieser Stunde! Die Prinzessin antwortete: Blühend? Wie? Der Prinz, näher tretend: Himmel! was ist das! die Blume ist abgebrochen! von Zastrow hielt sich an einem Orangenbaum.

Der dienstthuende Officier! — knirschte der Prinz.

Von Zastrow! hieß es.

Wo ist die Königin der Nacht?

Armer Zastrow! Konnte er jetzt vom Blumengeiste sprechen? Konnte er sich auf die Elfen berufen? Auf der Zunge lag ihm etwas von überirdischen Mächten, Sternenschleier, Pe-

tiscus' Mythologie, er stotterte: Ew. Durchlaucht, total unfähig —

Im höchsten Zorn fuhr der Prinz heraus: „Sie sind, Sie sind, Sie sind — cassirt!" Der Prinz zog seine Braut von diesem Schauplatze frevelhafter Zerstörung fort und lehnte sich, erschöpft im Uebermaß des Aergers über eine ihm verdorbene Ueberraschung, an eine Karyatide, die ihn halten mußte.

„Eine solche Blume abzupflücken, die Königin der Nacht, eine Blüte von nur zwölf Stunden Dauer! Es ist ein Sacrileg, ein Kirchenraub, Tempelschändung. Entdeck' ich den Thäter, die Strafe soll exemplarisch sein. Wer war's?"

Zastrow war verstummt und zuckte halb ohnmächtig mit den Achseln, Jucunde hatte nicht gehört, welche große Strafe der Prinz dem Thäter zuerkannte; sinnend stand sie und blickte mit ihren schönen Augen gen Himmel.

Mir ist, sagte sie, als könnte die geraubte Blüte nicht weit sein.

Wo, Jucunde?

Dort hinter den Palmen!

Man suchte und fand sie nicht.

Sie muß nicht fern sein; etwas weiter.

Wie wäre das —

Zu entdecken, sehr leicht.

Die Pflanzenkennerin fuhr fort: Ein Duft, wie der, den die Königin der Nacht ausströmt, dieses würzige Vanille-Arom, wäre unverkennbar aufzufinden. Man solle ihr folgen.

Sie drängte sich hinter die Palmen. Hier fand sich eine leis angelehnte Thür. Der Prinz, der ganze Hof drängte nach, mit Ausnahme des unglücklichen und aus allen seinen Himmeln gestürzten, der Blumenmystik wegen unglücklichen von Zastrow. Die angelehnte Tapetenthüre führte in einen dunkeln Gang, der sich um die Logen herumzog und in die Nähe der Garde-

robe des Theaters führte. Die Prinzessin stand zuweilen still, besann sich und sagte dann: Vorwärts, meine Botanik soll uns schon helfen, Prinz. Dieser, nach der ihm angebornen Gutmüthigkeit, war schon milder geworden und schwieg. Ein Theil des Gefolges hielt es für angemessener, in dem dunkeln Gange mit dem Brautpaar nicht allein zu bleiben und hielt sich zurück. Die Prinzessin schritt vorwärts.

Ein herrlicher Duft erfüllte den Raum. Es zog vor ihnen her wie eine Wolke aus dem Lande Yemen. Die Spur war so unfehlbar wie ein sichtbarer Luftstreifen, wie fliegender Sommer, der in der Abendsonne spielt. Erst schien sie auf die Bühne selbst zu lenken. Die Prinzessin mußte die Sache nun von der scherzhaften Seite nehmen, sie lachte und der Prinz fühlte, daß seine Aufwallung nachließ. Sie kamen aber von der Bühne und dem Theaterraume, wo das Erscheinen der hohen Herrschaf-

ten eine allgemeine Verwirrung hervorzubringen drohete, wieder ab; dem Prinzen schien jetzt die Spur verloren.

Nein, sagte lachend die Prinzessin, nun sind wir bald am Ziele. Ich muß meine botanische Ehre behaupten. Damit wies sie hinüber in den dunkeln, von Schatten und Schweigen eingehüllten Flügel, in welchem man durch mehrere unbesuchte Gänge nur zu Lodoiska's Wohnung gelangte. Die Cavaliere des Hofes ahnten etwas, das sie nicht wissen sollten, und blieben zurück. Jucunde hängte sich an den Arm ihres Verlobten und zog den Sträubenden muthwillig weiter. Hier und da eine Schildwache, die verwundert das Gewehr präsentirte. Säulen, verfallene Treppen, spärliche Flammen unter großen schwarzgebrannten Lampenschirmen, am Fußboden niedergefallener Gyps von den Stuckarbeiten der Decke. Der Prinz hielt an und sagte: Es ist genug. Keh-

ren wir um! Die Prinzessin aber zog ihn und bemerkte plötzlich: O welch ein Duft! Hier sind wir am Ziele. Der Prinz erblaßte. Stumm wollte er sie weiter führen. Jucunde behauptete ganz in der Nähe des Räubers zu sein, sah sich scharf um und entdeckte eine überkalkte Wandthüre, die sie öffnete. Dem Bräutigam vergingen die Sinne, er beschwor sie zu bleiben. Die Thüre führte eine kleine enge Treppe hinauf. Drei Schritte, sagte sie, so sind wir am Ziele und haben den Dieb. Bleiben Sie zurück. Der Prinz blieb, unwillkürlich, wie angewurzelt. Jucunde stieg die Stufen hinauf, sah sich auf einem kleinen Flur, der zu einer gewöhnlichen häuslichen Einrichtung zu führen schien, ging weiter, sah durch eine offene Thür einen Lichtschimmer fallen, fühlte von dorther den Wohlgeruch der Blume duften, lehnte behutsam die Thüre zurück und stand in einem reizenden, von Dämmerlicht erhellten Gemache.

Auf einem Divan lag eine sonderbar gekleidete Dame in schwarzen Gewändern, die abgepflückte herrliche Blüte vor ihr. Jucunde täuschte sich nicht. Lodoiska war die Räuberin.

## 8.

Arme Lodoiska! War die Stunde gekommen, die sie dir prophezeit hatten, wo der schöne Nachtfalter sich in die Flamme stürzen würde?

Sie lag in Thränen gebadet. Der Duft der Blume und die Macht der eignen Schmerzen hielten ihre Sinne gefangen. Sie sah nichts von dem, was sie umgab. Sie bemerkte nicht, daß eine hohe stolze Gestalt im festlichen Gewande (es hätte ja auch Pamina sein können, die sie rief) im Halbdunkel des Gemaches vor ihr stand und sie mit neugierigem und gerührtem Auge betrachtete. Sie lag hingestreckt auf den Divan, eingehüllt in ihre Sternengewänder,

das Haupt in die weiße schöne Hand gestützt, vor ihr die Blüte, die ihre Entwurzelung noch nicht zu ahnen schien, zwei Königinnen der Nacht!

Und wie Jucunde so das stille Schauspiel betrachtete, wie ihr Auge rings auf Gemälde, Statuen, auf Dinge fiel, die in geheimnißvoller Ansprache sie zu grüßen schienen, wie alles umher sie neckte und doch wieder sie tröstete, sie anlachte und doch wieder sie beruhigte, war es ihr klar, daß Lodoiska einst das Herz ihres Mar gehört hatte, klar aber auch, daß die, die es jetzt besaß, sie selber war. Zürnen, strafen konnte sie nicht. Hatte sie doch das Schicksal auf seinem zartesten Wege hierher geführt, war es doch ein Engel der Blumen, dessen Hand sie hierher geleitet hatte!

Indem erwachte Lodoiska aus ihren Träumen und schlug ihr großes schönes Auge auf. Sie sah die Fremde, erhob sich, erkannte sie

und sank besinnungslos zu den Füßen der Prinzessin. Diese hob sie milde auf, legte ihre Schleier zurück und begann mit sanftem Tone: Ich suchte die Königin der Nacht.

Lodoiska lächelte schmerzlich, als wollte sie sagen, sie wär's.

Jucunde erkannte den Irrthum und berichtigte ihn. Lodoiska erschrak: Dies ist diese kostbare Blume, von der man so viel Wunder erzählt?

Jucunde hörte weniger auf das, was sie sagte, als auf ihren Ton, ihrer Stimme Ausdruck, auf das Athmen ihrer Brust. Sie dachte sich still: Warum sollte sie ihn nicht gefesselt haben?

Lodoiska gestand mit bebender Stimme, daß ein unerklärlicher Reiz sie getrieben hätte, dem Feste von einer verborgenen Thüre zuzulauschen. Sie wäre verscheucht worden und hätte gedacht, wenigstens eine Erinnerung wolle sie sich aus diesen Blumen zur Eingangspforte zum künfti-

gen Glück der Prinzessin wählen. Diese Blume hätte sie sich gebrochen und wäre so behend entschlüpft, wie sie gekommen wäre.

Es lag in diesem Bekenntniß für Jucunde viel, ja alles. Sie schlug die Augen nieder, sie fühlte, was Lodoiska sagen wollte. Sie fühlte, daß das arme schöne Mädchen auf die Liebe des Prinzen ein Recht hatte, und mußte Lodoisken an ihr Herz drücken, um nicht zu wanken. Nur eine einzige Blüte hatte sie von dem Feste nehmen wollen, nur eine! Zur Erinnerung, zum symbolischen Zeichen ihres Anrechts an diesem Besitzthum!

So standen die beiden Frauen, Arm in Arm verschlungen, eine Weile. Dann aber ermannte sich Jucunde und mit einem Tone, der ernst, fast feierlich war, sprach sie:

Sie brachen eine Blüte und wußten nicht, daß es eine so kostbare war. Nach der Sage blühet diese Blume nur Einmal in hundert Jah-

ren. Lange Sorgen und des Gärtners treueste Pflege gehen den wenigen Stunden voran, in denen die Menschen zu erfreuen dieser Wunderpflanze vergönnt ist. So gehört sie, wenn sie sich entfaltet, auch nicht einem Einzelnen, sondern Allen. Nie kann sie ein Geschenk der Liebe oder Freundschaft sein, nie kann sie, und wenn im schönsten Glase, an eines Einzelnen Fenster stehen. Sie kommt zu Niemand. Wer sie sehen will, muß sie suchen, in der Stunde der Nacht. Ihr Duft ist nicht beschränkt wie bei Veilchen und Rose; er dehnt sich aus, überwölbt Alles, athmet Allen! Sie ist der Fürst der Blumen. Sie darf geliebt werden, aber, da sie Allen gehört, sich nie verschenken.

Lodoiska verstand die sinnige Allegorie, die auf die Blume und auf Max paßte, und sank mit dem erstickten Ausruf: Vergebung! zu den Füßen der klugen Prinzessin. Diese nahm die nun schon welkende Blüte von dem Divan,

drückte einen Kuß auf Lodoiskens Stirn, sprach leise: Vergeben Sie mir, und rauschte in ihren seidenen Gewändern über die Teppiche hin, die ihr Fuß nur schwebend zu berühren schien.

Die Zauberflöte wurde zu Ende gespielt. Lodoiskens Arien blieben aus. Der Prinz hing stumm an dem Arme seiner Braut. Der Hof bewunderte die pflanzenkundige junge Fürstin, als sie die geraubte Trophäe zurückbrachte. Wo sie die Blume gefunden, blieb Geheimniß. Um alle Erinnerung an das Ereigniß zu verwischen, wurde auch Zastrow in Gnaden wieder aufgenommen.

Der Prinz wollte Jucunden Erklärungen geben. Sie sagte lächelnd: Sechs Wochen nach unserer Vermählung! Man sagt, sie wären auch da noch nicht erfolgt, weil sie nicht nöthig waren. Beide leben glücklich.

Lodoiska verließ die Residenz. Sie lebt am Rhein in einer schönen Villa im Schatten des

Niederwalds. Nur noch ein Jahr war sie im Dienste der Musen geblieben, hatte in allen Partien, die sie übernahm, geglänzt; am liebsten sang sie Mozart. In Don Giovanni lieber die Elvira, als Donna Anna, niemals aber mehr die Königin der Nacht.

# II.

# Winterphantasieen.

## 1.

Nimm diese Denkblätter hin, wie sie geboten worden! Laß sie wie Athemzüge deine gedankenernste Stirne umfächeln; laß sie knistern, wie kleine blaue Flämmchen, die aus den elektrischen Begegnungen unserer Geister zucken! Wenn ich dir nahe, fühl' ich's mich anwehen. Ich höre deinen Fußtritt leise über die Teppiche rauschen, ich höre den sanften Gruß deines süßen Mundes und im Augenblick steh' ich umgewandelt vor deinem holden Blicke, neugeboren vor deinem holden Lächeln. Alle Last und Mühe des Tages fällt wie ein irdisch Gewand von meiner Seele. Ich fühle mich jung, wie einst; gut, wie einst; unsterblich, wie einst!

Laß sie rauschen und wogen, die Wellen der Zeit, können sie uns erschüttern? Laß sie toben und rasen, die Stürme des Lebens, können sie uns beugen? Am dunkeln Meere weht der Orkan die Riesenflamme aus, die den verirrten Schiffern die Nähe der freundlichen Mutter Erde kündet: die kleine Leuchte, die in tiefster Nacht uns ewig schimmern wird, kann nicht erlöschen.

## 2.

Tritt hinaus mit mir auf den schneebedeckten Altan in die heilige Winternacht! Hülle dich in meinen Mantel, schmieg' dich an die klopfende Brust des Freundes mit dem Klopfen der deinen.

Sieh, wie die Sterne dort oben im dunkelblauen Meere schwimmen. Sie zittern, sie winken, sie fliehen, sie ruhen — wer diese Ruhe fände der ewigen Gestirne! Wer so durch die Bahnen der Welt in schönem Gesetze rauschte, so majestätisch schreitend, so unbeweglich bewegt, so groß in der Freiheit, so erhaben im Gesetz!

Schmiege dich fester an mich! Was uns

fröſteln macht, iſt nicht der ſchneidende Zug des Oſtwindes. Was uns ſo kalt überläuft, iſt die Ferne, dort droben die Ferne — die Ferne!

## 3.

Der Schnee seufzt unter den eisernen Radrändern der Wagen. Knirschend schallt der Frost zu uns herüber. Dunkle Gestalten huschen über die öden Plätze. Die Lichter flackern, wie beengt in ihrem glühenden Athmen vom Druck der zusammengeschnürten Atmosphäre. Eine ungeheure Nebelwolke liegt wie eine Decke von weißem Flor über der Stadt.

Noch sind die Sterne fern und wir müssen athmen mit den Menschen. Noch müssen wir Liebe in den Schleier des Geheimnisses hüllen. Noch unser Unglück bergen vor Spott, unser Glück vor Neid, unsere Wohlthaten vor dem

Undank. Noch müssen wir athmen, wie das geängstigte Insekt unter den grausamen Versuchen des gelehrten Forschers. Dank dir Welt für deine Freude, Dank euch Menschen für eure Liebe! Hier, an meinem Herzen, hier sind noch Stellen für eure Wunden, hier sind noch Narben, die ihr aufritzen, in diesem Busen noch Hoffnungsschimmer, die ihr ganz erlöschen könnt! Füllet noch voller den Becher des Lebens mit dem Schierlingstranke eures Urtheils, voller bis an den Rand, daß er überschäumt und selbst die Klage in die Wirbel der Verzweiflung hinunterspült! Gib, was du besitzest, lieber selbst, daß sie dir's nicht rauben können! Gib deinen Stolz hin, ehe sie ihn zermalmen, deinen Namen, ehe sie ihn schänden, deine Thränen, ehe sie ihrer spotten! Hoffe nichts und vielleicht überrascht dich noch etwas! Zertrümmere deine Werke; vielleicht rührt dich ein Steinchen, daß dir der Zufall von ihnen wiederbringt. Sei

todt, damit du die polternden Erdschollen nicht hörst, die sie schon auf den Sarg deines Lebens werfen!

Der Mantel reicht nicht aus für zwei. Und nicht wahr, es wird kalt an meinem Herzen?

Laß uns hineintreten!

## 4.

Knisternd leuchtet es im Kamin, behagliche Wärme strömt aus der zierlich gebauten Flammengrotte. Rothe Lichter hüpfen über die Ecken des dunklen Zimmers, dort und da hinspringend, je nach dem Züngeln der Flamme. Da erleuchten sie ein Bild, dort eine kleine weiße Statue, hier den Spiegel, dort die leere Wand. Nur dein Auge bestreifen sie nicht. Es ist blitzender, als die Flamme.

So laß uns schweigen. Denn Worte sagen nicht, was ich fühle.

Wird Schweigen einst die Sprache der Engel sein? Wenn die, die es einst werden wol-

len, hienieden beisammensitzen, unter dem Glanz von Kerzen, der auf festliche Kleider fällt, wenn sie von den eignen Tugenden und den fremden Lastern reden, wenn sie die Zeitung des Tages wiederkäuen und geistreiche Gespräche zupfen in Gesellschaften, die sie Salons, Cirkel, Soiréen nennen, wenn sie alle Sprühteufel ihres Witzes und ihrer Affectation losgelassen haben und plötzlich, wie verabredet, eine Erschöpfung, eine Pause eintritt, wo man nichts, als einen klappernden Theelöffel hört, dann sagen sie: Ein Engel geht durch's Zimmer! Also werden wol die Engel schweigen.

Oder wenn sie reden, so werden sie eine Sprache haben für das, was wir nur in der Nähe der Liebe fühlen können. Sie werden mit einem einzigen Worte alles zusammenfassen, was wir nur in schwerfälliger Aufeinanderfolge auszudrücken wissen. Sie werden das Wort zur Klangfigur nicht wie wir Menschen von

Tönen, sondern von Accorden machen. Wie kann ich sagen, was ich alles nicht vereinzelt, sondern verschlungen, in süßer Umarmung, in seliger Umrankung der Ideen fühle? Es ist Zagen, was mich, der Liebe gegenüber, bewegt, und im Zagen doch die seligste Hoffnung, Freude und Schmerz, Zerstören und Schaffen, Muth und Reue, Freude am Tod und höchste, gipfelnde Erregung zum gesundesten Leben. Die Sterne ziehen mich und lassen mich. Schwebend zwischen Himmel und Erde, wo fühl' ich sichern Stand?

## 5.

So laß uns denn reden! Reden von Thaten, reden von Irrthümern, reden von der Welt. Rolle auf, Vorhang, der die Bühne der Zeit verbirgt!

Betracht' ihn erst noch eine Weile, diesen Vorhang. Viele nehmen ihn für die Bühne selbst. Als ich Kind war und zum ersten Male die geharnischte Jungfrau im Opernhause zu Berlin fechten und sterben sah, ging ich früh in den mir neuen, ungewohnten Tempel der Musen. Den Vorhang hielt ich armer Junge beim Eintritt schon für das aufgeführte Stück. Ich sah einen Rundbau von Säulen, in der

Mitte einen Altar, auf dem die Priester einem langgeschenkelten, schlanken Apollo opferten. Die aufsteigende Rauchwolke beschäftigte meine Phantasie. Sie schien mir eine wirkliche zu sein, so hoch verlor sie sich bis an den Kronenleuchter. Wie erstaunt' ich, als die Musik begann, diese Säulen, diese Priester, dieser Apollo sich um sich selber wickelten und hinten eine ganz neue Welt aufging! Der Vorhang, der unsere Zeit verbirgt, ist die Oeffentlichkeit des Tages, die Presse, die Lüge, — wie viele nehmen sie für die Wahrheit!

Sieh ihn dir an, diesen Vorhang, mit seinen gleißenden Farben, seinen verzerrten Arabesken, seinen bunten Fratzen, mit seinen geschwänzten Menschenleibern, menschenähnlichen Affengesichtern, seinen Sonnen von Goldschaumpapier, seinen Sternen von Blech, diesen Vorhang, bedeckt mit Kobolden und Meerkatzen! In der Mitte schwebt über die Fläche hin ein

langbeiniges, ausgemagertes Weib, das eine lange hölzerne Posaune zum Munde führt, die Fama des neunzehnten Jahrhunderts, eine Hekate, die abgefeimte Metze der Oeffentlichkeit. Ihr Gewand sind die Tagesblätter, zusammengeklebt mit dem Kleister einer neuerfundenen Zeitungssprache, für die man bald eigene Idiotica wird herausgeben müssen, sowie man Wörterbücher der Zigeuner- und Gaunersprache hat. Mit ihrem Haupte will die lange Gestalt zu den Sternen an und mit den Fersen schleift sie im Schmutz der Gassen. Was hinter diesem Vorhang rein und fleckenlos dasteht, hier vorne auf der großen Schandtafel „Oeffentlichkeit" weiß man von ihm nur Unreines. Was hinten für sich selber spricht, muß hier vorn sich erst durch Andere vertreten lassen. Was dort Tugend ist, ist hier Eitelkeit; was dort Genie, hier Anmaßung; was dort schon ewig lebt, wird hier bereits der Vergessenheit übergeben. Und doch,

welche gleißende Außenseite! Wie viel Wahrheitsliebe, wie viel Unparteilichkeit wird hier verbraucht: wie groß weiß man sich zu entfalten, wie erhabene Worte auf die Aushängeschilder des Charlatanismus zu schreiben! Alle sind sie gerecht, alle duldsam; entrüstet nur gegen das, was Entrüstung verdiene! Es ist ein Chaos, das viele verwirrt, manche überzeugt, alle betäubt.

Rolle auf, du lügnerischer Vorhang, daß wir die Wahrheit sehen!

## 6.

Wer in Neapel war, weiß, daß man aus dem Zorne des Vesuvs seine Suppe essen kann. Die geronnene und verhärtete Lava fügt sich der bildenden Hand des Künstlers zu Bechern und Tellern. So hängen wir die Erinnerungen an die Revolution an den Wänden unserer Zimmer auf. Das achtzehnte Jahrhundert mit seinem blutigen Rechnungsabschluß ist zur Kinderklapper geworden. Wenn man Europa wie einen Topf am Küchenfeuer sieden und wallen sieht, wer möchte glauben, daß diesem Welttheil einst Vulkane heiß gemacht haben!

Seit zehn Jahren haben wir unsägliche Angst ausgestanden. Wir fürchteten uns vor der Guil-

lotine von rechts, vor der Knute von links. Die Gefahr ist vorüber. Die Klingen sind nicht gezogen, nur die Federmesserklingen der Diplomatie. Die Diplomatie ist eine heilige Kunst. Talleyrand ist unter den Segnungen eines Priesters gestorben!

O wie gönn' ich dir diesen Frieden, Europa! Wie gönn' ich deinen Fluren grüne Saaten, deinen Bergen schwere Trauben, deinen Strömen bewimpelte Nachen! Wie gönn' ich dir Segen, Glück und Ruhe! Die Erschütterungen des europäischen Staatenkörpers seit dreihundert Jahren sind noch nicht verwunden, diese blutigen Aderlässe noch nicht ersetzt, diese Wunden noch nicht vernarbt. Die Nacht des Mittelalters barg eine friedlichere Ruhe. Die Grausamkeiten waren roher, aber gegen Einzelne gerichtet. Man kannte noch nicht diese Umwälzungen der Masse, diese Federstriche, die mit einem einzigen Zuge die Willensfäden von Tau-

senden durchschneiden; man kannte diese verheerenden Mordinstrumente aus feigem Hinterhalt, die Kraft des Pulvers, noch nicht, man kannte noch nicht die fremden Welttheile, deren Bewohner wir in die Reihe der Thiere stellten und einen Begriff der Sklaverei erfanden, den nicht das Alterthum, nicht einmal der Orient kannte.

Je mehr Licht in die Nacht des Mittelalters fiel, desto ungeschlachter die Bewegungen des aus seinem Schlaf gerüttelten Riesen. Wie wälzte sich die Menschheit auf dem Boden der Erde, als zum ersten Male die Spitzen der Berge sich vergoldeten und der Hahn zu krähen anfing! Alle Nebel, die vor dreihundert Jahren von der Pforte zum Himmel wichen, schienen sich herabzusenken auf die Erde. Verdüstert wurden die Pfade, blutig wurden die Spuren der aufgeklärten neuen Lehre, unversöhnlicher die Leidenschaften, erschöpfender die Niederlagen, un-

sicherer die Triumphe. So hat das Streben nach Licht und Recht das Band der Völker und Staaten Europas seit den Scheiterhaufen der Huß und Servet nur immer mehr versengt, der ungeheuerste Egoismus, in einer Gestalt, wie ihn selbst die Römerwelt nicht kannte, ist das Princip der Geschichte und der Politik geworden. Alle Striche Europas, alle Völker von Ehrgefühl und Namen sind von den Anstrengungen dieser Vergangenheit erschöpft. Die Ideen sind geboren; wer möchte der gemarterten Mutter nicht den Frieden gönnen, der das Bedürfniß der Welt geworden ist?

Friede, kühle lind die erhitzte Stirn der Kämpfenden! Friede, lächle sonnenhell in die trüben Fluren! Friede, streue das Füllhorn deiner goldenen Segnungen über die Menschen nieder! Nah' uns mit Sonntagsglockengeläut, nah' uns mit Alpenreigen und füll' lind die Brust mit unaussprechlichem Heimweh nach bes-

feren Landen! Friede, ziehe durch die Auen, wie ein Spielmann, am Hute die Feder, in der Laute frohe Lieder, erquickend die Müden, ermunternd die Schlummernden, singend von Gottes Herrlichkeit und von Lust und Liebe!

## 7.

Europa bedarf des Friedens, aber es versteht ihn nicht. Europa hat den Frieden, aber als ein Organ, nicht als einen Zweck. Weltweise träumten einst von der Ewigkeit des Friedens, Dichter sangen von der Ewigkeit des Streites. Der Krieg ist der Vater aller Dinge, sagten sie; aber was der Vater erzeugt hat, hat die Mutter geboren. Die Mutter ist der Friede, der dem Kinde die Milch der Liebe reicht und es wandeln lehrt am Lenkseil guter Lehre.

Europa bedarf des Friedens, hat ihn und wird ihn haben. Wer einen Baumstamm findet und hat den Mund zum Reden, der besteige

ihn und predige: Halte fest deine Krone, daß niemand dir sie raube! Aber laß den Frieden deine Krone, nicht die Mütze sein, die dir im Schlaf die Schläfe wärmt! Deine Krone, deine Herrlichkeit, deinen Tag, der dich zu Thaten weckt, nicht die Nacht, die deine Unthaten birgt! Denn besser wäre der Krieg, der uns zum Guten führt, als der Friede, der zum Bösen.

Warum liest du, König, wenn du vom Frieden hörst, nur in dem Schuldbuch deiner Ahnen; warum lächelst du, Staatsmann, wenn im fernsten Winkel Mexicos, in Syrien, in China das kleinste Fort der Erde die Waffen streckt und der Zündstoff des Universums kaum noch länger leuchtet, als man bedarf, um ihn ohnmächtig im Winkel einer Zeitung verprasseln zu sehen? Warum hüllst du, Priester, bei dem Sonnenschein des Zauberwortes: Friede, dich nur tiefer in die Kapuze und murmelst dunkle Sprüche, als wenn du böse Geister säheſt?

Warum trotzest du, Soldat? Warum wucherst du, Kaufmann? Warum errichtet ihr euch alle im Uebermuth des Friedens güldene Kälber und betet an im Staube vor dem widerlichsten aller Götzen, vor dem Moloch des Eigennutzes?

Der Friede soll euch heiligen und er entweiht euch: er soll euch zähmen und er bewaffnet euch! Ihr schlafet, aber die Hand am Schwert: ihr bietet euch die Rechte, aber bewehrt mit eisernem Handschuh! Ist der Krieg nicht besser als ein solcher Friede?

Europa bedarf des Friedens, weil ihm noch nicht eine einzige der großen Segnungen des seit drei Jahrhunderten freigewordenen Geistes unverkümmert zu Theil geworden. Wir hatten die Zeit der Märtyrer, aber noch nicht die Zeit der Glorie, wir hatten Lorbern, aber noch keine Palmen. Das Sonnenlicht der Freiheit hat erst geblendet, noch nicht erhellt, noch weniger erwärmt. Drei Jahrhunderte sind in die An-

nalen der Geschichte mit Blut geschrieben, damit die Welt freier, der Staat begründeter, die Idee reiner werde: jetzt ist es Zeit, daß endlich die Welt frei, der Staat tief und die Idee rein ist.

## 8.

Drei Parzen spinnen den Lebensfaden Europas.

Die erste, ein schwärmerisches Weib mit dunkelglühenden Augen, umflossen von katholischem Heiligenschein. Die zweite, majestätisch, lichtblond, blauen Auges, ernstsinnender Stirn. Die dritte, eine Reiterin, in enganschließender Amazonentracht, wild und sinnlich.

Europa trennt sich in das lateinische, germanische und slavische. Helden — Staatsmänner — Regenten. Republik — Constitutionalismus — Monarchie. Katholicismus — Protestantismus — griechische Kirche. Glaube und

Indifferentismus — Zweifel und Intoleranz — Theokratie und Formeldienst.

Katholicismus und Slavismus — die beiden äußersten Pole, die die entferntesten scheinen und sich wieder am nächsten berühren. Hier wie dort eine päpstliche Suprematie, hier wie dort das Extrem des Unglaubens und der abstractesten Weltbildung. Beide Pole gleich kirchlich und gleich außerhalb der Religion. Das höchste Priesterthum mit der ungebundensten Laienschaft.

Katholicismus und Slavismus — im politischen Extrem Republik und Despotismus. Espartero und Paskewitsch — Arguelles und Herr von Cancrin — Barcelona und Archangel. Bei den Russen wird das Weltliche zum Göttlichen erhoben, der Tschako des Czaren zur Tiara des Hohenpriesters, ein Gebet des Kaisers zum Opfer für ganz Rußland, — in Spanien lösen sie das Göttliche in das Weltliche auf, schmelzen die

Kirchenglocken zu Kanonen, die Becken des Weihwassers zu Piastern für die Rothschilde und die Aguados. Das Griechische scheint römisch, das Römische ist griechisch geworden.

Das germanische Europa liegt mitten inne. Es will nicht die Republik, nicht die Monarchie; nicht den Zweifel, nicht den Glauben; nicht das Gemüth allein, nicht den Verstand allein. Heut' ist es poetisch, morgen philosophisch. Es ergründet alles und begründet nichts. Es borgt mehr von der Geschichte, als es der Geschichte wiedergibt. Viel Vergangenheit, wenig Zukunft. Der Kampf der Ideen, wie er in England und Deutschland durchgekämpft wird, ist interessant im Einzelnen, ermüdend im Ganzen. Ewige Debatten, keine Resultate. Groß in Schulstuben, klein auf dem Markt des Lebens. Hätte das germanische Europa nicht das Genie der Erfindung, die Ausdauer im Gewerbe, den Fleiß im Ackerbau, die Emsigkeit im Han-

del, die Tugenden der Familie und die mittlere Temperatur des Klimas, die alle seine geistigen Thätigkeiten schärfer stachelt, als die Extreme südlicher Glut und nordischer Kälte, — wir würden nicht die große Rolle verdienen, die wir wenigstens auf dem Papiere spielen.

Sollen wir lernen von den beiden Principien, zwischen die wir eingekeilt sind?

Den Gedanken haben wir. Lernen wir vom Norden den Willen und vom Süden die That.

## 9.

Der Geist des Tages! Wer kann ihn haschen, den entschlüpfenden Proteus? Wer kann sagen: Hier ist er! Und wiederum: Hier ist er nicht! Wie dem „Zergliederer der Freuden" würd' er erscheinen

„bald grau, bald grün,"

der Geist des Tages ist ein Chamäleon.

Was ist jetzt der Mensch? Im vorigen Jahrhundert brach er die Fesseln der Erde und bezog sich nur auf Gott. Ueber dem „Dunstkreis" war seine Heimat. Jenseitig war sein Leben. Jetzt? Wir haben den Himmel zur Erde herabgezogen, haben Gott in den Blütenkelch des

Menschen als den Duft, als die Seele unseres edelsten Sinnens und Denkens, gebannt: Gott ist kleiner geworden, aber der Mensch darum größer? Wo schlägt das Menschliche in üppiger Pracht hervor? Wo sind begeisterte Seher, die uns mit ihren segnenden Armen hinaufziehen zu erhabeneren Welten? Wo wachsen Cedern auf unsern Sandbergen? Wo wallt es, glüht es; wo ist der Jordan einer neuen Taufe?

Eine neue Philosophie ist gefunden, aber keine neue Religion. Denken lehrt man neu, wer lehrt uns fühlen? Oder fühlen wir richtig mit unsern alten Gemeinplätzen? Reichen die alten Hausregeln, reichen die hundertjährigen Kalenderwahrheiten des Herzens aus? Ach, daß da ein Kopernikus käme! Ein Weiser, ein Dichter, ein Genie, zu dem wir hundert Ansätze haben, hundert flackernde Sternschnuppen, ohne einen einzigen urgeistig und urweltlich festen Strahlenkern. Ein Messias für die Herzen

fehlt, ein Gemüths-Luther, — für hundert Professoren der Philosophie nur einen einzigen Prediger der Philosophie!

Wer es verstünde, in die Seelen den Grundstein einer unsichtbaren Kirche zu legen! Wer so Priester sein könnte, ohne Talar, Vertrauter aller Menschen ohne Beichtstuhl, Redner ohne Kanzel! Wer nur so umwälzen, so ohne Blut, so mit dem Weihwasser der Thräne umwälzen könnte, wie Rousseau! Hunderte meinen es so gut, wie Jean Jacques, vielleicht besser, als der nur durch ein Paradoxon (die umgekehrte Preisfrage einer Akademie) zum Reformator gewordene philanthropische Misanthrop. Aber die Offenbarung schweigt, der Weltgeist gibt das Zeichen nicht: im Buche der Geschicke steht davon nichts auf dem Blatte des neunzehnten Jahrhunderts, wenigstens auf dem seiner ersten Hälfte nichts.

Wem rollt denn die Erdkugel zu? Dem

Glück. O behagliches Jahrhundert, verjage dir die Mücken, die dir deinen kühlen Sommerabend stören! Diese Unbequemlichkeit, nur ein Kissen am ruhenden Haupt entbehren zu müssen! Sieh den lächelnden Fabrikgeist, wie er dich durch seine Besitzungen führt! Hier die Oefen, die Kohlengruben, die Maschinen! Dort meine Meierei, mein grüner Grund, mein Park, mein Häuschen, meine Familie, meine reichen Schwiegersöhne, meine reichen Schwiegertöchter! Behaglichkeit im Drei-Achtel-Takt — ist Genußsucht. Noch von der französischen Revolution ist unser Blut in einer hüpfenden Bewegung. Unser Jahrhundert hat einen schnellen Pulsschlag und so ergibt sich: zum phlegmatischen Ziel sanguinische Schritte! Man nennt diesen Widerspruch Materialismus.

Die Staatsweisen? Machtbegierig und doch das après nous le déluge fürchtend. Unklar über Zweck, Ziel und Wesen aller Dinge. Nichts

zerstörend mehr, aber auch nichts schaffend. Beauftragt vom Augenblick. Temporisirend. Aerzten gleich, die sich nur auf die Diagnose verstehen.

Die Volksredner? Schmeichler nach unten. Gemeinplätzler. Ohne Muth, von der Meinung derer abzuweichen, die die Toaste und Ständchen bringen. Sklaven einer feinsollenden Consequenz. Auch die Zeitungen sind Volksredner. Windfahnen.

Die Gebildeten? Froniker, die alles von zwei Seiten betrachten und auch für beide gleich triftige Gründe haben. Sittlich aus diätetischen Rücksichten. Erzogen durch die Literatur und doch die größten Feinde derselben. Eitel. „Ein Lessing thut uns noth," hört' ich einen Gebildeten ausrufen. Nach einer kleinen Weile fügte er murmelnd hinzu: „Wenn ich nur Zeit hätte!"

Die Masse? Strebend, lernbegierig, aber nicht aus Wahrheitsdrang, sondern aus Eifer-

sucht. Der Communismus ist nicht aus der Armuth entstanden, sondern aus dem Ehrgeiz. Die mangelnde Idealität unsers Jahrhunderts wird sich an dem sittlichen Zustand der Masse rächen. Die Armen leben auch geistig von der Luft. Sie horchen den geheimnißvollen Klängen. Es ist das Zubrot ihrer Armuth und ihre Religion. Aber diese Luft ist leer. Staatsmänner und Philosophen, hängt Aeolsharfen aus!

## 10.

Woher und wohin?

Woher?

Aus der ewigen Nacht. Aus der Unterwelt, wo die Todtenkönige sitzen mit goldenen Kronen und glühenden Sceptern. Aus den Schrecken der elementarischen Welt über die geängstigte, geistige Kreatur. Aus dem Chaos von Recht und Unrecht, von Gewalt und Furcht, von Thier und Mensch. Aus einer Geschichte, wo die Menschen zitterten vor den Würgengeln, die mit Skorpionen über die Länder fuhren und nach Laune, Willkür und Frevelmuth die Brüder peitschten, bis auch über sie wieder von Ost oder West, von Nord oder Süd ein mächtigerer

Dämon kam und mit seinen Greifenflügeln sie zerschmetterte. Von dorther, wo in stiller Kammer der Verfolgte seufzt, der Gerechte sein Haupt auf die müde Hand stützt und zweifelnd in die graue Zukunft blickt; von dort, wo der Denker verzagt sein Buch zusammenschlägt, daß die eisernen Klammern dröhnen und ausruft: Bis hierher und nicht weiter! — Von den Schädelstätten herab, wo die Gekreuzigten das Haupt auf die durchstochenen Arme neigten, wo die Scheiterhaufen loderten, in denen die Märtyrer, Psalmen singend, zu Asche zerstoben. Von den Katakomben her, wo die Tausende modern, die ohne Urtheil, ohne Verhör geendet. Von den Richtstätten, wo Themis in ihrer Blindheit nicht sah, daß zu den Gewichten ihrer Schalen die Gewalt das eiserne Schwert unzähliger Justizmorde legte.

Woher?

Nicht blos aus der Nacht, auch aus der

Dämmerung. Ja, aus jenem Zwielichte, wo Wahrheit und Lüge ineinander fließen, wo die festen Dinge schwankende Schatten werfen und die Phantasie sich anklammert an Wesenloses und nur Geträumtes. Ja, auch von jenen Thälern her, über die ein oft so täuschender Duft von Glückseligkeit gelagert scheint, und in denen es nur wohnlich ist dem hüpfenden Irrlicht, von jenen Gegenden, über welche scheinbar segenspendende Hände streifen, Hände, die da geben, ohne zu wissen wem, die das Gute wollen, ohne das Bessere zu kennen, Hände, die die Staaten lenken, wie Väter die Familien, ohne zu wissen, daß die mündigen Söhne nach Freiheit dürsten. Ja, noch mehr, auch von dem Dämmerfluge der Minervaeule selbst, von jener Philosophie, die uns die Menschen in todte Begriffe, die Staaten in Pflanzen verwandelt, wie sie in dieser Unform kein Eden und kein Herbarium aufzuweisen hat. Von jener Philosophie,

die selbst mit ihrer trüben Oellampe einer Politik den Weg weisen will, die auch ohne sie mit ihren grauen Augen im Dunkeln zum Ziel zu kommen glaubt. Von einer Zeit her, wo des Großen, Herrlichen, Uebermenschlichen unvergeßlich viel geschehen, nichts aber oder nur Scheiterndes für den Menschen selbst, wie er dasteht in seiner unmittelbaren Beziehung zu Gott und zur Natur.

Und nun wohin?

Ins Licht, in ewige Klarheit, in Sonnennähe. In Rechte, die Niemanden ausschließen, in Freiheiten, die Allen gehören. In gleiche Vertheilung der Arbeit, und gleichen Genuß der Ernte. In einen neuen großen Anfang der Geschichte, die von der Vergangenheit nur behält, was die Zukunft belehren kann, in neue Strömungen des Geistes, neue Bahnen der Sitte, in Schöpfungen die, wie die erste aus dem Nichts, so jetzt aus dem All hervorgehen.

In Staaten, wo man das „verschönernde Erz der Jahrhunderte" nur an den Formen duldet, welche in ihrer Grundmasse nicht, wie einst das corinthische Erz, zusammengeflossen ist aus Zerstörung, Eroberung, Flammenwuth. In Staaten, die ihr Heil nur darin finden, daß in ihnen der Mensch frei hervortritt, in der Urschöne seines Geistes, selbst da hervortritt, wo Unverstand und an der Scholle klebende Trägheit das Bedürfniß der Freiheit nicht zu empfinden scheinen. Wer sagt euch, daß die Staaten, die bestehen, um ihrer selbst willen da sind? Und wenn sie zusammensänken, diese Mauern, die dem Zahne der Zeit zu trotzen scheinen, wenn sie brächen, diese Improvisationen irgend eines Herrschers, was liegt dem freien Menschen daran, der schon seinen Bruder wieder erkennen, schon seinen Freund wieder umarmen und die Kette einer neuen gesellschaftlichen Ordnung schließen würde — auch ohne Euch!

Wohin?

Nicht in das Land der Wahrheit, nicht in Fabeln, nicht in Träume. Aber in das Land des Glaubens, der Begeisterung, der Hingebung. Es glätte sich die spöttisch gefurchte Miene des Zweiflers, es sinke die Nebelkappe des trügerischen Dialektikers; selbst eine Wolke umarmt, statt des Ideals, ist Götterumarmung, wenn die Täuschung beschienen war vom rosigen Licht der Sonne.

Ja, wohin?

In Experimente, wenn unter der Retorte des Staatsphysikers nur kein lebendig pulsirendes Menschenherz zuckt! Zähe ist der Geist des Einzelnen, bildsam der Geist der Masse. Die Geschichte ist eine Wanderung der Menschheit. Glaubt ihr, daß sie zurückkehren wolle in ihre alten verlassenen Wohnungen; der Hirte mit seinen Heerden auf die abgegrasten Weideplätze der Vergangenheit, der Ackersmann auf Fluren,

welche von stürzenden Trümmern und zerbröckeltem Gestein bedeckt sind? Nur Greise und Kinder träumen von dem, was sie erlebten oder wovon ihnen die Sage erzählt. Der Jüngling, der strebende Mann hält nervig den Pilgerstab in der Hand und schreitet vorwärts in neue Zeit, in neues Land. Wo jene tagt, wo dieses liegt, wer wüßte die Stunde zu nennen, wer die Grenze zu bezeichnen? Wissen wir nicht wohin, wissen wir doch woher. Irrend, pilgernd, wallfahrtend kann die Menschheit sich wol betreten auf einem Punkt, den sie schon kennt, auf einem Ort, wo sie einst schon lebte, einem Irrthum, für den sie einst schon blutete, sie erschrickt aber und wendet sich um, in andere Richtung und hinge sie noch so dicht von grauen Nebeln umschleiert. Wir wissen nicht wohin? aber, Heil uns, wir wissen wenigstens woher?

# III.

# Zerstreute Blätter über Zeiterscheinungen.

# 1.

## Tzschoppe.

### Ein Beitrag zur Seelenkunde.

Nicht von Jean Paul's unsterblichem Schoppe soll dies Blättchen reden, sondern von dem verstorbenen Herrn von Tschoppe, weiland königl. preußischem Oberregierungsrathe und wirklichem Präsidenten des Obercensurcollegiums in Berlin.

Ob wol die Leser ein Gefühl verstehen werden, das ich ihnen beschreiben will?

Wandelnd im Lichte seiner Gedanken, sich anschmiegend an Gott und das göttliche Leben der Geschichte, still bewegt vom Drang des in-

nersten Herzens und frei geworden in sich, frei vom fesselnden Buchstaben des Gesetzes, frei von den trüben Beklemmungen des irdischen Dunstkreises, demüthigt plötzlich unsern Stolz, entmuthigt unsern Glauben die kläglichste Anforderung des irdischen Daseins. Einem Schmetterlinge nachjagend, verirren wir uns in einen Blumenhag, aus dem uns ein Büttel hinausweist. Auf der Landstraße schlendernd und still für uns mit dem Weltgeist redend, fährt uns barsch die Wegepolizei mit einem Verlangen nach unserm Passe an. Die redlichsten Wünsche werden verdächtigt, die Keime und Blüten des in uns wachsenden Dranges nach geistiger Bewährung werden mit roher Hand abgeknickt. Man kann von den Citronen und Orangen Italiens schwärmen, von Roms Größe und Neapels Schönheiten, und die Polizei untersagt Dir, hinzureisen. Man nennt das die Civilisation und die moderne gesittete Gesellschaft.

Mit Gefühlen dieser Art hab' ich mehre Male in der Behrenstraße zu Berlin vor dem Casinogebäude, wo Herr von Tzschoppe wohnte, gestanden. Die Umstände machten es mir zur unumgänglichen Bedingung, wenn ich in Berlin unangefochten bleiben wollte, den Chef des gesammten allgemein literarischen Verdächtigungswesens zu besuchen. Wehmüthig schlenderte ich unter den Linden, um mir den Muth zu holen, bei Herrn von Tzschoppe einzutreten. Es empörten sich meine heiligsten Empfindungen gegen diese klägliche und demüthigende Begrüßung, ich lächelte die Rebellen meines Herzens fort, bat Gott, sich die Leiden freier Seelen in seinem Buche der ewigen Ausgleichung aufzuschreiben und trat die Stiegen hinauf zu dem allmächtigen Polizeiwart der Literatur, von dem jetzt die preußischen Blätter selbst eingestehen, daß er sich in Wahnsinn aufgelöst hat, in Wahnsinn gestorben ist.

Ich mußte Herrn von Tzschoppe zweimal sehen. Das erste Mal war er so eben geadelt worden. Es ist dies jetzt sechs Jahre her. Das zweite Mal stand er auf dem Zenith seines Glückes und war schon im Sinken begriffen. Es war dies kurz vor dem Tode Friedrich Wilhelms III.

Herr von Tzschoppe war ein kleiner, noch jugendlicher Mann, Blondkopf, mit angenehmem Aeußern. Er sprach viel und lebhaft. Sein Dialekt gehörte der schlesisch-sächsischen Mischung an, er sprach, wie man in der Niederlausitz spricht, mehr singend als sprechend. Weit entfernt, die Gegenstände zu berühren, wegen deren man ihn besuchte, sprang er auf hundert entfernt liegende Dinge über. Statt mich über die Bedrängnisse, die man meiner literarischen Thätigkeit setzte, zu beruhigen, sprach er von Norwegen und den Romanen Henrik Steffens, die ihm misfielen. Von Steffens

sprang er auf Bernadotte, von Bernadotte auf den bremer Wallfischfang über, und entließ mich mit dem Gefühl, mich in dieser Art von einem höchst geistreichen, schlauen und durchtriebenen Kopfe — mystificirt zu sehen. Der Erfolg bewies aber, daß das, was ich für Witz gehalten hatte, schon die Anfänge der Geistesschwäche waren.

Beim zweiten Besuche hätt' ich seine Krankheit voraussagen können. Herr von Tzschoppe schien mir liebenswürdiger geworden, aber es ist schlimm, wenn man dazu erst wahnsinnig werden muß. Statt mit mir über die fortgesetzten Bedrückungen der Presse zu reden, führte mich Herr von Tzschoppe in seine Bibliothek, zog eine hebräische Bibel hervor und sagte: „Sie müssen mir das Zeugniß geben, daß ich gebildet bin; denn ich kann sogar hebräisch!" Dabei bestieg er eine Leiter und kletterte an einen Bücherschrank hinauf, aus welchem er ein altes

Heft vergilbter Papiere holte, die er mir mit großer Emphase und den Worten überreichte: „Sehen Sie da, hier haben Sie meine hebräischen Präparationen.“ Nicht genug, mich auf so komische Art mit den Anfängen seiner Bildung bekannt gemacht zu haben, rühmte er die Gelehrsamkeit seines Vaters, eines Senators in der lausitzischen Stadt Görlitz, und zeigte mir eine zahllose Menge von Handschriften, die sich alle auf die Geschichte von Görlitz bezogen. Der arme, schon schwache Mann hatte die Absicht, Geschichtschreiber von Görlitz zu werden. Kaum hatte er diesen Gegenstand erschöpft, so trieb ihn eine ängstliche Hast, wieder in ein anderes Gebiet der Mittheilung überzuspringen. Er führte mich von Schrank zu Schrank, um mir seine kostbaren Ausgaben alter Classiker zu zeigen. Besonders verweilte er bei Glossarien, Wörterbüchern, großen Sammelwerken, und knüpfte an jeden dieser Folianten die kuriosesten

Details aus seiner Studienzeit. Endlich schien ihn wieder ein Vernichtungsgedanke zu überkommen. Es fiel ihm seine inquisitorische Stellung ein, und mit einer Miene, die mir Angst machte, fragte er: „Wissen Sie, wie Alba ausgesehen hat?“ Ich erfuhr, daß Alba sein Held war. Er stieg wieder die Leiter hinauf und holte mir einen alten Holzschnitt, der das bekannte Portrait des niederländischen Würgers wiedergab. „Welche Größe in diesen Zügen!“ Herr von Tzschoppe verlor sich in die tiefste und andächtigste Betrachtung seines historisch-politischen Ideals. Endlich, um mir noch zum Schluß einen Begriff von seiner großen Allmacht zu geben, zeigte er auf eine geschlossene Mappe, die so eben ein Kanzleibote gebracht hatte. „Wissen Sie, was hierin enthalten ist?“ Schon ganz erschöpft von dieser sonderbarsten aller Audienzen, schwieg ich mit leidender Erwartung. Der neue Bücher-Alba öffnete und zeigte mir

eine Liste aller der Personen, die den Abend vorher unentgeldlich im königlichen Theater gewesen waren. Obgleich diese Liste wol nur zur finanziellen Controle angefertigt war, so wehte es mich doch ganz schauerlich und geheimpolizeilich an: ich dachte an die Schicksalsfäden der Inquisition und die dunkeln, verhängnißvollen Register der Santa casa. Mit der charakteristischen Bemerkung: „Ich war es, der Professor Raupach als Theaterdichter angestellt hat!" entließ mich Herr von Tzschoppe. Ich wußte nicht, was diese Bemerkung sollte, verstand die ganze Audienz nicht und war innerlich so vernichtet und gekränkt, daß ich nach dieser verkehrten, liebloſen Unterhaltung über den Lauf der Welt, über Erdenloos und Menschenschicksal, über mein eignes Dasein, über Himmel und Erde hätte verzweifeln mögen.

Ich theile diese Charakterzüge nicht der bloßen Curiosität wegen mit. Ich frage: wie war

es möglich, einen Mann, der so unverkennbare Spuren von Wahnwitz verrieth, über das geistige Leben und den geistigen Tod von Dichtern und Publicisten entscheiden zu lassen? Ich frage, da zwei Dinge entschieden sind, einmal der Wahnsinn dieses armen Mannes und zweitens die unumschränkte Herrschaft, die er zehn Jahre lang über die preußische Preßgesetzgebung ausübte, ich frage: ob diejenigen Autoren, die durch Herrn von Tzschoppe gekränkt wurden, nicht die gerechtesten Ansprüche auf eine ehrenvolle Genugthuung haben? Es ist viel für die Presse geschehen, aber noch nicht alles.

## 2.

# Eine Pause.

1842.

Bist du endlich erschöpft, schwärmendes Vaterland, von deinen Festen und goldnen Jubeltagen? Hast du endlich die Kränze aus deinen Locken genommen, Germania, und die festlichen Kleider in die Tempel gehängt bis zur Jahrhundertwende? Sind sie endlich ausgerast die Träume des Entzückens, die Träume der Größe und jene schwindelnden Phantasien, zu welchen die Könige die einlösende Kraft ihrer Worte liehen? Ist es nun Arbeitstag wieder, Wochen-

ordnung und Werkeltag? Wir haben viel gefeiert, wir werden viel arbeiten müssen.

Es ist ein eignes Gefühl, den Schauplatz einer großen Handlung sehen, einen Tag, nachdem sie vorüber ist. Wie feierlich dieses Schweigen, wie beklemmend diese Ruhe! Noch hallen in den festlichen Räumen die großen Worte und man sieht sich um nach den großen Thaten. Man erholt sich noch. Noch läßt man das Gerüst eine Weile stehen. Man zeigt den Sockel, wo jener Redner gestanden, man zeigt die Bundesfahne, unter deren Schatten man sich umarmt hatte. Es ist eine Pause, zwischen dem Wort und der That, eine Pause zwischen dem Versprechen und der Erfüllung, dem Beginn und der Vollendung. Auch diese Pause ist heilig. Wer wollte sie entweihen?

Ich war in Mainz, einen Tag nach dem letzten Feste der Naturkundigen. Sie waren zerstoben nach allen Windrichtungen. Der ge-

waltige Raum der Fruchthalle, wo sie geredet, gegessen, gesungen, getanzt hatten, noch glatt parkettirt; die Fahnen und Wimpel, die Wappen der Fürsten und Wahrzeichen der Städte noch alle bunt an den Wänden, und in dem großen Raume noch hin und herwispernd viel tausend jauchzende Grüße und Worte der anschmiegsamsten Behaglichkeit.

Ich war in Cöln, einige Wochen nach der Domrede. Ich sah die Ufer des Rheins vom Stolzenfels bis Cöln noch betäubt von den Tausenden der gesprochenen Alaafs, die Felsen noch geschwärzt vom Dampf der Pechkränze und riesenhohen Feuerbecken. Am Dome hofft' ich nun ein großes Regen und Weben zu finden, etwa wie man eine Festung zaubert, wo Tausende graben, hämmern, schütten, bauen. Man arbeitete um den Dom, aber mit Gemächlichkeit. Man wird sich Zeit nehmen. Man wird mit dem Ende des Jahrhunderts noch fertig

werden. Vorn an der Fronte zählt' ich 5, schreibe fünf Steinmetzen, hinten aber und zur Seite waren ihrer mehre. Nach dem Dombaufeste hätte man glauben sollen, das würde ein Summen um den Krahn sein, wie von einem Bienenschwarm; aber nur da und dort nistete ein Arbeiter und meißelte still für sich an der Nationaleinheit fort. Es wird eine Pracht sein, wenn der Dom vollendet ist. Man zwirnt ihn fertig, es ist ja eine architektonische Spitzenarbeit.

Ich bin in Hamburg, Monate nach dem Brande. O das ist eine furchtbare Pause! Wie hab' ich dich verlassen, wie seh' ich dich wieder, du arme Hansastadt! Was früher in Hamburg Vorstadt war, ist die City und die City ist die Vorstadt geworden. Was früher eine so enge, unwegsame, winklichte und doch stolze Wirklichkeit war, ist jetzt eine windige, luftige Sage. So entstehen die Mythen. Wo der Verstand

mit seinen Löschanstalten und Brandkassen aufhört, da fängt die Dichtung an. Aber diese Ruinen sind eine Threnodie, es ist eine Elegie, mit Thränen als Endreimen. Ich finde noch die Straßen. Wie hell jener dunkle Platz, wo du einst mit einem Freund gesessen! Eine Trümmerhaide, die der Wind bestreicht und uns frösteln macht, frösteln vor Zugluft und Wehmuth. Nichts ist erhalten, als zu den Häusern, die fehlen, die Stiegen, die sonst zu ihnen führten. Diese steinernen Vliesen sind nicht geschmolzen mit den Eisenklammern, die sie zusammenhielten. Die wohlbekannte Stiege, die hier zu deinem Beruf, dort zu einem traulichen Abend führte, sonst ist nichts mehr da. Dort stand ein Haus, das ich zwei Jahre in Freud' und Leid bewohnte! Ein Gärtchen lehnte sich daran, ein hoher Lindenbaum beschattete das kleine Arbeitszimmer. Der Lindenbaum, das Gärtchen, das

Haus sind hin, und so hin, daß man suchen muß, wie sie einst können gewesen sein.

Es gibt zwei Arten von Schriftstellern. Solche, die vor den Ereignissen kommen, und solche, die nach ihnen. Die Einen sind Vorreden, die Andern Register. Die Vorreden prahlen und versprechen oft mehr, als die Register halten. Die Masse läuft den Vorreden nach und kommt selten über sie hinaus. Die Register, oft so nützlich, sind unpopulär.

Wo man jetzt hinblickt, sieht man Vorredenliteratur. Das ereifert sich, das lärmt, das jubelt! Alle Zeitungen sind voll von Schlagworten, die überall den wohlfeilsten Effect hervorbringen. Am Pregel singt man vom Rhein und in der Schweiz machen sie Oden auf eine deutsche Flotte. Die Vorredenpublicistik bechert und trinkt am Mozartfeste in Salzburg, am Walhallatage in Regensburg, in Mainz, in Frankfurt, in Carlsruhe, am Zollcongreß in Stuttgart, in Cöln

beim Domfest. Wo ist jetzt ein Winkel, wo eine deutsche Zeitung, in der Deutschland nicht frei, groß und einig wäre?

Ihr armen Registerpoeten! Ihr kommt nach Mainz, wenn die Tafel abgedeckt ist, nach Cöln, wenn die Alaafs verklungen sind, nach Hamburg, wenn nicht die Flammen mehr in glühender Rede für ein neues Leben zeugen, sondern nur noch die todten Steine — schweigen. Verurtheilt uns! Aber dürfen wir denn nun jetzt endlich, da es zum Winter geht, schüchtern hervortreten und fragen: Sind die Feste vorüber, sind die Phantasien verträumt, schweigen die großen Feiertagsglocken endlich und rufen statt ihrer die kleinen Alltagsglöckchen zur Arbeit? Ist endlich der Montag da mit seiner Erfüllung der großen Sonntagsversprechungen? Rührt sich nun alles und tummelt sich, Euren schönen Glauben wahr zu machen, eure heiße Liebe zu bethätigen, eure

süße Hoffnung glorreich zu erfüllen? Klingt das Eisen und der Hammer da, wo früher der Becher geklungen? Und folgen auf die großen Worte nun die großen Thaten?

## 3.

# Ueber Partei und Parteifähigkeit der Deutschen.

Frei zu sein ist eine Tugend, zur Partei zu gehören, eine Kunst. Kennen wir diese Kunst? Ueben wir sie? Worin würde sie bestehen müssen? Die Partei will siegen und zum Siege bedarf sie Kraft. Kraft aber ist nur da, wo Einheit ist. Die Partei darf ein mildes Urtheil gegen die Fremden, sie muß es gegen die Ihrigen haben. Sie muß nach Verallgemeinerung streben, sie muß desindividualisiren, d. h. die Individuen dadurch aufheben, daß sie ihnen die

vollste Freiheit läßt. Partei machen ist eine Kunst, zu der nicht nur Klugheit, sondern noch weit mehr — Selbstüberwindung gehört. Um einen Bundesgenossen nicht zu verlieren, wird ihm die Partei etwas nachgeben. Man wird fürchten, daß sich die gegenüberstehende Lüge bei dem, der immerhin der Wahrheit noch nicht ganz nahe, einschmeicheln könnte. Man wird an die zuschauende große Masse denken, die parteilos hin- und herschwankt und sich der Meinung anschließt, welche die stärkste ist. Das große Ziel, das die Partei erreichen will, vor Augen, opfert sie nicht selten selbst ihren Geschmack und duldet die Individuen.

Ob dieses System zu billigen? A priori schwerlich, aber es ist möglich, daß es durch Umstände nothwendig ist. Es ist möglich, daß die Klugheit der jenseitigen Partei die diesseitige zwingt, ihr die Klugheit abzulernen. Geht drüben alles geregelt, besonnen, plangemäß her, so

würde es vielleicht hüben thöricht sein, ungeregelt, unbesonnen, planlos zu verfahren. Jedenfalls wird dies Eine unumgänglich nothwendig sein, daß man die Personen den Sachen unterordnet.

Ueberzeugt man sich nun auf den ersten Blick, daß die gegenwärtige deutsche Literatur, soweit sie ein allgemeines Interesse anspricht, in Parteien zerfallen ist, so bedarf es kaum eines zweiten, um sich zu überzeugen, daß diese Parteien sich selbst nicht begreifen. Statt einer großen allgemeinen Sache zu dienen, dienen sie nur den Personen. Von Taktik, nothwendiger Unterordnung, gemeinschaftlicher Handlungsweise keine Spur. Keine geistige Verwandtschaft wird anerkannt, kein gleicher Ursprung heilig gehalten. Irgend ein Papierdrache, irgend eine Zeitschrift mit ihren oft so kleinlichen buchhändlerischen Interessen, mit den Interessen ihres Redacteurs und seiner nächsten Mitarbeiter wird zum Po-

panz aufgerichtet, vor dem man anbeten soll. In die Wunden, die Einer oder der Andere im Kampfe erhalten, soll man gläubig seine Finger legen und andächtigen Gehorsam schwören. Statt Bruderliebe verlangt man Vasallentreue.

Mitten in diesen täglichen oft kindisch lächerlichen, zuweilen brutal empörenden Parteilosigkeiten der deutschen Parteipresse, doch dem Gemeinsamen treu zu bleiben und auszuharren in der gleichen Richtung, das ist eine Selbstüberwindung, die man noch nicht anerkennend geehrt hat. Diese Nachsicht mit dem Unverstand der Partei ist eine Tugend, wie es keine modernere geben kann. Wie erhaben das Schweigen des Dr. Strauß, wenn über ihn der theologische Sansculottismus eines B. Bauer den Stab bricht! Wie würdevoll Dr. Marheineke in Berlin, wenn er für sein den jüngern Hegelianern günstiges Separatvotum in den deutschen Jahrbüchern den ärgsten Un-

dank erntet! Man muß die Sache der Freiheit und Wahrheit in glühender Liebe umfassen, um nicht durch die Taktlosigkeit, den Undank und den Terrorismus derer, die unsere Freunde sein sollten, in seinem Glauben und seiner Hoffnung zu erkalten.

Taumelt der literarische Egoismus in dieser Weise fort, scheiden die Wortführer der Partei nicht gewisse feile Handlanger und Miteſſer, die in die Reihen nur Verwirrung bringen, als gefährlichen Ueberfluß aus, nehmen diese Selbstvernichtungen der Partei nicht ein Ende, so ist die allgemeine Niederlage der Partei und der Untergang der bessern Sache unvermeidlich. Den gekränkten Individualitäten wird nichts übrig bleiben, als zu denken an die dann zur äußersten Nothwendigkeit gewordene Selbsterhaltung. Die Persönlichkeiten werden sich vernichten untereinander, die gemeinsamen Wappen und Fahnen werden unter den Füßen der

Kämpfenden zertreten werden und die Gegenpartei wird es sein, die den Moment benutzt und den unverständigen Wortführern ihr vae victis! in die Ohren donnert, wenn es zu spät ist.

## 4.

## Die Freiheit der Zerrbilder.

Trotz Herwegh-Ausweisungen, Zeitungsverboten und Concessionsrücknahmen kann man die gewaltigen Fortschritte der deutschen Presse nicht leugnen. Selbst in den Actenstücken, die die neuesten so viel besprochenen ministeriellen Reactionen auf ihre Gründe zurückführen, findet man Zugeständnisse, die man dem vor drei Jahren noch so verhaßten Zeitgeist nicht gemacht hat. Welche Lebendigkeit jetzt auf einem Felde, wo man früher nur mit Filzschuhen auftreten durfte! Die Zeit von jetzt würde der Zeit von damals ein Gräuel scheinen.

Die heutige Presse setzt mit rührigen Hebeln Begriffe in Umlauf, die man früher kaum nannte, geschweige erörterte. Die preußische Presse war in eine Lethargie versunken, von der man nicht wußte, ob sie eine Folge des Gebots von oben oder des freiwilligen Gehorsams von unten war.

Man kann es nachweisen, ob dieser großartige und ewig denk- und dankwürdige Aufschwung der öffentlichen Meinung *mit* oder *gegen* den Willen Friedrich Wilhelms IV. erfolgte. Dieser Nachweis soll uns hier nicht beschäftigen. Die Thatsache ist an sich eine so erfreuliche, daß wir ihren Quellen nicht nachspüren wollen. Die preußische Presse hat die übrige deutsche mit fortgerissen und es wird starker Reactionen bedürfen, sie so bald wieder in das alte Bett ihrer früheren Trägheit zurückzudämmen.

Friedrich Wilhelm war im Lande der freien

Staatsformen und der freien Presse. An seinen vorjährigen Besuch in England knüpften sich große Erwartungen. Es war eine Reise, die der König nur aus persönlichen Motiven unternommen zu haben schien. Der König hat Englands Preßzustände studirt, er hat mehr aus England zurückgebracht als den Honny-soit-Orden; — die noch nicht genug gewürdigte Freiheit der Carrikaturen.

England ist die Wiege der Zerrbilder. Zu allen Zeiten waren gezeichnete satyrische Anspielungen dort an der Mode, ja Hogarth hat dieses Genre zur Kunstform erhoben. Die englischen Zerrbilder sind in die Geschichte des Landes verwebt. Sie haben für die Volksfreiheit, für den Parteienkampf mitgestritten. Die Republik, die Restauration, der Untergang der Stuarts, die Kämpfe der Whigs und Tories, Pitt, Fox, Canning — alle Phasen der neuern englischen Geschichte haben ihre politischen Zerr-

bilder, und oft wichtige, oft entscheidende aufzuweisen. Die neueste Zeit war daran überreich. Georg's Wahnsinn wurde nicht geschont. Wellington wurde im Bilde greller hingestellt, als in den Memoiren der Wilson, H. B.'s berühmter Griffel hat alle möglichen „Lamm"-Anspielungen in seiner Verfolgung Lord Melbourne's erschöpft. In England ist das Zerrbild eine politische Waffe.

In Frankreich ist die Freiheit jünger und das Ehrgefühl der Personen empfindlicher. Die französische Carrikatur ist zu allen Zeiten graziöser gewesen und muß den verwöhnten Schönheitssinn der Deutschen mehr ansprechen, als die englische. Bei alle dem hat aber das Zerrbild in Frankreich nicht Wurzel schlagen wollen. Das Charivari von heute darf seit geraumer Zeit keine politischen Carrikaturen mehr bringen. Es geißelt nur noch die Thorheiten des pariser Le-

bens und seine ergiebigste Quelle sind die Travestissements und Quiproquos des Carnevals.

Als man vor einem Jahre etwa in Berlin Carrikaturenfreiheit decretirte, werden wol Viele erstaunt sein. Ich gestehe, zu diesen Staunenden mitgehört zu haben. Man verweigert uns die Freiheit der Feder und gibt die schwarze Kreide des Lithographen frei? Man gibt uns nicht die Freiheit der Presse, sondern die Freiheit der Carrikaturen. Wer hat diese Freiheit begehrt? Wo liegt in unserm Volk der Sinn für Zerrbilder? War in einer Zeit so bittern Ernstes das Bedürfniß zum Scherze da?

Ich wiederhole, daß ich diese Carrikaturenfreiheit nicht begreife. Man gibt Arabesken frei und nicht das innere Bild. Man gibt Randverzierungen frei und nicht den Spruch, den sie einschließen. Kein Mensch hat diese frivole Freiheit der Zerrbilder begehrt. Sie entspricht keinem einzigen Zuge im deutschen Charakter. Wir

haben nichts von jener hämischen Spottsucht, mit der der ohnmächtige Italiener so gern sein Müthchen kühlt. Bei uns würde die Säule des Pasquino leer stehen, selbst wenn sie von Rathswegen in jeder Stadt aufgestellt würde.

Die Carrikatur ist eine Superfötation des politischen Lebens. In diesem Sinne erfreut sich England an seinen Carrikaturen. Wo Preßfreiheit herrscht, ist der Misbrauch der Carrikatur unschädlich. In einem Lande, wo man mit seinem ganzen Dasein sich der Oeffentlichkeit preisgeben muß, gibt man auch ohne Leidwesen herzlich gern seine Nase, seinen Buckel, seinen deutungszulässigen Namen preis. In England ist die Carrikatur der Humor der Preßfreiheit. Sie hebt den furchtbaren Ernst dieser Institution auf, sie ist bei aller Bitterkeit im Vergleich zur Macht der Presse etwas Harmloses und so faßt sie auch die eng-

lische Gesetzgebung. Die englische Justiz bestraft Libelle, aber keine Carrikaturen.

Die Freiheit der Zerrbilder kann wie die heilige Preßfreiheit der Fluch eines Volkes werden. Was nützt uns die Schwimmkunst ohne Wasser? Was kann eine Maschine, die man ohne Gegenstand arbeiten läßt, anderes, als sich selbst zermalmen? Preßfreiheit ohne ein freies Volksleben, ohne freie Institutionen, ohne Geschwornengerichte, ohne eine durch alle Poren unseres öffentlichen Lebens schon gedrungene politische Toleranz würde für die Nation eine Plage werden. Carrikaturen endlich ohne Preßfreiheit arten vollends in widerwärtigen, sittenverderblichen Schabernack, in äffische Straßenneckerei, in gemüthlose Possenreißerei aus. Erleben wir es nicht jetzt schon in Berlin? Einige Zerrbilder haben großen Erfolg gehabt und weckten den Speculationsgeist der Bilderhändler. Seitdem die drolligen Zusammenstellungen von

Straußen, Bauern, Böttchern u. s. w., die beziehungsreichen Gruppen aus der politischen Thiersymbolik verboten sind, macht der geweckte Industrialismus Satyren auf die Elsler, auf die deutsche Flotte, auf jede öffentliche Person und zuletzt auf sich selbst. Treibhauspflanze ist also auch diese Freiheit. Sie gehört einem fremden Klima, einem fremden Himmelsstriche an und soll sie uns gehören, müßten erst gewaltige Aenderungen in unserer Temperatur vor sich gehen.

Der Zweck dieser Rüge ist nun nicht der, der preußischen Regierung die Zurücknahme ihrer Carrikaturenfreiheit anzurathen. Im Gegentheil, man gebe ihr eine sittliche Begründung. Diese sittliche Begründung ist keine andere, als die Preßfreiheit. Aber man gebe auch die Preßfreiheit nicht, wenn nicht mit der sittlichen Begründung der freiesten öffentlichen Institutionen. Statt das Haus der Freiheit von oben zu bauen, fange man vernunftgemäß von unten an. Die

Cartikaturenfreiheit ist die äußerste Spitze eines solchen Baues, der Besen des lustig singenden Schornsteinfegers aus dem höchsten Rauchfang, der Richtjubel der Zimmerleute, wenn sie dem fertigen Dach den Kranz aufsetzen. Den Bau der Freiheit aber mit Carrikaturen von unten anzufangen, die Zerrbilder in das Erdgeschoß zu verlegen, heißt die Menschheit verwirren und statt Engel Kobolde zu ihren Tröstern machen.

*

Sie ist zurückgenommen.

## 5.

## Der Bischof Eylert über Friedrich Wilhelm den Dritten.

Freilich würde man dies vielbesprochene Buch gründlicher beurtheilen können, wenn wir vom Bischofe Eylert etwas mehr kennten, als seine Ordensreden. Der Charakter jedes Biographen ist das Prisma, durch welches die Lichtstrahlen des von ihm behandelten Gegenstandes gebrochen werden. Mistrauen gegen die authentischen Aeußerungen und besonders die langen Reden des nur als wortkarg bekannten Königs fällt uns nicht ein. Wol aber möchte man wissen, auf welchen Ton die Taucherglocke gestimmt ist,

mit welcher der Bischof aus dem dunkeln und unbekannten Grunde des geschiedenen Monarchen so viele Perlen heraufgebracht hat. Nach vielen Stellen des Buches scheint der Bischof Eylert ein Gefühlsenthusiast zu sein, ein Geistlicher aus jener rheinischen Homiletenschule, der auch Strauß mit seinen „Glockentönen" angehört. Die Verstandesbildung dieser Richtung muß gewiß gegen die gemüthliche sehr zurücktreten. Ein gewisses unbestimmtes Flimmern in religiösen Dämmerungsregionen dürfte wol ein eigenthümliches Kennzeichen dieser westfälischen Geistlichen sein. Auch Weltklugheit scheint nicht zu fehlen, schwankendes Dilettiren zwischen allerhand Gegensätzen hindurch, ein an sich kindliches Herz, aber auch viel Gerede darüber, ein wenig gemachte Naivetät und in Bausch und Bogen genommen viel Unpraktisches, was aber im kälteren deutschen Norden an diesen Geistlichen als Originalität bewundert wird. Ob der Bischof dieser

Richtung angehört, ob sie auf seine Beurtheilung des Verewigten von Einfluß war, bedauern wir, nicht bestimmen zu können.

Friedrich Wilhelm wird uns in diesem Buche als ein Mensch von hoher Religiosität geschildert. Die Religion und ganz entschieden in der Form des positiven Christenthums war die Grundlage seines Lebens. Der Glaube an den historischen Christus beseligte ihn und es war das Leben selbst, es war sein Schicksal, das ihn zu diesem Glauben hinführte. Die herbsten Schläge des Geschickes hatten ihn getroffen. Der unglückliche Krieg von 1806 nahm ihm die Hälfte seiner Staaten. Gedemüthigt von den Siegern, mit Vorwürfen beladen von seinen eignen Unterthanen, gepeinigt von tausend Undankbaren, die von ihm abfielen und den neuen Gestirnen zuflogen, traf ihn noch der Verlust einer Gattin, deren kräftiger, entschlossener Sinn ihn im Unglück aufgerichtet hatte. Als ein Vasall Napo-

leons mußte er in Berlin regieren, gegen seinen alten Bundesgenossen sogar einen Theil seines zusammengeschmolzenen Heeres stellen, auf die Achtung seiner eigenen Unterthanen mußte er verzichten. Der Bischof schildert diesen zerrissenen Gemüthszustand des unglücklichen Königs, schildert eine Lage, die soweit ging, daß der König sich vom Haß des Volkes und dem Uebermuth der Fremden fast persönlicher Insulten versehen mußte, schildert dies Alles in wahren und ergreifenden Zügen. In dieser trostlosen Zeit bildete sich des Königs Mistrauen, seine Menschenscheu, sein Hang zur Einsamkeit. Nun aber kommt der Aufschwung des Volkes, der Sieg, der Triumph. Der gedemüthigte Herrscher überschreitet den Rhein, ja das schwindelnde Glück wird ihm zu Theil, zweimal in die stolze Hauptstadt des entthronten Weltherrschers einzuziehen, seine Länder fallen ihm wieder zu, vergrößern sich sogar, das Unglaubliche, ihm

unmöglich Geschienene war geschehen und von diesem Augenblick, wo ein minder bescheidener Sinn sich würde überhoben haben, glaubte er an eine fast unmittelbare Einmischung Gottes in die Schicksale der Menschen. Es überkam ihn eine Gottesfurcht, für deren Reinheit und Wahrheit der Bischof zu sprechende Beweise anführt, als daß man an ihr zweifeln könnte. Es war diese Gottesfurcht Friedrich Wilhelms noch etwas Anderes, als die des Pietismus. Es war keine gewaltsame Leidenschaft für die Religion, sondern eine milde Verklärung des ganzen Charakters, eine Herabstimmung des innern Menschen unter ein ewiges Gesetz, eine Unterordnung aller seiner geistigen und gemüthlichen Thätigkeiten unter die Stimme des Gewissens. Der Bischof schildert eine religiöse Entwickelung, die sich in ihrem unausgesetzten Ernst und einem unbefangenen, aufrichtig sich Rede stehenden Denkvermögen fast bis zu einer Theologie des Her-

zens steigert. Man wird dies Gemälde einer bis in's Kleinste gehenden, religiösen Innerlichkeit, dies Bild eines nach Gottseligkeit ringenden Verlangens, das selbst, wie Eylert andeutet, bis zu einer Selbstpeinigung ausartete, nicht ohne Rührung betrachten. In ältern Jahrhunderten würde man einem solchen Christen den Beinamen des Heiligen gegeben haben.

Hatte sich somit der König für sein Leben einen eignen Standpunkt gewählt, so muß man über die Art, wie er ihn einnahm, noch Folgendes hinzufügen: Er impfte das Christenthum, nach seiner Auffassung, auf einen Menschen, der mit dieser Auffassung des Christenthums harmonirte. Die Grundlage dieses Menschen war schon eine homogene. Güte und Wohlwollen scheinen dem Herzen des Königs von Natur eingewohnt zu haben. Er konnte nicht leiden sehen, weil ihn fremdes Leiden selber schmerzte, die Schule des Unglücks erhöhte diese Empfind-

samkeit des Gemüthes. Wie bei einem Menschen, der einmal einen furchtbaren Schrecken erlebt hat, oft für sein ganzes Leben in den Gesichtszügen oder den Nerven der Eindruck nachdauert, so war auch bei diesem Fürsten eine entschiedene Neigung zur Wehmuth und zu trüben Gefühlen vorherrschend. Man mußte sich fürchten, ihm unangenehme Eindrücke zu bereiten, ja er fürchtete sich selber vor ihnen. Er konnte nicht traurige Gesichter sehen und malte sich die ihm bekannt werdenden unglücklichen Zustände anderer Menschen mit einem Schmerze aus, der ihn trieb, überall, wo Heilung und Hülfe möglich war, zu helfen. Ein durchgehender Zug seines Wesens war die Entsagung. Oft getäuscht in seinen Hoffnungen, hatte er sich gewöhnt, an die Hoffnung keine Ansprüche mehr zu machen. Den meisten Dingen ging er, weil er sie zu verfehlen fürchtete, von selbst aus dem Wege. Vieles, das er ganz gewiß erreichen konnte, gab

er freiwillig auf, da, wo der Erfolg auch nur zweifelhaft war, stellte er nie eine Probe an. Auch diese Entsagung, geübt auf dem Throne, hat etwas Rührendes. Gemüther von dieser trüben Dämpfung macht nichts glücklicher als das Unerwartete. Daher des Königs Neigung zu Ueberraschungen, zur stillen Vorbereitung von Freuden, geheimer Erfüllung von Wünschen. An Zügen dieser Art sind die Mittheilungen des Bischofs besonders reich. Einige davon runden sich wie kleine Familiendramen ab und ich glaube wol nicht, daß Jemand die Geschichte von dem Pfarrer Kärsten S. 290 u. folg. ohne Thränen wird lesen können.

Das Bild des Menschen, welches in diesem Buche aufgerollt wird, ist ein durchaus wohlthuendes, ja es möchte in der Regentengeschichte einzig dastehen. Eine andere Bewandtniß hat es freilich mit den Tugenden des Regenten. Nicht, daß Friedrich Wilhelm nicht

von seinem hohen Berufe auf das Heiligste durchdrungen gewesen wäre, nicht, daß man irgend Ursache hätte, an seiner Gerechtigkeitsliebe, Sparsamkeit, an seinem Geschäftsfleiße, an seiner speciellen Sorgfalt für alle und jede Einzelheiten der Verwaltung zu zweifeln, nein, auch in diesem Betracht wollen wir dem Verfasser unbedingt das Beste glauben. Nur diese Frage sei uns gestattet: Ist es nicht ein sehr großer und in seinen Folgen höchst bedenklicher Widerspruch, wenn ein König in demselben röthlichen Schimmer am Horizonte seine Abendruhe findet, in welchem sein Volk das Morgenroth erblickt? Das Jahr 1815 wurde für Friedrich Wilhelm ein Wendepunkt seines innern Menschen. Der Feind war geschlagen, sein Land ihm wieder gegeben. Nach so vielen Demüthigungen war der Gedemüthigte Sieger geworden. Die Glocken läuteten Frieden. Der Krieger verwandte sein Schwert wieder zum Eisen

seiner Pflugschar. Für Friedrich Wilhelm schien die Frage der Zeit abgethan. Er kehrte, mit Dankgebeten gegen Gott, in sein Inneres ein, widmete sich der Religion, stiftete mit den heiligen Bund, entwarf die Union der getrennten protestantischen Confessionen, setzte eine neue Agende des Gottesdienstes auf, schützte die Künste des Friedens, gab den Künstlern freie Plätze zu großen Bauten, bereicherte die Museen und Galerien. Sein einziger Gedanke nach außen war Völkerfriede, Gottesfriede nach innen. Wo aber war Friede? Begann nicht mit dem Jahre 1815 grade ein neuer Krieg, ein Kampf, der endlich von der militärischen Gewalt freigewordenen Geister? War die Revolution der Welt beendet oder erst eine militärische Episode derselben? Standen die Völker still oder begannen sie nicht erst jetzt ihre Wege und Märsche, die folgenreicher werden sollten, als die Züge über die Alpen und die Märsche nach Rußland? Von diesem triumphi-

renden Jahre 1815 an begann jener noch jetzt andauernde Zwiespalt zwischen dem, was man beendet glaubte, und dem, was nun erst beginnen mußte.

Mit dem Jahre 1815 kehrte Friedrich Wilhelm in sich selber ein. Er wollte Friede und Ruhe. Er wollte, daß sein Volk mit ihm den Durst nach jenseitigen Dingen theilte. So wie sein eignes Leben eine Vorbereitung für das Ueberirdische wurde, so hätte er gern sein ganzes Volk mit sich in höhere Gegenden hinaufziehen mögen. Erst folgte ihm seine Zeit, es war eine Zeit des Dankes gegen Gott, dann aber kamen Verwirrung, Hader, Misverständniß. Die Union selbst, die Agende, seine rastlosen Bemühungen für die Wirkung eines reineren kirchlichen Lebens wurden das Signal einer erbitterten Polemik, die ihm trübe Stunden bereitete, ihn verstimmte. Er führte sie eine Zeitlang und gab sie dann auf. Er zog sich von

einer Welt zurück, die ihn nicht begreifen wollte. Er schloß sich in seinen Familienkreis ein, er isolirte sich von den Menschen und, was bedenklicher ist, von der Zeit. Der Bischof bestätigt diese Erfahrungen durch seine Berichte und wir erschrecken darüber. Wir sehen einen König Privatmann werden auf dem Throne. Er beglückt die, die in seiner Nähe sind, und vermeidet die Entfernten. Er sucht sie nicht auf, selbst die Freunde nicht und vergibt den Feinden, noch ehe er sie gehört hat. Das Princip der Ruhe und der Stabilität wird Staatsprincip.

Es liegt in der Darstellungsweise des Bischofs Eylert etwas, was fast glauben macht, er wird im fernern Verlauf seines Werkes diesen Widerspruch eines an sich so edlen Menschen mit seiner Regentenpflicht nicht ohne Freimuth berühren. Der König sagt in seiner christlichen Weise so oft, daß er den Ruhm dieser Welt nicht gesucht hätte. Warum sollte

der gewissenhafte Beurtheiler verschweigen, daß in einer so lärmenden und unruhigen Zeit diese an sich so rührende Demuth und Vereinsamung an einem Regenten nicht zu billigen war?

# IV.

# Italienische Fragmente.

---

# 1.

## Würzburg.

Ist das der Main? Ist das derselbe träge, charakterlose, gelbe Strom, an welchem die Geldsäcke Frankfurts liegen? Sind dies dieselben Wellen, die ohne Poesie, ohne plätscherndes Murmeln, ohne belebendes Fischgewimmel, ohne den Spiegel grüner Uferränder sich in das große Gedicht des Rheins verlieren? Man erkennt ihn hier nicht wieder, den alten, mürrischen frankfurter Börsenspeculanten. Er hat eine Jugend, die jenes Alter nicht ahnen läßt. In seinen Anfängen keine Spur von dem hypochondrischen Herrn, der sich in seinen alten Tagen

hinsetzt, um Capitalien zu hüten und Staatspapiere zu bewachen. Der Main hat wirklich eine Jugend, wie Ihr sie Alle hattet, eine muntere, strahlende, lustig geschlängelte Jugend! An seinen Ufern sonnt sich auf bergigen Terrassen die würzige würzburger Traube, Burgentrümmer ragen von kantigen Felsvorsprüngen herab auf seine schäumenden Strudel; durch den Spessart kämpft er sich wie ein kühner Ringer mit Lurleyecho und Bingerstrudeln hindurch. Erst hinter Aschaffenburg fängt sein Holland an.

Die Würzburger zürnen nicht, wenn man ihre Stadt unschön gebaut nennt. Ihre gedruckten privilegirten Wegweiser sagen selbst: „Würzburg ist nicht schön, aber fromm." Die Frömmigkeit wird wenigstens ausgedrückt durch eine Unzahl von Erinnerungen an die alte geistliche Herrschaft, an jene wilden Priesterzeiten sowol, wo, wie in Goethe's Götz, die Bischöfe

auf der Altane des Bergschlosses mit ihren singenden Liebetrauts und ihren liebenden Adelheits kredenzten, Schach spielten und in Ovid'schen Witzspielen sich übten, wie an jene mildern Priesterzeiten des vorigen Jahrhunderts, wo sich gerade dieses Bisthum des eignen Glückes erfreuete, von einer Reihe kunstliebender und wahrhaft hochgesinnter geistlicher Herren beherrscht zu werden. Diese alte Priesterzeit mit ihren steinernen Reliquien sitzt dem jetzigen Würzburg wie ein weitbauschiges, tausendfaltiges, für eine wohlgemästete Körperfülle berechnetes Chorhemd. Es schlottert dieser baierschen Kreishauptstadt am Leibe herum und der Körper von heute müht sich vergebens, die Hülle von gestern auszufüllen. Nun stehen sie da diese unermeßlich weiten Jesuitencollegien, diese langen, öden Convicte, diese Klöster und die prächtigen Hallen eines in seiner Art einzigen, durch Pracht und einen wahrhaft stolzen Grundriß ausgezeichneten

Residenzschlosses. Es war eine Welt, die einst in freien, großartigen Pulsschlägen hier lebte, und jetzt stockt der Organismus, aus den Steinen ist die Seele entflohen, und wie sich auch der Staat bemühen möge mit Schulen, Beamten, Soldaten und neumodischen Religionsstiftungen diese Räume wieder auszufüllen, die alte bischöfliche Hoheit weist stolz diesen erniedrigenden Provinzialgeist der Bureaukratie und der Administrativ-Verwaltung zurück. Hunderterlei entgegengesetzte Verwaltungszwecke hat man oft in ein einziges dieser großartigen alten Gebäude eingepfercht, aber man kann die Ruine nicht wieder beleben, man kann dem Ganzen jenen entflohenen Geist wahrhafter Größe nicht wieder einhauchen.

Mit Wehmuth ruht das Auge auf der Façade des Residenzschlosses. Ein Gebäude von Selbständigkeit, durchaus nicht so sklavisch den französischen Vorbildern nachgeahmt, wie andere

Sitze dieser Art. Italiener, nicht Franzosen, haben hier gebaut, gemeißelt und gemalt. Ein anmuthiger Kunstgarten schmiegt sich an das erhabene Gebäude. Der Mairegen hatte die Blütenbäume erquickt; in frischer Fülle lachte die üppige Natur dem durch die Wolken dringenden Sonnenstral entgegen. Ein schönes Gesetz, das mir besser gefällt, als die Abbitte vor dem Bilde des Königs, schützt mit den nachdrücklichsten Strafen die Singvögel vor jeder Verfolgung, ihre Nester vor jedem Raub, und so zwitscherte es lustig in den Zweigen und die kleinen Sänger hüpften vertraulich, keines Ueberfalles gewärtig, sicher gemacht durch ihren rechtlichen Schutz, in den verschlungenen Wegen vor dem Wanderer her, scharenweise, fast mit den Händen greifbar. Und überall tönte doch nur das Echo der Einsamkeit! Der Nachhall eines Verlassenseins, das mir unwillkürlich den Gedanken weckte: Wie viel hat Deutschland

an Kraft vergeudet? Wie viel Leben, wie viel Geschichte auf Nichts verwandt! Was ist übrig geblieben von einer Fülle der kräftigsten Anstrengungen, von unermeßlichen Volksleiden und von Regentenreihen, die sich einbildeten, für die Ewigkeit zu schaffen? Was Frankreich und England mit dem Fleiß und dem Mark von Jahrhunderten zusammentrug, das steht doch jetzt da in Kraft und Fülle, ist ein Besitz der Nation, ein Wall, eine Mauer im Gebäude des Ganzen. Wofür hat sich aber Deutschlands Geschichte gemüht? Jahrhunderte arbeiteten und die Frucht ist jetzt eine Seufzerallee, ein melancholischer Gartenhain, in dem die Nachtigallen nisten, ein ödes Schloß, das Niemand bewohnt, dessen Höfe, Treppen und Gänge gespenstisch widerhallen, dessen kunstvolle Deckengemälde abbröckeln, ein Rest, eine Errungenschaft, einträglich nur noch für einen alten Castellan, der uns für ein Trinkgeld die öden Zimmer aufschließt.

Noch rührender, aber zugleich sehr lehrreich, ist die Stellung, welche eine andere weltlich-geistliche Reliquie hier zur Gegenwart einnimmt. Die berühmte Stiftung des Bischofs Julius, das weltberühmte Juliusspital, hat sich in segensreicher Wirkung erhalten. Bei einem Werk der Pietät, bei einem Bau, der Menschenliebe gewidmet, war es gleich, ob ein Krummstab oder eine Krone, ob Priester oder weltliche Beamte diese Länder regieren. Das hinfällige Alter ist ewig; das Siechthum der Leidenden und die Krankheiten des Gemüthes, die in diesem Hospital eine so berühmte Pflege finden, werden nie aussterben. Es ist ein grauenhafter Gedanke, Millionen an Bauten verschwendet zu sehen, deren Bedeutung auf dem Vergänglichsten begründet ist, auf dem Geschmack. Der Geschmack ist wandelbar, die Liebe aber beständig. Alle eure Prachtgebäude, die ihren Zweck nur in sich selbst haben, wie leicht kann

eine spätere Zeit sie als geschmacklos stehen lassen! Aber an dem steinernen Koloß des Juliusspitals geht man nicht vorüber, wird man nie vorübergehen.

Man betritt einen großen geräumigen Hof, wo man rings die Greise und Matronen in dem milden Sonnenstral sich wärmen sieht. Sie sitzen unter den Arkaden, oder streifen an der offenen Küche vorüber, wo der Inhalt ungeheurer Gefäße schon am Feuer brodelt und siedet, neugierig prüfen sie, was der milde Bischof Julius vor dreihundert Jahren befohlen hat, ihnen heut zu Nacht vorzusetzen. Das Juliusspital hat ein jährliches, reines Einkommen von sechsmalhunderttausend Gulden, das sich durch den Ertrag eigner Heerden, eigner Weinberge, eigner Wälder, eigner Fischgerechtigkeiten bis über eine Million erhöht. Jene langen Fenstergalerien sind die Säle der Kranken. Ein eben angekommener, sonderbar verschlossener Wagen

brachte einen neuen Irren zu den Vielen, welche in dem Hospitale schon Aufnahme fanden. In dem hintern Garten wandeln die unschädlichen Gemüthskranken, trübsinnig oder mit kindischen Geberden, durch die botanisch gepflegten Beete und legen wol selbst Hand mit an, dem Gärtner seine Arbeit zu erleichtern. Auf den Bänken sitzen genesene Bauern und Handwerksburschen in weißen Kitteln und athmen den stärkenden Balsam der Frühlingsluft ein. In der Klinik dieses Juliusspitals liegt der Ruhm und die Stärke der würzburger medicinischen Facultät. Hier werden die merkwürdigsten Krankheitsfälle behandelt. Unheilbare suchen hier ihren letzten Trost und die, welche vom Leben scheiden müssen, und vorher die Pflege des frommen Julius erlebten, müssen es sich gefallen lassen, auf jenen kleinen Tisch gelegt zu werden, wo sie der Professor zerschneidet und gliedweise an die lernbegierigen Studenten zum Prä-

pariren austheilt. Ein diesem Zweck gewidmetes grauenhaftes kleines Häuschen steht zur Rechten des Gartens, dicht an einem steinernen Bassin, in welchem für die Botanik oder die Apotheke Sumpfpflanzen gezogen werden. Ein Haufen Knochen moderte an den feuchten Mauern. Hätte man diese trübe, letzte Nothwendigkeit der Armuth und des Elends nicht etwas weiter von den Lagerstätten des vielleicht schon aufgegebenen und doch noch hoffenden Siechthums entfernen können?

Man sagt, daß es sich in Würzburg trotz des Spitales sehr heiter und fröhlich leben lasse. Nach der Musik in den öffentlichen Gärten, nach den lebhaften Debatten über das eben geschlossene Wintertheater, nach dem glänzenden Tanzsaale des auch literarisch vortrefflich ausgestatteten Museums zu urtheilen, muß man es glauben. In allem Uebrigen liegt das bairische

Bier mit dem edlen Frankenweine im Streite. Ich schied mit dem Wunsche: Möchte die Kelter nie dem Bottich, der Geist der Rebe hier nie dem Geist des Hopfens erliegen!

## 2.

# Italien und die Italiener.

Es schwebt mir ein Buch über Italien vor, wie ich es selbst nicht schreiben kann, das man aber schreiben sollte. Wer war nicht von Goethe bis auf Nikolai in Italien? Ich meine gedruckt, in italienischen Skizzen, Bildern aus Italien, in Jenseits der Berge u. dergl. Aber wie eigenthümlich auch bei Diesem oder Jenem die Auffassung des schon hundertmal dagewesenen Stoffes sein mag, so sind sich doch alle Reiseberichte darin gleich, daß sie sich mit nur ganz subjectiven Eindrücken beschäftigen. Man läßt das Italien von heute bei Seite liegen und

gräbt sich nur das antike aus den alten Mauerresten, oder lorgnettirt sich das mittelalterliche Italien aus den tausend Ellen bemalter Leinwand heraus. Dem Italien von heute widmet man nur Klagen über die Gasthäuser und Flöhe, Klagen über die Grenzvisitationen und die tausend Unbequemlichkeiten, denen nordische Verwöhnung im Lande des Südens ausgesetzt ist. Von der Lage des Volkes im Großen aber, von den politischen und commerziellen Zuständen, von den Stadt- und Landbehörden, vom häuslichen und gesellschaftlichen Leben der Italiener erfährt man nichts.

Ich sage, daß ein Werk ohne diese Lücken zu schreiben auch mir nicht möglich ist. Es gehört dazu nicht nur eine Kenntniß der italienischen Sprache, wie ich sie nicht besitze, sondern auch ein langjähriger Aufenthalt, der sich's in den Städten bequem gemacht hat, der die Gasthäuser, die großen Hauptstraßen, die Baudenk-

mäler, die Statüen und Gemälde der italieni-
schen Reisemode überläßt und keine Mühe scheut,
von der Oberfläche in das Innere dieser frem-
den Zustände einzudringen. Möglich, daß ein
solches Studium sehr zum Vortheil der Italie-
ner ausfällt. Die italienischen Gelehrten, die
sich durch große Zuvorkommenheit auszeichnen,
würden Versuche dieser Art nach Kräften unter-
stützen, und Raumer, der in seinen Schriften
über Italien als eine sehr ehrenvolle Ausnahme
von dem üblichen italienischen Reisestyl zu nen-
nen ist, kann bezeugen, daß man in diesem
Falle eine reiche Ernte wenigstens von allerhand
statistischen Notizen erhält. Die Palme des Ver-
dienstes, ein solches Werk über Italien, wie es
wirklich ist, geschrieben zu haben, ist noch immer
zu erobern, und es scheint in der Natur der
Sache zu liegen, daß der, welcher sie einst
bricht, kein Engländer oder Franzose, sondern
ein Deutscher sein wird.

Die italienische Reiseliteratur, da sie ihrer Natur nach subjectiv ist, wimmelt auch deshalb von Unrichtigkeiten. Selbst von denen, die gründlich erscheinen, werden Kirchen, Maler und Bildhauer verwechselt. Ein Wust von Notizen wird auf Treu und Glauben, ohne Prüfung, aus einem Buche in das andere verschleppt. Ja, es scheint, als wenn man erst seit ganz kurzer Zeit anfängt, diesen Ballast der Guides des voyageurs einer gründlichen Prüfung zu unterwerfen. Ist man doch nicht einmal über das Aeußerlichste, über Naturschönheiten, im Reinen. Die Borromäischen Inseln im Lago Maggiore, früher das Eldorado aller italienischen Reisesehnsucht (wozu auch der gute Jean Paul, der Italien nur aus Kupferstichen kannte, mit beitrug), selbst diese Inseln müssen sich jetzt gefallen lassen, in ihrer verkünstelten Cultur von neuern Reisebeschreibern geschmacklos genannt zu werden. Den Preis der Oberflächlichkeit verdie-

nen sich aber auch hier wieder die in Italien so angebeteten Franzosen. Selbst Schriftstellern, wie Alexander Dumas, die in Italien monatelang wohnten, können Lächerlichkeiten, wie folgende, passiren. Alexander Dumas schreibt in der Revue de Paris, er hätte einmal wieder Italien besuchen wollen, aber in dem ersten Grenzstädtchen schon hätte er eine Barbarei gefunden, die ihm so unausstehlich erschienen wäre, daß er sogleich wieder die Rückreise angetreten hätte. Ueber einem kleinen Laden eines Städtchens im Fürstenthume Monaco hätte er gelesen: chi si vende pani e articoli da moda. „Wie," ruft Dumas entrüstet aus, „will dieses Land immer mehr verwildern! In Italien verkauft man in demselben Laden Brod und Modeartikel! die Bäcker sind Modisten. Wer weiß, ob hier nicht auch die Modisten nebenbei Bäcker sind!" Alexander Dumas hat hier nur einen Beweis der den Franzosen eignen Flüchtigkeit gegeben. Die

gute Modistin im Fürstenthum Monaco war keine Bäckerin, sondern nur ein schlechter Orthograph; sie hatte in pani ein *n* ausgelassen, und Alexander Dumas hätte wol selbst errathen können, daß unter seinem „pani" panni. Tücher gemeint waren.

Solche Fehler verbessert man nun sehr bald durch das Wörterbuch. Wo aber ist der Schlüssel, der uns den Charakter der Italiener aufschließt? Wir kommen nach Italien mit dem besten Willen, gegen diese Nation gerecht zu sein. Wir wollen sie nicht nach unsern Räuberromanen beurtheilen. Wir überreden uns heilig, es wäre unmöglich, daß eine ganze Nation nur aus prellenden Gastwirthen besteht. Und doch begegnet uns wenig, was uns bestimmen könnte, zu diesem Volk ein besonderes Vertrauen zu fassen. Wenn man in einer italienischen Stadt an einem Platze steht, ungewiß, welchen Weg man einschlagen soll, wenn man

einen reinlich gekleideten Menschen anredet: „Sagen Sie mir den Weg zur ungarischen Husarenkaserne," wenn er ihn uns beschreibt, dann aber den Hut abnimmt und sich dafür ein Trinkgeld ausbittet; dann kommen alle unsere guten Vorsätze in Gefahr, umgestoßen zu werden. Man fühlt plötzlich zwischen sich und diesem Volke eine unübersteigliche Scheidewand. Man vermißt die Höflichkeit und das immer artige Wohlwollen der Franzosen, die oft plumpe, aber zuverlässige Solidität der Engländer, vollends aber die biedere Zutraulichkeit der Deutschen. Man sieht ein Volk, das uns jedes Anschmiegens an Andere, ja an sich selbst unter einander, unfähig scheint. Sie isoliren sich Alle; Jeder geht den eignen Weg, von dem er glaubt, daß er ihn zum Ziele gewinnreicher Geschäfte führen wird. Nichts Herzliches, Trauliches, was sie unter einander vereinigte, sondern die Vereinzelung ist als Volkscharakter so ausgesprochen, daß

sie bei den gebildeteren Classen die abschreckendste Gestalt des Egoismus annimmt. Man braucht es in der Physiognomik nicht bis zum Phrenologen gebracht zu haben, aber der Besuch der Wirthshäuser, der Caffee's, des Theaters reicht schon hin, um auf allen diesen scharfgeprägten Gesichtszügen eine sich überall gleichbleibende Linie wiederzufinden, diesen kalten Zug der Vereinzelung, der Gleichgültigkeit gegen den Andern, dieser Sorge, sich nicht durch die Unbehaglichkeit des Nebenmannes behelligt zu fühlen, diesen Zug einer beim gemeinsten Italiener wunderbar ausgebildeten selbständigen Individualität, einen Zug, in welchem die ganze subjective Kraft der Selbsterhaltung, aber auch ein ganzes Gefolge liebloser Eigenschaften liegt. Sei es nun von Natur oder durch politische Umstände, der Italiener ist ganz Privatmensch. Sein Sinn für's Allgemeine erstreckt sich nur bis zum Rhetorischen, das heißt, bis zum Ruhme, für den er

glüht, für den er sich in Leidenschaft verzehrt. Die häßliche Entartung des Ehrgeizes, die Ruhmsucht hat eine noch häßlichere Stiefschwester: den Neid. Die Italiener sind untereinander neidisch. Auf innere Vorzüge, wie auf äußere Ehre, auf Reichthum, auf Glück, auf Verdienst. Daß ein italienischer Maler ein schönes Bild seines Nebenbuhlers zu vernichten suchen kann, ist gewiß. Daß Künstlerneid die Schuld jenes Brandes war, der das Atelier des berühmten mailänder Bildhauers Pompeo Marchese verzehrte, soll erwiesen sein.

Heinrich Leo hat in seiner, jenseit der Alpen sehr geachteten und übersetzten italienischen Geschichte den Isolirungstrieb der Italiener sehr wahr und treffend als ein Merkmal ihrer Geschichte hervorgehoben. Die Uneinigkeit der Italiener ist nicht jene deutsche Uneinheit, die eine erzwungene, von den Umständen verschuldete ist. Es ist wahr, fünf Franzosen, die sich

versammeln, werden sich schnell entschließen, nur eine Meinung und eine That zu haben. Fünf Deutsche haben leider fünf Meinungen, aber wenn es zur That käme, würden sie sich, wenn auch etwas langsam und immer verspätet, doch nur zu einer einzigen That entschließen. Fünf Italiener aber haben fünf Meinungen und fünf verschiedene Thaten. Nach Karl Ritter's Weise, den Charakter der Geschichte eines Volkes aus seinen geographischen Bedingungen herzuleiten, hat auch Heinrich Leo die Isolirung der Italiener mit jener eigenthümlichen Thälerformation des Landes, die eine Folge des Laufes der Apenninen ist, in Verbindung gebracht. Das Land gleicht seiner Gebirgsbeschaffenheit nach einer Schieblade mit vielen kleinen Fächern. Gefach verhält sich gegen Gefach gleichgültig, und nur die Sprache ist es, die die Bewohner aller dieser Thäler verbindet.

Es ist gewiß charakteristisch, daß in der ita-

lieniſchen Poeſie die Vaterlandsliebe in jener Form, wie dieſes Element der Begeiſterung in der franzöſiſchen und engliſchen Literatur lebt, ſich nicht ausgeprägt findet. Wir ſtoßen zwar überall auf blumenreiche Schilderungen der Schönheit Italiens, wir finden, daß die mehr beziehungsreiche Poeſie Italiens viel heiße und wahre empfundene Klagen über Italiens Werth und verfehlte politiſche Bedeutung ausſtößt, aber in dem warmen Tone, in welchem Schiller ſpricht:

Ans Vaterland, ans theure, ſchließ' Dich an,
Das halte feſt mit Deinen ſtarken Armen!

im Tone einer Vaterlandsliebe, die zugleich Bruder- und verklärte Menſchenliebe iſt, in dieſem Sinne möchte man Beiſpiele, die vertrauensvoll im Tone der Hoffnung und der Zuverſicht von der Anhänglichkeit des Italieners an ſeine Heimat ſprechen, nicht finden. Die politiſche Poeſie der Italiener iſt gerade darin ſo ergreifend, daß

der Zorn und die Wehmuth der Dichter eben sowol den öffentlichen Gebrechen, wie der Schlaffheit des Volkes, der Ohnmacht, Gleichgültigkeit und Zersplitterung der Parteien gilt.

Das Urtheil, welches die Italiener über sich selbst fällen, lautet meist sehr ungünstig. Sie werden nicht geneigt sein, eine andere Nation der ihrigen vorzuziehen, und doch haben sie ihren Landsleuten tausend Dinge vorzuwerfen. Ich habe gebildete Männer in Italien gesprochen, die vor jedem Einzelnen den Hut abziehen und sie Alle zusammen Canaille nennen. Man sieht, es ist der Privat-Gesichtspunkt, wie ich ihn oben nannte. Mensch gegen Mensch, Familie gegen Familie, Stadt gegen Stadt, nichts Allgemeines und Durchgreifendes. Napoleon war ein Italiener und die Italiener haben nicht wenig Ursache, auf ihn stolz zu sein, aber es ist bekannt, daß Napoleon seine Landsleute verach-

tete und vor allen andern Nationen gerade sie am wenigsten der Freiheit für würdig hielt.

Die Italiener können sich übrigens diese Beurtheilung schon gefallen lassen, wenn man hinzufügt, daß sie, ihrer ursprünglichen Begabung nach, das geistreichste Volk der Erde sind. Auch wissen sie dies selbst sehr gut und sehen mitleidig auf die Fähigkeiten anderer Nationen herab. Der Italiener verbindet eine lebhafte Einbildungskraft mit einem verschlagenen Combinationstalente. Vermuthungen und Schlüsse zu machen, geht ihm rasch von der Hand. Beim gemeinen Mann findet man die Fähigkeit zu lesen und zu schreiben nur sehr sparsam, aber wenn das Mädchen, das zu einem der öffentlich sitzenden Schreiber tritt, um sich von ihm einen Brief schreiben zu lassen, diesen Brief selbst dictiren wollte, so würde er gewiß lebhafter und origineller lauten, als ein von einer deutschen Bürgerstochter zierlich geschriebener,

der sich meist in flachen sentimentalen Gemeinplätzen ergeht. Die Sprache des Volks ist reich an treffenden Sprichwörtern, ja man würde selbst das ursprüngliche Talent des gelehrten Italieners erst dann richtig zu würdigen wissen, wenn man untersuchen wollte, wie sehr er seine oberflächlichen Kenntnisse durch scharfsinnige Vermuthungen, durch keckes Tasten und Speculiren zu ergänzen verstanden hat.

Nach dem Zeugnisse: hà spirito! geizt Alles. Der Philosoph auf dem Katheder, wie der Dandy des Corso, der Staatsmann wie der Morrhaspieler in der Weinschenke, — Jeder will, daß man von ihm sagt: hà spirito. Geist haben, ist hier schön sein; brutus, was in allen Sprachen dumm heißt, heißt im Italienischen häßlich. Wer klug ist, kann nach dem Glauben des Italieners sich Alles geben, selbst die Schönheit. Man möchte bei einem Volke, welches mitten in Schönheitsanschauungen auf-

wächst, nicht glauben, daß es im Stande wäre, die Dummheit noch für garstiger zu halten, als die Häßlichkeit. Freilich ist auch hier wieder bezeichnend, worin der Italiener den Geist findet. Da ihm die Bildung fehlt, wahres Talent vom falschen, das Tüchtige und Edle vom Angemaßten und Eitlen zu unterscheiden, so ist er mit seinem Prädicat: hà spirito! auch sehr verschwenderisch. Er schenkt dieses nicht nur dem denkenden Philosophen, sondern auch jeder Narrheit, die im Stande ist, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Bringt diese Aufmerksamkeit gar noch Geld ein, so ist ihm jeder Harlekin ein Genie. Wer in Italien von sich reden machen kann, ist der Weise des Tages. Es gibt in Mailand Elegants, deren Geist man deshalb bewundert, weil ihnen eingefallen ist, sich auf ihren Pferden so abgeschmackt nachlässig zu halten, daß auf dem Corso alle Vorübergehenden stillestehen. Ein Anderer fährt in einem kleinen

Wagen auf dem Corso zehnmal ventre à terre auf und ab. In England, dem Vaterlande dieser Narrheiten, würde man damit kaum aus der Masse des Modeunsinns hervortreten; in Italien, wo man im Allgemeinen außerordentlich nüchtern und vernünftig ist, hält man solche Geckereien für genial. Ein Knabe ging vor mir her durch mehrere Straßen, schrie wie ein Besessener, schlug mit roher Unart an alle Thüren und geberdete in einem Lande, wo zwar alles laut ist, aber nichts kreischend, nichts vor der schon genug lärmenden Masse hervortretend, sich so unsinnig, daß alles stillestand — und ihn bewunderte! Wenn man in einem italienischen Gasthofe durch einen Nachtunhold, der sich einbildet, eine schöne Stimme zu haben, bis lange nach Mitternacht schlaflos erhalten wird, so ist es nicht Feigheit, daß sich kein Fenster öffnet, um den nächtlichen Schreihals zur Ruhe zu verweisen, sondern die gehorsame Unterordnung

unter Jeden, der die geistreiche Dreistigkeit hat, sich vor uns irgend etwas Verrücktes herauszunehmen.

Vielleicht liegt auch hierin der Schlüssel, warum man in Italien die deutsche Bescheidenheit Dummheit und die französische Entschiedenheit Genie nennt. Doch ist dies mehr eine politische Frage.

## 3.

## Tedeschi. Franzese. Biscontini.

Von den Deutschen ist in Italien nicht viel mehr beliebt, als höchstens ihr blondes Haar. Man kann es den Italienern kaum verdenken. Jahrhunderte lang haben sie neben der Tyrannei ihrer eignen kleinen Beherrscher den ungezügelten Kriegerübermuth der Deutschen ertragen müssen. Die römischen Könige kümmerte es wenig, ob sie die Länderstrecken von den Alpen bis zur Tiber mit Feuer und Schwert verwüsteten, wenn sie nur mit der römischen Kaiserkrone wieder heimkehrten. Die Krone der Lombardei, geschmiedet, wie es heißt, aus einem

Nagel vom Kreuze Christi, lag eisern genug auf Oberitalien. Gleichsam als wenn man über die nachwuchernde und unverwüstliche Kraft dieses Landes ohne Sorge war, übte man für hier und da erlittene Unbill flugs grausame Rache und Vergeltung. Wie oft ist Mailand zerstört worden! Wie oft wurden die reichen Städte der Plünderung von Miethstruppen übergeben, die man nicht bezahlen konnte! Wenn auch die Franzosen in Genua und Pavia blutige Spuren ihrer Rache zurückgelassen haben, so schienen die verheerenden Kreuz- und Querzüge der Deutschen in Italien förmlich von dem Brauch vieler Jahrhunderte geheiligt zu sein.

Italien hat mit Ausnahme des Kirchenstaates in allen seinen Theilen eine Reihe so gewaltsamer Umwälzungen erlebt, es ist so endlos oft der blutigen Gewaltthätigkeit einzelner Dynastien und einzelner Tyrannen preisgegeben gewesen, daß man fast geneigt sein möchte, beim

Italiener eine schon ursprünglich gewordene Bestimmung zum Gehorchen anzunehmen. In der That sind die Proben von Selbständigkeit, die diese Nation zuweilen abgegeben hat, für seinen Freiheitssinn nicht besonders überzeugend ausgefallen. Ohne Uebereinstimmung keine Kraft und keine Kraft ohne Intelligenz. Italien liegt tief im Nebel einer Priesterherrschaft, die die ihr drohenden Gefahren des aufgeklärten achtzehnten Jahrhunderts glücklich überstanden hat und die große Mehrheit des Volkes in einem süßen Taumel, wenn nicht von geistiger Unmündigkeit, doch von Gleichgültigkeit gegen alle höheren Dinge zu erhalten weiß.

Oberitalien steht unter der Botmäßigkeit der Oesterreicher. Man würde sehr unwahr sein, wollte man behaupten, daß diese Regierung schon dauernde Wurzeln auf einem Boden geschlagen hätte, der ihr länger als seit einem Jahrhundert angehört. Man wird es auffallend finden,

daß eine Tugend der österreichischen Regierung die Ursache dieser mindergünstigen Stellung ist. Oder glauben die Italiener, daß sie je von Frankreich so milde würden regiert werden, wie sie es vom Hause Habsburg sind? In wenig Ländern mögen so geringe Steuern bezahlt werden, als in der Lombardei. Die blühendsten Gewerbszweige entfalten sich ohne allen äußern Druck, ohne alle finanzielle Plusmacherei. Es ist wahr, Oberitalien ist mit Militair überfüllt, aber mehr zu polizeilichem Zweck für die innere Sicherheit und den Schutz des Landes, als aus Mistrauen und zur verschärften Obhut politischer Befürchtungen. Die Steueransätze sind äußerst gering. Der bereits fabricirte Seidenstoff zahlt dem Staate nur vier bis fünf Procent seines Werthes. Ein Bürger, der in Mailand sechs oder sieben Gulden jährlich für sein Gewerbe entrichtet, hat in seiner Werkstatt schon eine große Anzahl Gesellen arbeiten.

Rechnet man nun dazu, daß die Hauptrichtung aller Thätigkeit dieses gesegneten Oberitaliens die merkantilische ist, erwägt man ferner, daß das österreichische Prohibitivsystem, welches sogar die Erzeugnisse der österreichischen Provinzen untereinander ausschließt, die französische und englische Einfuhr in Schranken hält, so wird man kaum begreifen können, wie dieses Volk dem deutschen Namen so abgeneigt und den Franzosen so zugethan sein kann.

Die Erklärung liegt aber ziemlich nahe. Sie liegt im Charakter des Italieners. Die österreichische Regierung, die sich das Verdienst erworben hat, eine Reihe vortrefflicher Straßen, Brücken, öffentlicher Gebäude dem Lande geschenkt zu haben, hat bei allen ihren Anstrengungen es nicht dahin bringen können, dem Italiener zu imponiren. Imponiren muß man dem Italiener. Das ist das Geheimniß, ihm Achtung abzugewinnen. Furcht und Liebe

müssen bei ihm zusammenschmelzen, sonst ist man seinem Witz und seiner Neckerei bald preisgegeben. Seitdem die Deutschen verrathen haben, daß sie glauben, man müsse Italien milde regieren, haben sie auch schon Alles verloren. Dieses Volk will scharf im Zügel gefaßt, scharf angespornt werden. Sein wildes Naturell geht mit einem sanften Reiter durch. Es will keine im Stillen beglückende, sondern eine lärmende Regierung. Es will Pomp, Aufzüge, energische Maßregeln und jeweilige Beispiele von unerbittlicher Strenge. Ob der humane Act, mit welchem Kaiser Ferdinand I. seine Regierung begann, die Begnadigung der politischen Flüchtlinge und Gefangenen, die Früchte getragen hat, die man sich davon versprach? Man hat allen Grund, es zu bezweifeln. Statt einen solchen Act mit Gutmüthigkeit, deutsch gerührt, englisch sentimental, hinzunehmen, hat man ihn mit kalter Malice bespöttelt als einen Beweis haltloser

innerer Schwäche. Der Italiener gehört recht eigentlich zu den Menschen, die in jeder Selbstbeherrschung Dummheit sehen. Der Kaufmannssinn dieses Volkes wird ihn nimmermehr glauben machen, daß sich Jemand entschließen könnte, seinen eignen Vortheil freiwillig aufzugeben. Der Narr! der Thor! würden hier die Urtheile über Charaktere sein, die man jenseit der Alpen Weise und Heilige nennt.

Die Art, wie die Franzosen Italien regiert haben, kann den Italienern noch nicht aus dem Gedächtniß entschwunden sein. Sie müssen sich eingestehen, daß Frankreichs Art, ihre Eroberungen mit Frankreich zu acclimatisiren, die rücksichtsloseste von der Welt ist. Der Franzose spricht französisch und erwartet, daß der Italiener sich die Mühe gibt, ihn zu verstehen. Der Deutsche lernt italienisch. Die Oesterreicher stellen nur Italiener an, oder solche Deutsche, die Italienisch können. Frankreich zwingt seine hei-

mischen Formen der Fremde auf, spricht Recht nach französischen Gesetzen, hebt Rekruten aus, treibt rasch die Steuern ein, alles in kurzer dictatorischer Weise. Wie wenig aber dies Alles hindert, hier den Franzosen dennoch beliebt zu machen, beliebt zu erhalten, sieht man in täglichen Erscheinungen. Signore è franchese? fragt die Italienerin, die uns ein Compliment machen will. Erziehung der höhern Classen, die Bildung der feinern Stände, der Unterhaltungsstoff, alles ist nach der französischen Mode zugeschnitten. Die österreichische Regierung in ihrem milden System glaubt das Rechte zu treffen, sich dieser Neigung nirgends zu widersetzen. Die bekannten Napoleonsbilder und Napoleonsstatüen findet man überall, ja selbst in Seide gewirkt, auf der mailänder Industrieausstellung, von einem Lorbeerkranz der preisrichtenden Commission bedeckt. Wenn auch die Zahl der zugelassenen französischen Zeitungen beschränkt ist, so

scheint man gegen Bücher duldsamer zu sein, und die Damenwelt, die jungen Elegants, sind so begierig, mit Paris au courant zu bleiben, daß an einem einzigen Tage von einem Buchhändler in Mailand, der Victor Hugo's Burgraves an den Straßenecken anschlug, vierhundert Exemplare verkauft wurden.

Die österreichische Regierung vermeidet Alles, was an ihren deutschen Ursprung erinnern könnte. Weder die deutsche Sprache noch deutsche Kunst und Wissenschaft finden für ihre Verbreitung in Italien bei ihr Vorschub. Diese Indifferenz mag bei Völkern, die auf ihre Nationalität stolz sind, bei den Polen, Ungarn, Böhmen, am Platze sein, in Italien ist sie es nicht. Träte die österreichische Regierung den Italienern mit der ganzen imponirenden Kraft deutscher Originalität gegenüber, sie würde damit weiter kommen. Man würde wenigstens von ihr sagen: hà spirito! Man würde durch

die starke Umarmung sich selbst erstarkt fühlen und sich größer vorkommen, je weniger ihre Herren sich klein machen. Es versteht sich von selbst, daß die Strenge es nicht allein ist, durch die es den Deutschen möglich werden würde, den Franzosen in Italien den Rang abzulaufen. Der Hinblick auf Deutschland müßte freier und großartiger eröffnet werden. Man müßte in den beiden Hauptzeitungen des Landes über Deutschland mehr vernehmen, als nur die Reisen, Hochzeiten und Entbindungen hoher Herrschaften. Von Frankreich läßt man die Deputirtenverhandlungen zu, von Deutschland nur Berichte über Ordensverleihungen, Eisenbahnvorfälle und ähnliche Erscheinungen, die es für den Italiener mit der Türkei auf eine Stufe stellen. Bemühte sich die österreichische Regierung, mit Deutschland in Italien Ehre einzulegen, so würde sie auch Ruhm und jene innere Kraft erringen, die ihr auf die Gemüther fehlt.

Man wird erstaunen, daß ich, um eine wichtige politische Frage zu erörtern, so viel äußerliche und rein formelle Dinge erwähne. Allein ich glaube, daß bei dem Italiener nichts in die Tiefe geht. So träge, als man sie sich gewöhnlich vorstellt, sind die Italiener nicht. Fleißig arbeiten sie im Felde. In Mailand hämmern und klopfen die Handwerker bis tief in die Nacht. Wo ihnen die lachende Aussicht des Gewinnes winkt, werden sie ihre ganze Kraft nicht allein zusammennehmen, sondern überbieten können. Aber ist der nächste Zweck erreicht, so sinkt ihnen die Hand in den Schooß. Die Schwierigkeit ist überwunden und dies genügt. Eine eigne freie Arbeit, eignes Forschen und Ringen, selbstgespornte Thätigkeit findet wenig statt. So schöpft man die Begeisterung für Frankreich auch ganz aus der Oberfläche. Kaum weiß man, worauf sie beruht. Erblickt man irgendwo jene politisch-philosophische Unruhe, die

sich der Franzosen bis auf die untersten Classen gegenwärtig bemächtigt hat? Man klagt über die verbotenen französischen Blätter, aber wer würde sie lesen? Man gehe den ganzen mailänder Corso auf und ab und beobachte an jedem Caffeehause diejenigen Leute, die eine Zeitung in der Hand haben; es sind nur Fremde. Alle jene jungen Elegants, mit den schön frisirten Bärten, die canna d'India in der Hand wiegend, — wird nicht einer von ihnen, wenn er seine Tasse Levante bestellt hat, nach dem überall aufliegenden Journal des débats greifen? Nicht Einer. Die, welche lesen, sind Fremde und sind es Italiener, so lesen sie die Mystères de Paris. Ich muß mehr sagen, ich finde den Geist der gemüthlosen Oberflächlichkeit nicht nur in den Caffeehäusern, sondern hier auch in den Kirchen, in den Theatern, ja auf den Kathedern. Ueberall fehlt die kräftige Haltung, Männlichkeit, Ernst. Die Devise der Journale

heißt: de tout un peu! Die gangbarsten Bücher sind solche, welche lehren, wie man in drei Tagen französisch lernen und in vier und zwanzig Stunden gescheidt werden kann. Gründliche Werke bleiben unberücksichtigt und nur das hat Erfolg, was der flüchtigen Erwerbung einer oberflächlichen Scheinbildung dienen kann.

Um gerecht zu sein, muß man zu den Ursachen dieser bei dem begabtesten Volke der Erde so auffallenden Geistesnullität noch das schlechte Beispiel einer geistesträgen und denkfaulen Geistlichkeit rechnen. Auf diesem Gebiete kann man selbst von Oberitalien nur das Unerfreulichste berichten. Welch ein Heer von schwarzen Strümpfen! Und die Ueberzahl der Geistlichkeit scheint sie nur um so sicherer zu machen. Joseph II. hob die Klöster auf; noch sind ihrer wenige restaurirt worden, aber fast möchte man glauben, die Klöster hätten das Gute, diesen Schwarm geisttödtender fauler Menschen vom offenen Markt

des Lebens zu entfernen und der Ansteckung vorzubeugen, die von diesen in Weltpriesterkleidung einhergehenden Mönchen unter die große Menge kommt. Da wo die Geistlichkeit auf einer so niedern Stufe steht, wie in der Lombardei, möchte man getrost wünschen, die Klöster wären noch in der alten reichen Zahl vorhanden. Sie sind in diesem Falle wenigstens eine unschädlichere Absperrung des Aberglaubens. Man versichert, daß der Regierung selbst kein Bundesgenosse so lästig sein kann, als diese Geistlichkeit, die immer lärmt, immer intriguirt und für den Fall, daß die nächsten Behörden auf ihre lichtscheuen Ideen nicht eingehen wollen, sich unverweilt nach Wien selbst wendet. Da es auch unter der lombardischen Geistlichkeit nicht an ausgezeichneten Talenten fehlt, die ihre Muße den Wissenschaften widmen, da einige der höchsten Kirchenbehörden, z. B. der Erzbischof von Mailand, ein Tyroler, der Aufklärung geneigter

sind als der Finsterniß, so hat sich jetzt ein förmlicher Glaubensbund organisirt, der unter dem Namen der Biscontini mit den historischen Christusvereinen in Preußen und ähnlichen pietistischen Propaganden Aehnlichkeit hat. Dieser Bund verfolgt ein planmäßiges Verfahren, um dem katholischen Glauben seine alte Reinheit zu erhalten; er hat sich, unterstützt durch die Reichthümer vieler bigotter Menschen, die sich als seine Werkzeuge brauchen lassen, einen Einfluß angemaßt, der zunächst nur moralisch und in der Dummheit der Massen begründet ist, den aber darum selbst die Regierung zu fürchten hat. Die Biscontini sind gleichsam eine vornehme Muckerpartei der katholischen Kirche Italiens. Die Biscontini krönen und ächten; sie üben eine Vehme, die der Aufgeklärte verachten kann, aber oft bitter empfinden muß. Durch die Biscontini werden Aemter besetzt, Candidaten zurückgewiesen und vorgeschlagen, Ehren und Be-

lohnungen ertheilt. Sie haben Schriftsteller im Solde, die ihnen zu Liebe in zwanzig Bänden die Weltgeschichte nach hierarchischen Grundsätzen umschreiben *). Sie schicken Tractate unter das Volk, kurz sie entwickeln ganz jene emsige Glaubensindustrie, die wir freilich unter andern Bedingungen auch in Deutschland so einflußreich wirken sehen. Als ich zu meinem großen Erstaunen auf der mailänder Gewerbeausstellung die kunstvollsten Arbeiten nur anerkennend belobigt, einen Prozessionsbaldachin aber, eine silberne Monstranz und die Leistungen eines Wachslichterfabrikanten mit Lorbeerkränzen ausgezeichnet fand, mußte ich annehmen, daß die Commission der Preisrichter auch aus Biscontini's bestanden hat.

*) Cantu.

## 4.

# Einfahrt in Italien.

Durch das wilde Steingerölle des sich erst später zu einem Weltstrom bildenden Rheins, durch Felsenstraßen, mit bewunderungswürdiger Ausdauer hart an himmelhohen Abgründen hingezogen, durch Thäler, deren Vegetation schon immer weniger und weniger von den Früchten milderer Zonen erzeugt, gelangt man hinter der graubündischen Hauptstadt Chur endlich in die Region, wo man es glaubt, daß es Schnee gibt, der so alt, wie die Welt ist. Wunderbare Gesteine rechts und links am Wege, sonderbare Ueberreste ungeheurer neptunischer Um-

wälzungen der Urzeit, und immer zwerghafter die Bäume, immer kleiner selbst die traurige Tanne, die unser treuer Begleiter in die Schneegefilde sein wird. Im Dorfe Splügen kann man von der diesseitigen Welt Abschied nehmen. Es war ein heiterer Maitag und doch fuhr ein eisiger Hauch durch die Luft. Im Kamin des Wirthshauses loderte ein prasselndes Feuer. Der Blick in die Höhe zeigt, daß wir rings vom Wasser umgeben sind. Die Sonne erinnert uns an einen Februartag unserer Heimat, wo die Hoffnung auf Thauwetter durch ein plötzliches Schneegestöber wieder getäuscht werden kann. Alle diese weiß und blau gemischten Wolken werden hierher noch lange nicht den Frühling bringen. Dohlen und Krähen flattern hier noch ganz in ihrem Element.

Der Postwagen steigt nun den splügener Berg hinan. Lebewohl, was hinter uns bleibt! Dieser kleine hellgrüne Schaumstreifen dort un-

ten in dem ungeheuren Kieselbette der Tiefe ist der Rhein, ist ein Zwillingstheil von ihm, der sich unten bei Reichenau mit dem Hinterrhein verbindet Ahnt dieser stürzende kleine Bach, was aus ihm die Zukunft kann werden lassen? Abschiednehmend blickt das Auge noch immer hinterwärts auf eine Welt zurück, an deren Stelle jenseit jener Wolkenschleier drüben eine neue Schöpfung uns aufgehen soll. Werden wir den Frühling drüben wiederfinden? Fast verzagen wir, wenn die Pferde immer schwerer ziehen, die Achse immer tiefer seufzt und uns auch die Krähe nicht mehr folgen will, die hinunterschießt in die grauen steinerfüllten Thäler. Erst liegt der Schnee hier und da zerstreut am Wege, hinter Felsen, zwischen den Zweigen einer Tanne. Man denkt: Das sind Reste von den weißen Ostern, die man hier gefeiert hat; morgen werden sie geschmolzen sein! Bald aber finden sich die verdächtigen weißen Flecken auf

der Straße selbst und rechts und links hängen in die Tiefe schon ganze lange weiße Laken hinunter. Bald fesseln den Blick nicht mehr die weißen, sondern nur noch die grauen Punkte, die Steine, die aus der wachsenden Schneemasse hervorgucken — und nun ist Alles Schnee. Aber die Rosse ziehen noch, die großen Güterwagen haben tiefe Spuren im Wege zurückgelassen, die geschmolzen sind, noch geht es eine Stunde muthig hinan. Da stockt plötzlich der Zug, der Schnee liegt fußhoch, die Räder versagen den Dienst. Güterwagen, Eilposten stehen schon in Menge an dieser Grenze und werden entweder umkehren müssen oder ausgeladen werden. Für Räderfuhrwerk gibt es keine Straße mehr. Ein kleines Stationshaus beherbergt Arbeiter, die der Post zu Hülfe kommen. Der Inhalt des Eilwagens wird auf kleine einsitzige Schlitten geladen, die Passagiere, je zwei und zwei, müssen hinaus in die Winterluft und, in Mäntel, Pelze,

Fußsäcke gehüllt, sich zu demselben Beförderungsmittel bequemen. Eine lange, peinliche Stunde vergeht auf diese Vorbereitungen. Dann bekommt jeder der kleinen Schlitten ein Pferd, der leere Postwagen bleibt zurück und die kleine Karavane setzt sich in Trab. Erst geht das recht anmuthig fort. Der Schnee ist zu beiden Seiten aufgeschüttet, man fährt lustig und lachend durch diese Wälle hindurch. Bald hören aber auch diese Bequemlichkeiten auf. Der Weg wird uneben, der Schlitten schleudert hin und her, die beiden Passagiere müssen ihre Kenntnisse von der Theorie des Gleichgewichts praktisch anwenden. Unten im Thale war Sonnenschein; hier fängt es an zu schneien. Der schärfste Ostwind treibt den Schnee in die Augen, die schon, von der glänzenden Weiße aller Umgebungen geblendet, den Dienst versagen. Die Arbeiter am Wege, die den schmalen, kaum sechs Fuß breiten Weg nothdürftig unterhalten,

tragen grüne Brillen vor den Augen, was einer Gruppe von Mehren, die nebeneinander stehen, ein sonderbares Ansehen gibt. Schon fahren wir zwei Stunden, aber noch lange nicht ist die Höhe des Berges erreicht. Zuweilen öffnen sich rechts und links die Wälle und man fährt dicht an unergründlichen, aber trügerisch mit Schnee verhüllten Abhängen hin. Der Schlitten schleudert hin und her, ein einziger Fehltritt des strauchelnden Pferdes und man läge auf immer verloren in der Tiefe. Plötzlich hält der Zug. Man hört Schellen in der Ferne. Eine Karavane kommt uns entgegen. Das wird Schwierigkeiten geben, aber es gibt noch mehr, es gibt eine Scene aus den Zeiten des Faustrechts. Der Stärkere wirft den Schwächern bei Seite. Der Weg reicht kaum für die Breite eines Schlittens hin, so muß also der zweite beseitigt werden. Man drückt ihn mit Mann und Maus in die Schneewand hinein. Wir waren die Schwäche-

ren und mußten in unserer Schneenische die Herabkommenden an uns vorüberpoltern lassen. Sonderbare Physiognomien, die wir in unserer traurigen Lage wenigstens belachen konnten. Die Meisten schienen Touristen zu sein, die in Italien überwintert hatten und zur Saison nach London, in deutsche Bäder, zur Rheinreise zurückeilten. Ergötzlich waren auch hier, wie immer, meine berliner Landsleute. Ein zweiter Nicolai, fröstelnd in leichter Kleidung, warf uns einen wahrhaft tragikomischen Blick zu. In diesem Blick lag das Resultat einer ganzen italienischen Reise. Ohne zu wissen, ob wir Deutsche wären, rief er uns händeringend im berlinischen Accent zu: „Ja, sagen Sie, ist so was nun menschenmöglich?" und dabei sträubte sich sein Haar, sein Unglück paarte sich mit Zorn, er hätte die ganze Verwaltung dieser Straße beim berliner Kammergericht verklagen mögen. Nie habe ich einen Blick von solcher Beredtsamkeit

gesehen; es lag Alles darin, eine ganze Beschwerdeschrift über Italien in zwei Bänden, ein Feldzug gegen alle Flöhe, gegen alle Gastwirthe, gegen alle Straßen dieses ungemüthlichen, liebloſen Italiens und nun noch diese Schrecken der Rückreise, wo man in jedem Augenblick ein dem Staate und seiner Familie schuldiges Leben riskirt, wo man spurlos im Schnee abhanden kommen und vielleicht erst nach Jahren durch leichenwitternde, schnuppernde Hunde entdeckt werden kann. Endlich war der lange Zug vorüber. Wir wurden aus unserer Nische wieder hervorgezogen, vom Schnee gesäubert, und stiegen rüstig empor. Nach einer Stunde erklärte uns unser Führer, daß wir bald auf der Höhe wären. Sechstausend Fuß über die Oberflächlichkeit des menschlichen Daseins erhaben! Zwar kaum die Hälfte von der Höhe des Montblanc, aber doch trostreich genug.

Nun ging es bergab. In weiter Ferne

leuchtete über den noch immer unabsehlichen Schneemassen und durch das Schneegestöber hindurch am Himmel ein einziger blauer Streifen. Das ist Italien! jauchzte es in der Brust. Und nun hing sich der Blick ganz an den blauen Streifen fest und wollte nicht mehr ablassen, und merkte nicht, daß grade jetzt erst die Fahrt besonders gefährlich wurde. Denn nun ging es jählings in die Tiefe, das arme Roß taumelte hin und her, knickte mit Vorder- und Hinterfüßen ein und erregte durch seine grotesken Tänzersprünge unser tiefstes Mitleiden mit dem so geängstigten, edlen Thier. Die Passagiere mußten jeden künstlichen Balancierversuch aufgeben und sich ganz dem hinten sitzenden Kutscher überlassen, der den Schlitten wie eine Tretorgel behandelte, denn wenn er umstürzen wollte, warf er ihn immer mit den Füßen im Fluge auf die andere Seite. Aber rasch ging es. Der blaue Streifen wurde immer größer, die weiße

Schneefläche neigte sich immer sanfter abwärts. Günstige Vögel flatterten schon wieder mit heiserem Gekreisch über den Weg und nicht lange, so erhob sich aus dem Schnee die österreichische Douane. Das war ein Lärm, ein Fluchen, ein Toben in diesem Karavanserai von Fuhrleuten und betrunkenen Zollwächtern! Dabei stand man mitten im Wasser, weil hier von dem vielen Verkehr der Schnee schon schmolz. Jetzt Pässe, Kofferöffnungen, die ersten Wirkungen der magischen Kraft der „Zwanziger," der erste Versuch, sich italienisch auszudrücken. Wo das Wörterbuch nicht ausreicht, nimmt man die Börse zu Hülfe. Endlich auch hier Erlösung; nun noch eine gute halbe Stunde Schnee, dann ein mitten auf der Haide stehender leerer Postwagen, der uns und unser Gepäck wieder aufnimmt und nach einer sechsstündigen, mühevollen und doch unvergeßlichen Alpenüberfahrt in raschem Fluge uns in das erste italienische Gebirgsthal hinunter führt.

Es war Abend geworden. Um das graue Gestein wob stille Dämmerung. In der Ferne glühte noch eine Schneekette vom Abendroth der Sonne, die hier unten geschienen hatte, während es oben schneite. Donnernd rasselte der Wagen durch jene wunderbaren Galerien, welche hier die Kunst des Wegebaues mitten durch granitne Felsen gesprengt hat. Diese italienische Auffahrt des Splügen ist in ihren felsigen Schneckenwindungen von der schwindelnden Höhe der kahlen Alpen herab bis in die Tiefe des steinigen Giacomothales, eine der wunderbarsten Straßen Oberitaliens, bequem und malerisch zugleich. Eine Cascade, die in tanzenden Sprüngen, von Abhang zu Abhang in die Tiefe stürzt, scheint mit ihr um die Wette zu laufen. Es ist Nacht. In den kleinen Dörfern das Gewälsch der am Wege versammelten Thalbewohner, das Bettelgeschrei der Kinder, die sich um einen Sou untereinander die Haare ausraufen, und wenn man

nicht den zweiten spenden will, zuletzt nach vielem Betteln uns noch auslachen. Es ist neun und der Wagen rollt in die erste italienische Stadt, in Chiavenna ein, das schon seinem Namen nach (Chiavenna, Schlüsselchen) sich als die Eingangspforte zu Italien ankündigt. Wir erkundigten uns nach dem Namen des Flusses, der das Giacomothal durchschnitt. Es ist die Lira. Welche Vorbedeutung für das Land der Musik, der erste Strom, den wir in Italien sehen, heißt die Lyra! flüsterte eine empfindsame Engländerin. Ein praktischer Deutscher bemerkte aber: „Miß, unter der Lira kann man auch die Lira austriaca verstehen, den Zwanziger!" Er hatte Recht. Der Zwanziger ist auch ein Symbol Italiens.

## 5.

# Die Seen Oberitaliens.

Von den drei großen italienischen Seen macht' ich die Bekanntschaft des Garda-See's vor zehn Jahren. Er wird sich seitdem nicht verändert haben. Wie ein jeder dieser Seen seine eigenthümlichen Reize hat, so ist auch der Garda-See, wenn auch im Ganzen einfacher und bescheidener, als die beiden andern, doch reich an lieblichen Schönheiten. Mit Wonne und Wehmuth gedenke ich jener Fahrt mit damals befreundeten Menschen über den glatten Spiegel dieses freundlichen Wassers, dessen Ufer sich von der schroffesten Alpennatur herab bis zu den

sanften Umrissen der lombardischen Ebene abdachen. Von Roveredo herüberkommend springt uns auf der Spitze des kalten und rauhen Monte Baldo plötzlich der ganze ausgebreitete Spiegel des Garda-See's entgegen. Mächtig schlägt die Welle an den Molo des kleinen Hafenortes Torbole an; ein leichter Nachen führt uns von den steinigen Ufern rechts und links bald hinunter zu freundlicheren Erscheinungen. Dort zur Seite das Städtchen Riva; der tobende Wildbach Torrente Albola und ein anderer, der Varrone, werfen sich ermüdet vom Zickzack ihrer Gebirgswanderungen durch feuchte, moosbewachsene Felsenspalten in den See hinunter. Wir sahen den Ponalfall. Es steht Alles noch vor mir: die kleinen Häuser, dicht an der schäumenden Cascade angenistet, die schwanken Breter, über die der Fuß schaumbespritzt, doch sicher hinüberschreitet, die beladenen Esel, die zuversichtlich um den donnernden Fall herum in die Höhe klettern,

das Klappern von Mühlrädern, die der Wildbach, ehe er im See sich ruhen kann, noch bewässern muß, und die feuchten Kleider, die man, weiter segelnd, auf dem schaukelnden Kahne an der brennenden Sonne trocknet. Zur Rechten die großen Citronenpflanzungen eines Grafen, dessen Namen wir wol an irgend einem Palaste Veronas suchen müssen. Die ersten vom Baum gepflückten Citronen, aus Enthusiasmus noch mit Zwanzigern aufgewogen, wurden sorgfältig aufbewahrt bis Venedig, wo sie in die selbstbereitete Limonade ausgepreßt wurden. Es kam die Nacht. An einem kleinen Flecken zur Linken, Malcesine, landeten die Schiffer und ein Nachtquartier bis zur zweiten Morgenstunde, wo die Schiffer mit dem frischen Winde zur weitern Fahrt ihre Segel füllen wollten, wurde bezogen. In diesem Orte oder in der Nähe hatte einst Goethe jenes Abenteuer, das er in seiner italienischen Reise so anmuthig beschreibt. Wol

sahen wir aus der Nacht jene Mauerüberreste eines alten Schlosses herausdämmern, die damals Goethe, ihrer malerischen Lage wegen, zeichnen wollte. Das Volk versammelte sich um ihn und rief den Podesta, der ihn verhaften wollte, weil er eine Festung der Republik Venedig abzuzeichnen gewagt hätte. Es entstand eine parlamentarische Verhandlung zwischen dem Dichter und der Stadt. Es rettete ihn hier kein Faust, kein Mephisto, kein Geheimerath, keine Berufung auf das in Malcesine völlig unbekannte Herzogthum Weimar, sondern das Zufälligste, das von Goethe nicht immer hochgehaltene Frankfurt, seine Vaterstadt. Um der Republik Venedig zu schmeicheln, hatte er sich endlich nach vielen vergeblichen Vorstellungen entschließen müssen, auch sich für einen Republikaner auszugeben und dies rettete ihn, nicht etwa der Republik wegen, sondern weil plötzlich aus der unruhigen Menge ein Mann hervortrat, der in Frankfurt bei dem

Kaufmann Bolongaro in Dienſten geſtanden. Nun war die Verſtändigung leicht und Goethe ſchiffte weiter, wie damals auch wir, ſeine dankbaren Schüler. Am Vorgebirge Virgilio vorüber, landeten wir in Bardolino, mitten in der üppigſten Fülle des italieniſchen Herbſtes, unter Weinguirlanden, Feigen und Oliven.

Jetzt nach zehn Jahren ſah ich den zweiten dieſer weltberühmten Seen, den Lago di Como. Dieſer verhält ſich zum Garda-See, wie ein Oelbild zu Aquarell, wie ein farbenglühender Tizian zu einem Wandgemälde Paul Veroneſe's. Der Garda-See eine Vorſtudie, der Comer-See das volle innere Heiligthum. Was dort zerſtreut, wimmelt hier in dichten Gruppen; dort Felſen, hier höhere; dort Gärten, hier Wälder voll ſüdlicher Schönheit. Dem Comer-See geben die Italiener ſelbſt vor allen dreien den Vorzug; er hat den Schnee der Alpen in der Höhe und eine ſüditalieniſche Vegetation am

Fuße seiner Ufer. Die Woge ist stürmisch und mildbewegt. Das Klima, durch alle Schichten der Luftveränderung hindurch, mit sanfter, niemals schädlicher Abwechslung. Von Colico bis hinunter nach Como wechselt der Anbau der Ufer zwischen den Staffagen eines einfachen Fischerlebens und den elegantesten mailänder Villeggiaturen ab. Hierher flüchtet die vornehme und reiche Welt von Milano, wenn die Trottoirs daheim zu brennend werden. Unzählbar ist die Menge der lieblichsten Landhäuser, die rechts und links am Ufer, bald auf grünen, wiesenartigen Landzungen, bald auf schroffen und mit Oelbäumen und Cypressen düsterbepflanzten Felsvorsprüngen gebaut sind. Hier ist der Ort, wo die Kaufleute von Mailand zwei Monate im Jahre liebenswürdig werden. Hier nehmen sie die Fremden auf, denen sie zehn Monate in Mailand ihre Paläste verschließen. Hier werden sie Mäzene, kaufen Statüen, Bilder, Bücher

und Kostbarkeiten des Luxus. Hier waschen sie in reinen Bergquellen, die von den Felswänden stürzen, ihre vom Zahlbret eingegrauten Hände. Hier lauschen sie den melodischen Klängen, die von einer rosendurchflochtenen Altane herniedertönen, und erstaunen, daß diese Harfe, dies Piano von den Fingern ihrer Töchter, deren Talent sie nicht kannten, berührt wird. Unter diese Mailänder-Zwanziger-Crösus mischen sich russische Fürstinnen, die von ihrer Reisewuth endlich hier auf einer Villa ausruhen, wenn der Kaiser so gnädig ist, ihre Pässe zu verlängern; berühmte Virtuosen, die sich in Europa Geld genug zusammengestrichen und gehämmert haben, um hier auf einem Fleck der Erde zu vergessen, daß man sie selbst nur zu bald vergessen wird; müde Seelen, die viel gepilgert sind und keinen Ort der Welt so tröstend fanden, als diesen See mit seinen Cypressenufern und Nachtigallenhainen. Die Pasta hat hier eine Villa, die Taglioni

eine, und ich bin überzeugt, alle Dichter und gefühlvollen Philosophen der Welt würden hier eine haben, wenn sie sie bezahlen könnten.

Nach der winterlichen Alpenüberfahrt, welch ein Erwachen in Chiavenna! Ich will die Unbequemlichkeiten eines Gasthofes, der sich als deutsch ankündigte und schlechter als ein italienischer war, nicht sehen, nichts hören von den Klagen eines gichtkranken Engländers, der begleitet von Söhnen, Enkeln und Enkelinnen hinter einem großen Glase Porterbier über die ihm noch bevorstehenden Schrecken der splügner Fahrt die Hände rang. Ich will meine Augen nur weiden an diesem Grün, das vor mir über die kalkige Mauer eines Gartens herüberragt. Der Frühling ist wieder gefunden und um wie viel reicher, wie viel schöner, als wir drüben von ihm Abschied nahmen! Jene langen, grünen Bogengänge sind Weinlaubdächer; die spitzen Zacken der Aloes scheinen diese Festons zu tra-

gen; die edelsten Obstbäume gemischt mit Oliven, die der unkundige Blick nicht mehr mit Weidenbäumen verwechseln wird. Und jene kahlen Bäume sind nicht solche, die erst keimen sollen, sondern die ihre Pflicht schon gethan haben; Maulbeerbäume, deren Blätter für den Seidenwurm schon abgepflückt sind. In der Ecke eines Gartens, hinter Aprikosen- und Pfirsichspalieren, versteckt sich der erste Feigenbaum.

Doch sind diese lieblichen Umgebungen Chiavennas noch erst ein frühreifes Wagniß der Natur; der Weg zur nördlichen Spitze des Comer-See's führt noch durch ein unfruchtbares, sumpfiges Thal, dessen felsige Seitenwände öde und düster auf uns herabblicken. Scharf faßt uns auch der Wind, der aus den Uferkrümmungen des See's entgegenbläst. Der Weg führt durch eine öde, seichte Fläche, die von dem See abgelagert zu sein scheint. Ziegen und magere Kühe holen sich mühsam das kümmerliche Gras

hervor, das hier zwischen Millionen kleiner Kieselsteine wächst. Erst in Colico gewinnen wir Vertrauen zu der Gegend und bald wird dies Vertrauen königlich belohnt. Dicht am Ufer des See's führt eine kunstvoll gebaute Straße durch kleine Stationen, deren wohllautender Name auch im Einklang mit der immer üppiger werdenden Vegetation steht. Nun verschieben sich die grünen Ufer schon auf höchst malerische Art. Durch Felsengalerien, in welche herabtröpfelnde Bergquellen sich den Weg zu bahnen wußten, rasselt man schnell hinab nach Bellano und Varenna. Zur Rechten winkt Menaggio und nun theilt sich der See in zwei Arme, von denen der eine nach Lecco, der andere nach Como fließt. Hier ist der rechte Mittelpunkt der pittoresken Schönheiten des See's. Links donnert der Fiume di latte und spritzt seinen weißen Gischt oft in so viel Milliarden Tropfen umher, daß die darauf fallende Sonne ihn mit einem fernhin sichtbaren

Regenbogen umzieht. Von Varenna führt uns ein Boot nach dem Vorgebirge, wo sich die beiden Arme des See's trennen, nach der Punta di Belaggio, einem Felsen, der auf der nördlichen Seite mit rauhen Tannen, auf der südlichen mit der schönsten Blumenpracht und allen Früchten Italiens bewachsen ist. Hier schon sieht man jene Rosenbüsche, die in vielfachen Verschlingungen mit dem Epheu wetteifernd, in dunkle Myrthenbäume hinaufranken. Die Pförtnerin der Villa Serbelloni geleitet uns auf die höchste, sehr kunstvoll ausgearbeitete Spitze und dann hernieder in die duftenden Bergabhänge, in diese zwar künstlich angelegten, doch dem gesegneten Erdstrich nun schon zur Natur gewordenen Gärten. Dort die Villa Melzi, wo uns die geschmacklose Marmorgruppe eines von seiner Beatrice zu den Sternen geleiteten Dante, der aber das armselige Ansehen eines Schneiders hat, nichts von unserm frohen Humor nehmen

soll. Winkt uns doch drüben die Villa Sommariva, diese Centifolie der bildenden Kunst. Hinüber! Vorbei an der Cadenabbia, an die vornehme Schwelle dieses fürstlichen Palastes! Welch ein Eingang! Welch ein Gruß der Nachtigallen, die in einer Ueberfülle südlicher Naturschönheiten jetzt hier mehr zu beklagen scheinen, als nur ihre eignen Schmerzen. Diese Villa Sommariva, diese Erblassenschaft eines Mannes, der seinem Schönheitssinne sein Vermögen opferte, soll demnächst an den Meistbietenden versteigert werden. Graf von Nassau, Kurfürst von Hessen, hier ist etwas für eure Sucht, Häuser- und Gütercomplexe zu kaufen! Hier ist ein fürstliches Asyl entsagender Zurückgezogenheit, hier kann man Memoiren nicht über ein einfaches Dichter- und Künstlerleben, sondern über Staatsumwälzungen und Regentenlaufbahnen schreiben! Ein großartiger, in einfach edlem Styl erbauter Palast enthält in seinen Corridoren

und Sälen Sculpturen und Bilder älterer und neuerer Meister. Und nicht etwa Modelle nur und arme Gypsabgüsse, mit denen wir übrigen Sterblichen uns befriedigen müssen, sondern die echten eigenhändigen Schöpfungen Thorwaldsens und Canova's. Von jenem den Alexanderzug, den Napoleon bestellte und Graf Sommariva nach der Katastrophe von Waterloo einlöste. Von diesem Amor und Psyche in einer Umarmung, die ganz das Werk jenes zarten, duftigen, anhauchenden Meißels ist, den nach Canova noch kein Bildhauer wieder geführt hat. Von den Gemälden würde eine gewählte Kritik viel ausrangiren; sie gehören größtentheils jener römisch-französischen Schule an, die im Genre Appianis Sinnlichkeit unter dem Deckmantel griechischer Schönheit verbarg. Dazwischen frostige Nachwehen des republikanischen Römergeschmacks, den Napoleon adoptirte und der in seinen prätentiösen Zeichnungen und kalten Far-

ben zu den häßlichsten aller artistischen Rococos gehört. An der lüsternen Ausbeute einer gewissen Sphäre der griechischen Mythologie, besonders des Kapitels von den mehren Verwandlungen Jupiters, kann man die Bildung errathen, die der Sammler dieser Schätze vom dem Geschmack des vorigen Jahrhunderts erbte. Es sind die Götter Griechenlands, die auf der Villa Sommariva herrschen und wenn man die üppige Blumenfülle ihrer Umgebung durchwandelt, wird man sich wol vorstellen können, wie in diesen berauschenden Blütengängen, unter Geranien, Kaiserkronen, Azaleen, Rosen, Heliotropen, Lilien und Orangenblüten, die Satyrn und Nymphen einst verstanden haben, ihnen auch zu opfern.

Ein längerer Aufenthalt in dieser Gegend müßte reizend sein. Ein Obdach in den Gasthäusern wäre bald gefunden, doch müßte man nicht an einem Punkte, sondern überall woh-

nen. Man müßte den See für festes Land nehmen und sich mit einer Gondel das Gebiet seiner Ausflüge vergrößern. Am frühen Morgen durchwandelte man die schattigen Gänge der Sommariva; bei guter Zeit kommt das Dampfboot von Como und bringt Gesellschaft, Briefe, Zeitungen. Mit der Hitze flüchtete man sich an das Ufer, das nach Menaggio führt; hier läßt die Krümmung des See's immer einen kühlen Luftzug wehen. Das Ufer dieser Bucht ist nicht so reich bepflanzt, aber doch kann man an einem ungeheuern, noch hoch in den Wolken mit Schnee bedeckten Felsen stehen, an dessen Fuß aus einer Spalte mit seinen großen, dunkeln Blättern und Ranken ein Feigenbaum wächst. Die Zierde des Mittagstisches bilden die im See gefangenen Fische; Musik lockt uns auf den Balkon, ein Boot kommt mit Sang und Klang von Bellaggio. Aus allen Ecken

läuten grellgestimmte Kirchenglocken. Immer gleich schallt das Rauschen des fernen Fiume, ein Pistolenschuß hallt im Echo der Berge donnergleich wieder. Die sinkende Sonne röthet nach den Alpen zu die weißen Schneekuppen der Berge und endlich legt sich die Nacht mit ihren funkelnden Sternen über Ufer und See. Nichts hört man, als die klagenden Nachtigallen des seligen Grafen Sommariva und das Seufzen der am Ufer liegenden und von den Wellen geschaukelten Gondeln.

Oder auch es hüllt sich alles in Regen und Nebel. Man besteigt das Dampfschiff und entflieht betrübt, links und rechts an vielen Villen vorüber, nach Como, welches eine herzlich langweilige und dringend zur Abreise auffordernde Stadt ist.

Der dritte See, der Lago Maggiore, hochberühmt, vielgepriesen, vielersehnt. Isola Bella und Isola Madre sind Namen, die wie Musik

an unser Ohr klingen, die auf deutsche Jünglinge und Mädchen einen paradiesischen Zauber haben. Leider entzog mir für diesmal Regen und Nebel die Bekanntschaft dieses See's. Um ihn zu besuchen, ging ich von Como über Varese nach Sesto Calende. Der varesser See bietet einen Sommeraufenthalt für diejenigen Mailänder, die mit ihrer Villeggiatur noch Agricultur-Zwecke verbinden. Man hat neben dem See hier eine Ebene, in der man die Ernte beobachten und im October auch einen Hasen schießen kann. Sesto Calende liegt am südlichsten Zipfel des Lago Maggiore, aber er bietet sich hier so unvortheilhaft dar, daß man sich an einen mecklenburgischen oder pommerischen Landsee versetzt glaubt. An einer schmutzigen Lache frösteln einige kahle Maulbeerbäume, nüchtern und träge spiegelt der See das Bild des grauen Himmels wieder und im Schilfe beginnen die Frösche so wohlbekannte, vaterländische

Concerte, daß man unwillkürlich an Schmidt von Werneuchen denkt und Goethe's Musen und Grazien in der Mark aus der Tasche ziehen möchte. Ich nahm die Post und fuhr nach Mailand.

## 6.

# Mailand.

Die Hauptstadt der Lombardei kann man das italienische Brüssel nennen. Statt des Flämischen liegt das Italienische zum Grunde. Die Tünche, die äußere Politur und die Tendenz der Stadt ist Paris. Brüssel ist aber viel origineller. Der flämische Grundstoff ist mannhafter, kernichter, als der italienische. Brüssel ist auch von der geistigen Cultur der Pariser beherrscht, von der französischen Literatur, von den Journalen, von dem Parteigeist und der Politik. Nach Mailand scheint aber bei allem Gallicismus doch aus Paris nichts gekommen zu

sein, als nur das Modejournal. In Allem, was Zimmerverzierung, Form der Kleider, der Bärte, Frisur, Lehnstühle, Sophas, Wagen, des äußern Anstandes oder jener anstandslosen Rohheit, die oft die Tournure der jungen Männerwelt unserer Zeit ist, betrifft, hängt Mailand von Paris ab, und, was das Trostloseste ist, nichts ist erreicht. Die im pariser Sinn gedachten Kaffeehäuser sind eng, schmutzig, ohne anständige und zuvorkommende Bedienung, ohne Journale, oder wenigstens Menschen, die sie lesen. Seine Tasse Kaffee bekommt man eine halbe Stunde, nachdem man sie bestellt hat. Mag man die Kleider nach französischem Zuschnitt tragen, man sieht sie nicht; das elegante Mailand existirt gar nicht zu Fuß, es existirt nur per Achse. Man hat eine Art von Boulevards, aber ohne die elegante Bevölkerung derselben. Mailand ist in dem Grade eine Stadt der Carossen, daß sie dem einfachen Fußgänger nur

die tödtlichste Langeweile bietet. Es gibt schöne Frauen, aber nur hinter dem Kutschenschlag. Das Mailand, welches wir armen Fußgänger genießen müssen, ist ein enges, stinkendes, schmuziges Winkelwerk, in dem sich auch nicht ein einziger großer freier Platz findet, wo man sich von dem Gestank der Käse und der in der Sonne schwitzenden Speckseiten erholen könnte. Und nicht einmal Arkaden hat diese italienische Stadt. Ihre Arkaden in der Sonnenhitze sind die Vorhänge der Läden, die einen zwei Fuß breiten schattigen Weg bilden, auf dem man in Gefahr kommt, erdrückt zu werden. Und so lassen sich die Nachtheile der Vergleichung mit Brüssel und Paris bis auf die größern und kleinern Punkte ausführen.

Mailand ist eine große Stadt. Sie gehört zu denen, die sich europäisch nennen dürfen. Deshalb legt man einen strengen Maßstab an und fühlt es schmerzlich, daß man hier Dinge

vermißt, die man billigerweise finden sollte. Ein Volksleben existirt nicht. Die Noja, die Langeweile, liegt erdrückend über dies Gewimmel der großen und kleinen Häuser, Straßen und Winkelplätze. Statt der Mandoline Abends der Leierkasten. Um zehn Uhr ist alles todtenstill und man muß es pure Anmaßung nennen, daß die Theater ihre Vorstellungen von neun bis zwölf geben. Wenn man um zwölf aus der Scala nach Hause kommt, flackert noch hier und da ein Lichtchen in einem Kaffeehause, aber die Straßen sind so öde, daß man nur den Fußtritt der Schildwachen, den Anruf der Patrouillen hört. Mailand ist labyrinthisch gebaut. Der geübteste Ortssinn hat Mühe, sich zurecht zu finden. Das wäre ganz gut bei einer Stadt, die sich von Jahrhundert zu Jahrhundert allmälig entwickelt hat. Das jetzige Mailand ist aber keineswegs von so altem Datum, und man behauptet, dieses Zickzack der Straßen sollte der

Stadt eine Festung ersetzen. Mit Kanonen läßt sich hier nicht operiren, oder man müßte Kartätschenschüsse erfinden, die ihr Ziel erreichen, nachdem sie von drei oder vier Mauern abgeprallt sind.

Wer dieser Stadt einen längern Aufenthalt widmet, findet sich mit der Zeit wol zurecht. Es zieht sich um die ganze Stadt eine theils bereits recht schattige, theils neuangelegte Allee. Schöne, zuweilen kunstreiche Thore, führen mit langen Corsis in die Mitte des Ganzen. Der Waffenplatz mit seiner im einfach edlen Styl gebauten Friedenspforte gibt der Stadt eine vielleicht zu künstliche Ausdehnung. Durch diese Friedenspforte fährt man von Sesto Calende herein. Es ist ein großes Portal mit zwei kleinen Seitenthoren. Das österreichische Kaiserhaus hat hier seine Friedenspolitik versinnlichen wollen. Einige Reiter werfen solche Kränze, wie sie sich an dem Portal des Metternich'schen

Schlosses auf dem Johannisberge finden, über das beglückte Italien herab. Ein Reisegefährte verlangte, daß die Pferde anspringen sollten. Als wenn man den Frieden im Galopp bringen könnte! Das Monument in seiner Idee und Ausführung ist sehr trefflich, aber ob es politisch ist? Ob die Italiener es so gemüthlich beurtheilen, wie wir? Ob es nicht rathsamer gewesen wäre, gegen den prahlerischen Arc de l'étoile in den pariser Champs élysées einen Pendant aufzurichten, der die Namen jener Schlachten aufgezählt hätte, in denen Frankreich von Aspern an bis Waterloo erlegen ist? Mich ergriffen immer wehmüthige Gedanken, wenn ich von diesem blendenden Monument des Friedens durch die dunkeln, einfachen Alleen des Waffenplatzes nach Sonnenuntergang lustwandelte. Drüben jenes Castell ließen die Viscontis errichten, um die widerspenstige Stadt zu zügeln. Zweimal zerstörten es die Mailänder.

Jetzt ist von dem alten Gemäuer noch soviel übrig, daß es für österreichische Soldaten eine Kaserne werden konnte. Ich sage österreichische, warum nicht deutsche? Gehört das Alles uns? Dürfen wir auf diesen Besitz stolz sein? Müssen wir befürchten, ihn wieder zu verlieren?

Den Mittelpunkt der Stadt bildet der Dom. Erhabene Schauer durchrieseln Jeden, der ihn zum Erstenmal erblickt. In seiner blendenden Marmorweiße, mit seinen zahllosen Kuppeln, Pfeilern, Bildwerken ragt dieser wunderbare Bau über den Dunstkreis menschlicher Leidenschaften empor. In seinem milchweißen Gestein scheint dieser Gottestempel von ewigem Mondschein umflossen. Am Abend, am Morgen, bei Sonnenschein, bei Sturm und Regen, immer der gleiche, jungfräuliche Vollmondsschimmer, der den Dom von Allem abscheidet, was ihn umgibt. Ein Deutscher soll ihn gebaut haben und sagen müssen wir uns: Warum gehören

diese wunderbaren Tempel einem Volk, das ihre heilige Bedeutung nicht empfindet? Wo sind hier Augen, die andächtig zur Höhe dieses stolzen und doch demüthig gedachten Tempels aufblickten? Das Ganze strebt kühn empor und hält plötzlich inne. Ein Thurm könnte und müßte diesem Bau fehlen, denn entweder würde er so winzig ausfallen, wie die kleine geschmacklose Spitze, die wirklich darauf gebaut ist, oder er würde ein Riesencoloß geworden sein, der vielleicht die Schönheit gehoben, aber die Symmetrie der Demuth zerstört hätte. Drinnen, wie groß nimmt uns das auf! Wie strömt das beklommene Herz in eine unendliche Weite, in einen unbegrenzt scheinenden Raum, der hier gewiß dem Schöpfer gehört! Ein majestätischer Eichenwald scheint sich über unsern Häupten aufzuwölben, und wie verlockend, wie tröstend und beruhigend diese sanfte Dämmerung, die aus den durchsichtigen Teppichen dieser bunten

Fenster quillt! Es ist ein Licht wie aus den Reflexen von Millionen glühender Edelsteine zusammengeflossen. Nie habe ich Glasmalereien von einer solchen Farbenwahl, einer solchen kaleidoskopischen Ineinandermischung von Hell und Dunkel, von Sternschimmer und Karfunkelglanz gesehen. Dies Roth sind Rubine, dies Gelb Topase, dies Blau Saphire. Die Ueberfülle benimmt dem Dome das Licht, aber hier fühlt man, daß es wol eine Dämmerung geben muß, in der es sich seliger lebt, als im Lichte.

Und dieser wunderbare Bau, wessen Lob verkündet er? Das Lob des Herrn, des ewigen Gottes, der Himmel und Erde geschaffen hat? Wo dachtet ihr hin, ihr frommen Seelen, als ihr solche Tempel schuft? Wer soll sie erfüllen? Vielleicht die Zerknirschung einer ganzen Nation, wenn einmal Krieg und Pestilenz die Menschen in die Gotteshäuser treibt. Für unsere täglichen großen und kleinen Sünden aber, für das religiöse

Bedürfniß, wie es kommt und geht, sind sie zu groß. Da liegen Hunderte von Menschen auf den Knieen und kaum merkt man sie vor einem der Altäre, die in den Nischen angebracht sind. Der übrige ungeheure Raum hallt wieder von dem Fußtritt der Neugierigen, der Lungernden, der Bettelnden, eine unwürdige Bevölkerung dieses Domes, den man seiner Bestimmung völlig entrückt hat und in seiner Heiligkeit misbraucht. Dazu kommt, daß der Dom ebenso wenig wie Nôtre Dame in Paris zur fashionablen Modeandacht bestimmt scheint. Auch der mailänder Dom gehört den armen Leuten. Selten eine Equipage an seiner Marmortreppe; wenig anständig gekleidete Beterinnen, die dort mit stummer Gleichgültigkeit einem messelesenden Priester zuhören. Die vornehme Andacht sucht, wie in Paris, die kleinen entlegenen Gemeindekirchen auf, und allerdings macht ein schönes Auge, hinter einem Schleier, in einer

Laube mehr Effect, als auf dem offenen Felde. Was ist selbst der schöne Mensch im Dom von Mailand!

Im Gewölbe zeigt man die durch ihre Pracht berühmte Kapelle des heiligen Karl Borromeo. Der heilige Karl, einer von den berühmten Fürstenbrüdern Borromeo, ist nach Sanctus Ambrosius der Schutzheilige Mailands. „Wir fürchteten nicht die Cholera," schrieb kürzlich ein im Solde der Biscontini stehender Feuilletonist der mailänder Zeitung, „denn wir haben den heiligen Karl!" Die Kapelle dieses, wie die Todtenliste der Cholera ausweist, doch sehr unwirksam gewesenen Präservativs gegen die Cholera ist von Marmor, mit Gold und Silber überladen. Wenn uns der Kirchendiener in die Gruft führt und mit seiner Fackel die Kerzen am Altare, über dem der Sarg des Heiligen ruht, anzündet, so erstaunt man über diese Verschwendung edler Metalle. Die silbernen

und goldenen Basreliefs, welche Scenen aus dem Leben des seliggesprochenen Fürsten schildern, machen beim flammenden Licht den lebhaftesten Eindruck. Der Altar ist bedeckt von einer Menge kostbarer Weihgeschenke, die von den vornehmsten Personen, ja selbst von regierenden Fürsten hierher verehrt worden sind. Napoleon wußte den massiven Gehalt dieser Kapelle wohl zu schätzen und legte auf den mailänder Dom allein eine Brandschatzung von vier Millionen Franken. Der Dom zahlte und die Kapelle blieb unberührt. Der Priester hat uns aber noch größere Schätze zu zeigen, als nur Gold und Silber. Er nimmt ein weißes Meßgewand vom Altare, legt es sich nicht ohne Feierlichkeit um und rollt mit einer eigenthümlichen Schraubenmaschine einen Vorhang auf, hinter welchem in einem Sarge von durchsichtigem Bergcrystall die sterblichen Ueberreste des heiligen Fürsten sichtbar sind. Es ist ein Ske-

lett, besäet mit Gold und Edelsteinen. An den Knochenfingern stecken Ringe, am Haupte goldene Reifen. Zu seinen Füßen steht eine mumienartige kleine Figur, ein modenesisches Prinzlein, das der Ehre, in diesem Sarge beigesetzt zu werden, vielleicht deshalb gewürdigt wurde, weil der Heilige sein Pathe war. Der starke Schädelknochen des Borromäers hat einen eigenthümlichen Ausdruck, aber ich müßte unwahr sein, wollte ich sagen, daß er anzöge. Es liegt etwas Massives, Stieres und Dumpfes in dieser Knochenbildung, und man begreift hier jenen Fanatismus, durch den sich Carlo Borromeo den Geruch der Heiligkeit verdiente. Denn nächst seinen Reichthümern fielen für seine Seligsprechung jene Verdienste in die Waage, die sich dieser Cardinal durch die Begründung des Borromäischen Bundes erwarb, einer Liga, die mit Geld und Intoleranz die Flammen des dreißigjährigen Krieges schürte. Der Protestant

wird mit unheimlichen Gefühlen dieſen Sarg wieder ſchließen ſehen und ein Grabmal verlaſſen, deſſen verſchwenderiſche Pracht ſonderbar mit dem überall angebrachten Wahlſpruch des Heiligen, Humilitas, contraſtirt. In den Anfangsbuchſtaben dieſes Wahlſpruches iſt auch regelmäßig die Fürſtenkrone verwebt.

Das Sehen von Merkwürdigkeiten darf nicht bei Jedem Syſtem werden. Die Ermüdung macht ungerecht. Zwiſchen dem Beſuch einer Kirche und dem eines Muſeums eine Sieſte von mehren Tagen, wo man nur genießt und prüft, was man im Volksleben mit der Hand greifen kann! Dieſe Methode iſt koſtſpieliger, weil ſie mehr Zeit erfordert, aber bequemer und zugleich gründlicher. Ich bin viel in Mailand umhergeſchlendert; ich war in den Buchläden, wo man nur Kirchengeſchichte, katholiſche Theologie, italieniſche Poeſien und eine Flut von kleinen encyklopädiſchen Bildungsſchriften findet. Es kommen

auch Journale in Mailand heraus. Der „Politechnico" ist eine ausgezeichnete Monatsschrift. Auch Revüen hat man, die monatlich erscheinen, und sogar, obgleich verworren genug, über deutsche Literatur berichten. Man will alles so nachmachen, wie es in Frankreich ist, aber es fehlt denn doch die Gründlichkeit, die selbst die Franzosen noch vor den Italienern voraushaben. In den belletristischen Blättern, die nebenbei noch von erlaubtem Nachdruck zu leben scheinen, wimmelt es von Theatergeschwätz. Man wird hier vergebens eine Auskunft über deutsches, englisches und selbst französisches Theater suchen, gewissenhaft aber Berichte finden, mit welchen italienischen Sängern in Berlin, in Gibraltar und Constantinopel das neueste Werk des Sommo Maestro Donizetti „Fanatismo" erregt hat. Die witzig seinwollenden Autoren befleißigen sich eines Styls à la Jules Janin, dessen Manier sie aber so übertreiben, daß ein wahrer stylo scara-

muccio herauskommt. Es versteht sich von selbst, daß man bei jedem Buche, welches man zu kaufen wünscht, handeln muß Die Frage: Was wollen Sie geben? vorgelegt in einem großen Kaufgewölbe, ist so schmutzig, daß man sich darüber versucht fühlt, oft den ganzen Handel abzubrechen. Man fordere den Preis, unter dem man eine Sache nicht lassen kann und muthe uns nicht ein Markten und Feilschen zu, zu dem wir weder die Geduld noch den Krämersinn haben.

Mein Lieblingsweg ging täglich über den Corso in die Gardini publici, die ebenso wenig, wie die in Venedig, beliebt sind. Links hört man an dem hohlen Widerhall einer Militairorchestermusik, wie sparsam der heutige Besuch des Reitercircus ist. Drüben liegt das Tagtheater della Stadera, wo man heute hohe Stelzentragödien, über die alles weint, morgen die albernsten Farcen gibt, über die alles lacht. Die

Gärten selbst gehören nur den Kindern und den Hunden, die sich zusammen auf den grünen Rasen tummeln. Eine Terrasse führt auf den schöneren Theil des Walles; links das saftige Hellgrün der königlichen Gärten, rechts die Kette der noch schneebedeckten Alpen. Der Weg führt an einem Correctionshause vorüber, wo das Lachen und der lustige Gesang der Gefangenen zwar auf ein sehr humanes Pönitentiarsystem schließen läßt, die Abschreckungstheorie aber für die Menge Vorübergehender und neugierig Zuhorchender doch zu sehr aus den Augen gesetzt wird. Aus dem Thore rechts kommt man nach der Eisenbahn, die nach Monza führt, auf welcher der dem Italiener eigne Verschönerungssinn einen Fehler gemacht hat, der keine Nachahmung verdient. Rechts und links hat man die Bahn mit Bäumen bepflanzt, wodurch für das vorüberfliegende Auge ein wahrhaft krankhafter Reiz entsteht. Endlich an der Porta Vicentina kehrt

man in die Stadt zurück. Hier und an der Porta Ticinese hat man das Leben des gemeinen mailänder Volkes; es ist sehr einfach, sehr prosaisch, sehr langweilig. Die Menschen sitzen und glotzen vor ihren Boutiken und warten, daß ein ungarischer Grenadier eintritt, um sich ein Viertelpfund Käse zu kaufen. Die Frauen bessern alte Lumpen aus, die Kinder schreien dazwischen und zuweilen fährt eine vornehme Carosse durch dies Gedränge von Menschen, die entweder die Fröhlichkeit nicht kennen, oder denen ihr dumpfer, brütender Zustand selbst schon das größte Vergnügen ist.

Am Dom vorüber, von der Porta Orientale herauf, finden des Abends jene gepriesenen mailänder Corsofahrten statt. Wer an ihnen etwas Unterhaltendes findet, muß eigne Begriffe von der Langenweile haben. Mir erschienen sie lächerlich und abgeschmackt. In einer engen Straße, die noch Raum für zwei Reihen Fuß-

gänger und die Tische der Sorbettiere haben soll, schießen auf- und abwärts aneinander zwei Reihen Caroſſen vorüber. Die Wagen sind sehr elegant, obgleich geschmacklos grell in ihren Farben. Die Pferde, liebe, treue Landsleute aus Holstein und Mecklenburg; die Damen wahrscheinlich sehr schön und vornehm; aber nirgends ein Punkt, diese zahmen olympischen Spiele gut zu beobachten. Der Corso ist nicht einmal mit Gas erleuchtet. Dürftig schimmert das Licht aus den Läden und Kaffeehäusern. Und nun ein Wagen nach dem andern, der uns nichts angeht und den wir nichts angehen. In Hamburg, Berlin und Wien kann man bei jeder besuchten Oper dies Schauspiel besser genießen. Man hat dort wenigstens den Vortheil, die schönen Frauen aussteigen zu sehen. Wenn in Mailand der Corso breit genug und die vornehme Welt harmlos genug wäre, in der Mitte ihre Wagen kutschiren zu lassen und nebenbei

auf dem Trottoir anmuthig hinzuschlendern, so ließ' ich mir gefallen, eine Stunde lang vom Café de Servi aus eine solche Corsofahrt zu beobachten. So aber, wie sie ist, trieb sie mich entweder ins Theater oder ins Bett.

Eines Abends, die Sonne war eben hinter dem Monte Rosa verschwunden, führte mich ein schlendernder Spaziergang an eine entlegene Gegend der Stadt, in den Vorhof einer einfachen, niedrigen Kirche. Es war San Ambrogio, eine der ältesten christlichen Kirchen. Alles still in den Kreuzgängen, die die niedrig gelegene Kirche umgeben. Nicht ein einziger verlorner Beter in dem dunkeln, stillen Gotteshaus. Schauer erfaßten mich, wenn ich dachte, was an dieser Stätte, die vor dem Dome die Kathedrale Mailands war, sich alles schon begeben. Jene eisernen drathüberflochtenen Thüren wagte einst der heilige Ambrosius vor dem Kaiser Theodosius zu verschließen, der mit blutbespritz-

ten Händen, hier draußen, in diesem Vorhofe, anpochte, um nach der grausamen Züchtigung von Thessalonich Gott anzubeten. Sind die Thüren nicht die echten, so sind es doch die Angeln, die Pfosten, die Pfeiler; ist es doch die Schwelle, auf die Theodosius sich reuevoll niederwarf und in dem Muthe des entschlossenen Kirchenfürsten die strafende Hand Gottes erkannte. Hierher geht, ihr Oberhofprediger, die ihr an jedem Sonntage in euren fürstlichen Schloßkirchen eine neue Tugend des Landesvaters zu rühmen wißt; hier lernt den evangelischen Muth, ihr Geistlichen, und den evangelischen Gehorsam, ihr Fürsten! Friedrich Barbarossa, der für einen albernen Mummenschanz, den die Mailänder mit seiner Gemahlin getrieben, die damals schon große und mächtige Stadt Mailand der Erde gleich machte, hat in seinem, wie Professor Schubert in München behauptet, „gerechten" (!) Zorne San Ambrogio

verschont. Den Zerstörungen Attila's und Barbarossa's verdankt Mailand seine Armuth an antiken Bauwerken. Wie großartig das alte Mediolanum angelegt und geschmückt gewesen, beweisen die an dem Corso der Porta Ticinese gelegenen sechszehn antiken Säulen, die man sonderbarer Weise immer mit der in der Nähe befindlichen eleganten St. Lorenzokirche in Verbindung bringt. Es war für mich der Anblick dieser verwitterten und doch so grandiosen Säulen ein Begegnen mit dem Alterthum, eine Ahnung der Schönheiten Roms, die mich mit wonnigem Schauer ergriff. Wie ernst, wie hoheitsvoll blicken diese sechszehn Zeugen geschwundener Zeiten auf die kleine Welt herab, die hier an ihrem Fuße Kirschen und Melonen ausschreiet, Käse wiegt, auf ihrem Schafte Bilderbögen voller Heiligen, Schwefelhölzer, Kaffeekannen und blecherne Suppenlöffel ausgebreitet hat! Es soll die Façade eines Herkulestempels gewesen sein.

Der stereotype Besuch jedes Fremden, der nach Mailand kommt, gilt der Brera und der Ambrosianischen Bibliothek. Die erstere ist eine Art Akademie und enthält Sammlungen für alle Zweige der Kunst und Wissenschaft. Die Gemäldegalerie enthält in leider zu dunkeln Sälen viel Ausgezeichnetes. Die Ordnung der Bilder ist wissenschaftlich. Auch dient sie zur Ergänzung für eine Malerakademie, deren Eleven man hier und da, leider immer störend genug, vor den ausgezeichnetsten Bildern auf hohen Bretergerüsten arbeiten sieht. Die Reisehandbücher führen alles getreulich auf, was man hier von schön gemalter Leinwand finden kann. Wer, wie ich, im Allgemeinen leider gegen diese Kunst kalt ist, wird nicht viel finden, was ihn dennoch zwingt, sich vor ihrem Genius zu beugen. Was ist an jener Madonna von Guido Reni, vor der zwei Dilettanten an Copien arbeiten? Ist die Mutter Gottes wirklich eine so vornehme italie-

nische Prinzessin gewesen, wie sie uns hier mit einer abschreckenden aristokratischen Hoheit anblickt? Sie hält ihr Kind uns entgegen, nicht als den künftigen Erlöser aus Liebe, sondern aus Gnade, mit dem ganzen Stolz eines altadeligen Hauses, das sich in diesem Sprossen die Fortdauer seines erlauchten Namens gesichert hat. Einen sehr sauber ausgearbeiteten und schöngemalten Kopf sieht man von Raphael Mengs, von Leonardo da Vinci einen geretteten Frescokopf mit der gewöhnlichen Tiefe seiner Charakteristik. Ein Schweißtuch von Guercino gemalt, ist grausenhaft wahr. Man glaubt die heißen Tropfen, vermischt mit Blut, herabrinnen zu sehen. Die berühmtesten Bilder dieser Galerie sind bekanntlich das Sposalizio Raphaels und die Ausweisung der Hagar von Guercino, zwei kleine Bilder, vor deren tiefanregender Schönheit man allerdings stundenlang verweilen kann. Das Verlöbniß Maria's mit Joseph ist

eine Jugendarbeit Raphael's, eine erste Pinselprobe; man würde dem spätern Meister weder die stereotype Aehnlichkeit aller der hier gezeichneten Figuren, noch den Schattenmangel, noch den geschmacklosen großen Tempelkasten, der den Hintergrund bedeckt, haben hingehen lassen. Aber wie ist dennoch das Ganze so lieblich! Welcher Hauch südlicher Milde weht durch diese sanften Farben! Wie rein offenbart sich schon hier jene hinreißende Idealität, die in allen Schöpfungen des größten Meisters lebt! Auch hier ist alles rein menschlich, rein wirklich, gemüthlich, anschmiegsam. Der Eindruck des Ganzen ist ein einiger. Nichts zieht uns hier oder dort hin, sondern alles lebt in dem einen Gedanken, dem Verlöbnisse zweier gottgeliebter Menschen. Ein Gegenstand, der ohne alle kirchlichen Schnörkel, ohne alle mystische Allegorien, ohne alles Beiwerk fremdhergeholter Symbolik rein menschlich und deshalb auch so rein poetisch aufgefaßt und

wiedergegeben ist. Aller Zweifel ist fern. In dem Augenblick, wo der Priester die Ringe wechselt, blickt wol manche der Jungfrauen rechts und mancher der Jünglinge links abwärts, aber keiner mit Verstandesglossen, keiner, der nicht mitten in der Sache und tief ergriffen wäre von dem magnetischen Moment dieses symbolischen Actes. Es ist, als durchzuckte ein Blitz die ganze Versammlung. Gespannte Neugier bei den Mädchen, ernste Billigung bei den Männern. Der Schimmer der beiden Reifen scheint sie alle zu blenden; sie scheinen alle zu glauben, daß in dieser Minute sich etwas begibt, was jenseit aller menschlichen Berechnung im Reich der Ahnung und des Wunders liegt. Es ist eine Scene, wie sie nicht vor tausend Jahren in Palästina sich ereignete, sondern wie sie alle Tage in jeder Landkirche, vor jedem Hausaltar stattfinden kann. Und dies Alltägliche gerade ist der Schlüssel ihrer so lieblich überredenden,

so einschmeichelnd fesselnden Wirkung. Wenn man von dem Bilde scheidet, geht man erheitert, denn man fühlt, so etwas muß und wird ewig leben.

Anders ist es nun mit dem berühmten Guercino; hier ist Schmerz, Zerrissenheit, tiefe Wehmuth. Abraham entläßt Hagar, weil sie ihm außer Ismael keine Kinder mehr gebiert. Mit Sara, die uns nur den Rücken zuwendet, besteht das Bild aus vier Personen; das Ganze ist Kniestück. Jede Figur hat ihren eigenen Ausdruck, und einen so tiefen, daß man ihm nachhängend in die düsterſten Betrachtungen sich verliert. Wenn man den Abraham, nicht seiner frischen, lebensstrotzenden Züge, sondern seines weißen Bartes wegen für zu alt findet, als daß er sich über die Unfruchtbarkeit seines Weibes wundern könnte, so ist dies eine mehr witzige Bemerkung, die die patriarchalische Einfachheit des Bildes eben darum nicht stört, weil für

Hagar dieser greise Abraham in gehorsam weiblicher Hingebung ein Jüngling ist. Er verstößt sie, es ist hart, aber ein höherer Geist, jener prophetische Geist, der sich in der verklärten Hoheit seiner Züge ausgeprägt findet, entschuldigt diese Härte. Es ist nichts Leidenschaftliches, nichts Frevelndes in dem stolzen Blick seines Auges. So, wie er einst das Messer ergreifen wird, um sein Kind dem Höchsten zu opfern, so sagt er zu Hagar: Gehe, weil es der Herr will, gehe, weil du nicht bleiben darfst! Und Hagar klagt diese Marmorruhe, nicht der Marmorkälte an, sie ringt nicht die Hände, wie sie würde ein Franzose gemalt haben, sie zeigt nicht stolz auf den kleinen weinenden Ismael. Weder Uebermaß des Schmerzes, noch Trotz in ihrem feuchten Auge, sondern etwas ganz Anderes, viel Höheres, viel Tieferes. Es ist Gehorsam, Scham und stiller Schmerz, daß es ihr nur einmal gelang, für die Umarmungen eines Mannes in

einem Kinde ihm Dank zu sagen. Es ist das zerknirschte Selbstbekenntniß der Unfähigkeit, an der Spitze einer großen Familie zu stehen, und in einer gewissen Härte der Formen, in einem gewissen harten Tone der Incarnation hat der gedankenreiche Künstler diese Unfähigkeit mit bewunderungswürdiger Zartheit angedeutet. Es sind nicht zwei Menschen, die sich trennen, trennen aus Grausamkeit, sondern zwei Principe, die sich trennen müssen aus Nothwendigkeit. Der kleine Ismael beweint diese Nothwendigkeit. Hagar weint über Ismael's Thräne. Auch in Abraham's tiefstem Innern quillt sie, doch das Auge des Sehers drückt sie zurück. Was nun auch der Beschauer über diese Scene empfinden mag, dafür gibt uns der Künstler den breiten Rücken der Sara. Auf diesen Rücken kann man schreiben, was man will und eine etwas schnippische Wendung des Haubenstriches über die Achsel deutet an, daß sich auch in die-

ser heiligen Sphäre die Eva-Natur eines triumphirenden Weibes nicht wird verleugnet haben.

Auch in der Ambrosianischen Bibliothek, deren Hauptschatz ihre berühmten Manuscripte sind, findet man gute Bilder. Sie sind freilich nicht so kostbar umrahmt, wie die in der Brera, sie sind auch meist nur klein und geben von berühmten Meistern oft nur Studien und kleine Tischabfälle. Aber sie bekommen gerade dadurch einen antiquarischen Charakter, der uns mit besonderer Neugier bei ihnen verweilen läßt. Für den Raphael'schen Carton: die Schule von Athen, hätte ich mir ein schäferes Auge gewünscht. Allerhand kleine Tiziane hängen zerstreut umher. Auch Köpfe von Leonardo und groteske Zeichnungen von Michel Angelo. Wahrhaft geschämt habe ich mich, mitten in diesen werthvollen Arbeiten eine lächerliche Pinselei, die Bekehrung des heiligen Eustachius darstellend, als ein Werk Albrecht Dürer's angegeben zu finden. Schon

der Blick auf einen allerdings auch nicht sehr schmackhaften, abgeschlagenen Johanniskopf von der Hand dieses Malers (welcher arme nürnberger Diebeskopf mag ihm zu dieser Studie von der Scharfrichterei seiner Vaterstadt geliefert sein?) kann beweisen, daß Albrecht Dürer eine solche Arbeit nicht hat liefern können. Auf diesem Bilde kommen Pferde, Hunde und Hirschkühe vor, die aus Lebkuchen gebacken oder aus Holz gedrechselt scheinen. Die Bäume sind von lakirtem Blei und die Wolken von Glas, kurz die Arbeit ist so stümperhaft, daß man die Behörden auffordern möchte, Untersuchungen anzustellen, ob dieses Bild wirklich mit Recht Dürer's Namen trägt. Man möchte glauben, die Italiener hätten dieses Bild aufgehängt, um die altdeutsche Kunst lächerlich zu machen.

Am Frohnleichnamstage, dessen glänzend vorbereitete Prozession an dem regnichten Wetter scheiterte, besuchte ich in Begleitung des geistrei-

chen und gefälligen Professors Menini, dem die deutsche Literatur für seine ihr gewidmeten Bemühungen zum höchsten Dank verpflichtet sein muß, die Werkstatt Pompeo Marchese's. Die Italiener, die den Thorwaldsen der Welt überlassen, halten den Pompeo Marchese für den ersten jetzt lebenden Bildhauer Italiens. In der That ist sein Name in die neuere Kunstgeschichte mannichfach verflochten und die Zahl seiner öffentlich ausgestellten Leistungen so groß, wie die seiner Schüler. Selten wird man hinter einer kleinen Thür, die der Eingang eines kahlen und unbedeutend scheinenden Hauses ist, zu einer so enttäuschenden Ueberraschung eintreten. Das Atelier Marchese's ist schon seiner lieblichen Lage wegen sehenswerth. Um einen nicht großen, aber in üppigster Blumenpracht blühenden Garten ziehen sich die reichen Hallen, bald der Werkstatt, bald des Museums in gefälliger Symmetrie. Der Fuß schreitet über

Marmorsäulen; rechts und links vollendete oder in Arbeit begriffene Sculpturen, Modelle berühmter Werke, die man von Marchese in Wien, Mailand und viel mehr im übrigen Italien sehen kann. Auch Meister Goethe, wie er nur von einem Italiener, der nichts von ihm gelesen hat, kann wiedergegeben werden, sitzt im Modell gar stattlich in einer Ecke dieser weiten Hallen. Die Ausführung war bekanntlich ein Geschenk, welches einige in Mailand etablirte reiche frankfurter Kaufleute der Vaterstadt am Maine verehrt haben. Selten ist wol eine reiche Gabe unter so ungünstigen Verhältnissen zugedacht und so kalt aufgenommen worden, wie dieser Marchese'sche Goethe in Frankfurt am Main. Es läßt sich an der Statue nichts aussetzen. Sie ist in dem Styl, wie die italienischen Bildhauer alle ihre berühmten Poeten, Historiker, Philosophen, Nationalökonomen u. s. w. zur Anschauung bringen. Daß Goethe sitzt, statt

zu stehen, hat mir wegen seiner bekannten Liebe zur goldenen Behaglichkeit immer besser geschienen. Nun aber traf es diese Statue sehr übel. Die Frankfurter hatten es endlich soweit gebracht, daß sie in der Zeit des jetzt geheilten Denkmalfiebers auch ihren Goethe haben wollten. Und zwar einen recht strammen, stattlichen, bronzenen, mitten in die dankbare Stadt hinein, auf einem großen Platz oder am Ende einer großen Straße. Mit Thorwaldsen und Schwanthaler wird unterhandelt, ein Comité errichtet sich, Geldbeiträge fließen leidlich zusammen. Siehe, da kommt mitten unter die Subscriptionslisten ein fix und fertiger marmorner Goethe aus Mailand, ein Geschenk dreier patriotischer Frankfurter, die den bedeutenden Preis, den Pompeo Marchese für seine Arbeiten nimmt, aus ihrer eigenen Tasche bezahlt hatten. Sie boten ihren Goethe nicht zum Verkauf, sondern zum Geschenk. Sie wollten die Spesen, die Kosten

der Aufrichtung, alles übernehmen, diese ehrenwerthen Männer. Aber man nahm ihr Anerbieten nicht an, betrachtete die Arbeit des Italieners mit Gleichgültigkeit und hat sie jetzt in das Vestibul der Bibliothek gestellt, wo sie ansehen kann, wer da will. Den echten frankfurter Goethe wollen sie nun auf den Comödienplatz stellen, gegenüber den drei Hasen, umgeben von Häuserchen, die im Hypothekenbuch ihrer Lage wegen recht hoch angeschrieben stehen mögen, in der That und Wahrheit aber eine des Dichters unwürdige Staffage sind. Des Abends werden die Kutscher, die ihre Herrschaften aus der Loge abholen, dem Dichterfürsten mit der Peitsche um die Ohren knallen, oder sie werden, wenn man ihn durch eine Schildwache schützt, die Statue zu jenem Ziele machen, welches die Wagenlenker der Alten bei den Ludis circensibus im Umschwenken vermeiden mußten. Die Alten wählten aber zu dieser soge-

nannten Meta gewöhnlich einen Obelisken oder einen stumpfen Kegel, keine Statue, auf welche mit Andacht und Bewunderung das Augenmerk eines ganzen Volkes gerichtet ist.

Doch zurück zu Marchese. Mag ihm auch die deutsche Heroenwelt verschlossen sein, die italienische beherrscht er meisterhaft. Von seinen allegorischen Gruppen werden die einfachsten am meisten ansprechen. Für die vielen geschmacklosen Civil- und Militairbehörden, die sich kopfweise hier aufgeschichtet finden, kann die Kunst nicht, die nach Brod geht. Wahrhaft lächerliche Fratzen sieht man da, Köpfe die nicht werth sind, aus Brodkrumen nachgeformt zu werden, geschweige aus Marmor. Einige Denkmäler zu Sarkophagen sind wahr empfunden. Vor der Gruppe, welche die Kreuzesabnahme Christi darstellt, sollen Kenner mit Bewunderung stehen. Wer verdenkt es dem Künstler, daß ihm der Ruhm, den er für dieses Werk erntete, süß

schmeckt und er sich ein wenig zu oft in der Wiederholung ähnlicher Ideen bewegt? Im Allgemeinen bemitleide man jeden Künstler, der in die Lage kommt, viel Geld zu verdienen. Er hört auf, sein eigener Herr zu sein. Der Geschmack der Besteller wird ihm erst Befehl, allmälig Gewohnheit. Er wird in Welten heimisch, die seinem Genius hätten fremd bleiben sollen. Dies Gefühl erwecken besonders die religiös-kirchlichen Arbeiten des Künstlers. Die Bildhauerei gehört der Erscheinungswelt an, die Religion der Welt der Ahnungen. Ist schon die Verzierung jenes ungeheuern Sockels, den ich eben in Arbeit fand, auf welchem Blumenguirlanden mit allerdings wunderbarer Feinheit in Marmor ausgehauen waren, deshalb eine Verirrung, weil das Wesen der Blume recht eigentlich der Malerei angehört, so geht doch jene gewaltige Gruppe, die auf diesen Sockel gestellt werden soll, eine plastische Allegorie der Reli-

gion, völlig über die Grenze hinaus. Eine Himmelskönigin mit einem todten Christus im Schooß, umringt von Gruppen Andächtiger. Weiber, Kinder und Greise, die sich drängen, die Fußzehen des Gekreuzigten zu küssen. Ist das eine Allegorie der Religion, oder eine Allegorie des Aberglaubens? Die Himmelskönigin hat eine Stralenkrone ums Haupt. Stralen, Lichtstralen, durch Marmor ausgedrückt! Wohin geht ihr wieder, ihr Künstler? Ist das nicht eine Conception im alten jesuitischen Geschmack? Fehlt da noch etwas, daß man nicht den Tüncher ruft, den Marmor zu übermalen, oder wenigstens den Gürtler, die kalten Marmorstralen zu vergolden? Man forderte mich auf, in ein Besuchbuch, welches der Künstler offen liegen hat, einen Denkspruch zu schreiben. Ich hätte, im Gefühl, daß mir ein einziger schöner Kopf, eine einzige schön gegliederte Figur lieber ist, als dies heillose allegorische Gruppen-

werk, ihm schreiben mögen: Vergäße doch die Bildhauerkunst nie, daß sie der Triumph der Einfachheit sein soll!

Wie prosaische Gemüther es gibt, hört man recht beim Urtheil über einen Kunstgenuß, der zu den ergreifendsten gehört, die die Wanderung durch Italien nur darbieten kann. Von Leonardo da Vinci's Abendmahl heimkehrend, sagen so viele Reisende: „Der weite Weg nach Santa Marie della Grazie belohnt sich nicht. Das berühmte Bild ist an der Wand eines häßlichen, dunkeln Saales, so gut wie nicht mehr vorhanden." Und grade diese Wanderung hat mich tief erschüttert. Von diesem berühmten Abendmahl, von diesem edlen, in so einfacher und fast architektonischer Harmonie gehaltenen Bilde, sind tausend und abertausend Copien fast in jedem christlichen Hause irgendwo in einem Winkel zu finden; schon Millionen Confirmanden haben vor ihm die heiligen Schauer der ersten Einladung zum

Tische des Herrn gefühlt und von diesem Bilde, wie es Leonardo da Vinci mit eigner Hand malte, ist so gut wie nichts mehr übrig. Er malte es für den Eßsaal eines Klosters. Die Mönche müssen begieriger in ihre Schüssel, als nach jenem Symbol des Geistes, in dem sie sie leeren sollten, geblickt haben; früh schon zeigte es Spuren von gleichgültiger Behandlung. Dann kamen die Zeiten der Barbarei, die Revolution und aus dem Speisesaal des Klosters wurde ein Stall für die Pferde französischer und österreichischer Cavalerie. Leonardo da Vinci war bekanntlich ein leidenschaftlicher Pferdeliebhaber. Das berühmte Roß, das der auch als Bildhauer große Mann fertigte, zerschossen ihm vor seinen eignen Augen französische Reiter, die es zur Belustigung als Zielscheibe wählten. Auch sein Abendmahl ging durch Pferde und Stallknechte zu Grunde. Später entdeckte man die Barbarei und hat von der weltberühmten Schö-

pfung so viel gerettet, daß wenigstens noch einige Figuren mit bläßlichem Farbenschimmer aus dem Chaos der zerstörten Wand auftauchen. Zu diesen gehört Christus selbst. Den Ausdruck seiner Miene im Original erreichen alle Copien nicht. Dieses gebeugte blonde Haupt, mit dem tiefen Schmerz in den gesenkten Augenwimpern, verräth selbst noch in der Zerstörung den ersten tiefsinnigen Anhauch des Künstlers. Nie habe ich das hundertmal gesehene Bild so verstanden, wie hier, vor der Quelle seines Ursprungs. „Einer ist unter Euch, der mich verrathen wird!" — Um dieses Wort dreht sich der Ausdruck aller Physiognomien. Ich? oder Ich? Wie könnte Ich? Das sagen sie Alle. Und nur Judas stutzt. Christus aber, nach dem Ausdruck auf dieser verwitterten Kalkwand, nach den ausgeblaßten, dreihundert Jahre alten, von Sätteln, Riemzeug und Pistolenhalftern zerriebenen Farben, verräth um die schmerzlich geschlossenen

Mundwinkel den Gram, den tiefen Gram, daß Einer aus seiner nächsten Nähe, Einer von seinen zwölf Begleitern, Einer von seinen theuersten Freunden — alle Liebe so für ihn opfern und ihn seinen Feinden überantworten konnte! Es ist auch hier etwas Reinmenschliches wie beim Raphael, was uns anzieht, und nur unsere modernen Heiligenmaler haben diese brütende, säuerliche Mystik erfunden, die ihre Bilder, trotz der palettendick aufgetragenen Frömmigkeit so ungenießbar macht.

Von solchen und ähnlichen Eindrücken bewegt, flüchtete ich mich immer in das Hôtel Reichmann zurück, wo man deutsch unter Deutschen behaglich aufgenommen ist und bei reinlicher Kost, luftigen Zimmern, Sauberkeit der Bedienung vergißt, daß man sich in einer Stadt befindet, wo viel Schönes, viel Erhabenes zu sehen ist, es aber doch, was die physische Existenz anbetrifft, Läden gibt, in denen

zu gleicher Zeit Käse, Seife und Salatöl verkauft wird. Bei Reichmann ist man wenigstens sicher, daß man sich nicht mit Käse waschen oder mit Seifenspiritus seinen Salat anmachen soll.

# 7.

## Die Mailänder Scala.

Es war an einem heißen Julitage, als ich vor einigen Jahren mit einem Freunde, der nach Hamburg zum Besuch gekommen war, durch die an ihr Flammenschicksal noch nicht denkende Hansastadt wanderte. Unser Weg führte uns an einen der berühmtesten Austerkeller Hammonias vorüber. Schade, sagte ich zu meinem Besuch, daß Sie nicht zur Austernzeit gekommen sind und Hamburg von einer seiner geschmackvollsten Seiten kennen lernen. Indem fiel mein Blick auf einen Haufen vor der [illegible] lerthür aufgeschichteter Austerschalen, ja [illegible]

mehr, das bekannte Wahrzeichen frisch angekommener Austern, ein Fäßchen mit einigen Austerschalen darauf, machte mich stutzen. Wie, man hat frische Austern, sollte die kühle Witterung der vorigen Woche den Transport möglich gemacht haben? Und freuderfüllt zog ich den lüstern gewordenen Freund die Kellerstufen hinunter. Frische Austern? fragte ich zweifelnd einen die Stelle des Wirths vertretenden Kellner. Zu dienen, hieß es, und einige Dutzende waren sogleich bestellt und standen bald, sauber zugerichtet, vor uns. Mangel an Appetit verhinderte mich, diesem außerordentlichen Genusse heute besonders zuzusprechen. Mein Gast aber ließ es sich wohl schmecken. Behaglich schlürfte er den wässerigen Gallert ein, tröpfelte Citronen darauf, würzte ihn mit Pfeffer, spülte ihn mit Porter hinunter und pries das in seinen physischen Genüssen unübertreffliche, einzige Hamburg. In dem Augenblicke ging draußen die Kellerthür; der Wirth

trat ein, hob die rothe Gardine von der Glasthüre, welche den Vorplatz von dem kleinen Cabinete trennte und schien wie vom Schlage getroffen, als er einen wohlbekannten Kunden in einer Arbeit begriffen sah, die ihm nicht munden wollte. Ab und zu gehend trat er endlich ein und blickte meinem Beginnen, auch meinerseits mir einige der delikaten Schalthiere auszuhöhlen, mit Entsetzen zu. Wie ich eben im Begriff war, eins davon an den Mund zu bringen, sprang er auf mich zu, nahm mich bei Seite und sagte: Herr Doctor, Sie werden doch diese Austern nicht essen? Ich sah ihn groß an und hinderte meinen Gast, den Rest zu sich zu nehmen, indem ich ihm zu seinem Erstaunen bewies, daß die noch übriggebliebenen nicht eben die besten wären. Sie sind so gut wie die andern, sagte er befremdet. Nein, nein, kommen Sie nur, bedeutete ich ihm und zog ihn fort. An der Kellerthüre nahm mich der Wirth

zur Seite und sagte mit jener biedern Treuherzigkeit, die den hamburger Mittelstand bezeichnet: Aber wie haben Sie mir das zu Leide thun können? Wissen Sie denn nicht, daß das blos Fremdenaustern sind? Fremdenaustern? sagte ich ganz erstaunt über diese neue Gattung, die ich noch nicht neben den englischen und holsteinischen hatte nennen hören. Ei, sagte der Wirth, im Sommer kommen so viele tausend Fremde nach Hamburg, die alle nicht wieder abreisen wollen, ohne Austern gegessen zu haben, für diese putzen wir mit Mühe und Noth eine Waare heraus, die Sie, ein schon Eingebürgerter, nicht essen dürfen. Das sind die Fremdenaustern!

Grade so geht es mir mit der Scala. Wer hätte sich nicht gefreut, einer Vorstellung auf dem ersten Operntheater der Welt beizuwohnen! Die Scala! Die Bühne, ohne die es für den italienischen Componisten keinen Ruhm gibt, die

höchste Instanz für das Schicksal jeder neuen Oper, die Tonangeberin des musikalischen Geschmacks, ewige Ruhmeshalle für die, die hier ihre ersten Lorbern verdienten, Klippe für Unzählige, die singend und componirend hier schon gescheitert sind. Aber welche bittere Enttäuschung! Wie in Hamburg Fremdenaustern, gibt es in Mailand eine Fremdenscala. Die echte Scala singt jetzt in Wien, Venedig, hier und da in der Welt zerstreut und nur zur Wintersaison, zur stagione carnavalesca findet sie sich wieder in der lombardischen Hauptstadt ein.

Die Sommerscala wird von einer Truppe unterhalten, deren mittelmäßige Leistungen nur für die Fremden berechnet sind. Der Mailänder verschmäht diese falschen Austern. Die Logen sind leer, das Parterre füllt sich nur, wenn es irgend eine neue Oper, irgend ein neues Ballet, welches der Sommerimpressario aufzuführen wagt, auszupochen gibt. Für diese

Fremdenoper fehlt alle Verehrung, alle Rücksicht und selbst gute Talente, die sie aufzuweisen hat, können gegen das einmal ungünstige Vorurtheil nicht aufkommen. Auch fehlt deshalb aller Fleiß. Drei einstudirte Opern, drei Ballette müssen für den ganzen Sommer ausreichen. Sie werden alle Tage vorgesetzt und rechnen nur darauf, von den Fremden bewundert oder wenigstens bezahlt zu werden.

Mag nun auch der Inhalt verschieden sein, die Schale der Auster ist im Sommer und Winter sich gleich. An dem Aeußern der Scala wird sich im Winter wenig ändern. Nur wird diese Unzahl kleiner Logen in der gewaltigen Runde besuchter sein. Es wird mehr schwärmen und summen in diesen Zellen, die mit einem Bienenstocke große Aehnlichkeit haben. Das Rund des Hauses ist gewaltig. Das ist ja kein Theater, das ist ein Platz, sagte die Lutzer, als sie erschrak, hier singen zu müssen. Die Bühne

selbst ist außerordentlich breit. Das Orchester, von einem Violin spielenden Dirigenten geleitet, kann sich frei und behaglich ausdehnen. Die Logen sind allerdings nicht mehr als gesperrte Sitze. Sie haben Corridore und Vorzimmer, in denen man von der Hitze des Saals sich erholen kann. Ob diese kleinen Vorzimmer Hülfsmittel der verbotenen Romantik sind, ob man, wie behauptet wird, hier Rendezvous gibt und die tragischen Scenen, die draußen auf der Bühne gespielt werden, drinnen nachahmt, weiß ich nicht. Nur soviel ist gewiß, daß sich in den Logen nur ein einziger Sitz befindet, von dem aus man bequem auf die Bühne sehen kann.

Vor dem Eingang der Scala befindet sich eine Art musikalischer Börse. Hier kann man in den Musikhandlungen und Kaffeehäusern zu jeder Stunde des Tages Gruppen von Menschen zusammenstehen sehen, bei denen die Musik entweder Leidenschaft oder Erwerb ist. Hier

werden die Contracte zu neuen Opern abgeschlossen; hier zwischen Dichter und Componisten die Vorzüge eines Sujets vor dem andern abgehandelt. Jene ängstlichen, etwas gereizt um sich blickenden Gestalten, mit meistentheils übertrieben eleganter Toilette sind Sänger, die ein Engagement suchen und durch ihr Aeußeres dem Impressario verrathen wollen, daß sie noch lange nicht gezwungen wären, einen Contract mit schlechten Bedingungen einzugehen. Jener stolze Herr, der zur Unterstützung seines Embonpoints den Stock mit beiden Händen hinten nachlässig über den Rücken hängen läßt, ist ein Engagementsmakler, der Inhaber eines Theatergeschäftsbureaus, der in der einen Tasche die Engagements suchenden Mitglieder, in der andern die offenen Stellen hat. Dieser Mann bezieht Briefe aus dem Orient, aus Spanien, ja aus Südamerika und Berlin, überall her, wo Nachäfferei oder Stümperhaftigkeit der eignen Ge-

sangstalente die schlechte Mode eingeführt hat, eine italienische Oper zu unterhalten. Hier begegnet man auch den Chefs der Claque, den Herausgebern der Journale, die sich mit satanischem Lächeln bei dem Kapellmeister nach dem Erfolg der von einer neuen Oper angestellten Proben erkundigen. Die zuweilen vorüberhuschenden Damen grüßen höflichst einen am Kaffee der Dilettanti sitzenden hagern, langen und pedantisch seine Chocolade schlürfenden Herrn. Es ist der Musikmeister, um den sie nach Italien gekommen sind. Sie leben hier entweder auf Rechnung irgend einer wohllöblichen deutschen Hoftheaterintendanz, die sie hier zu künftigen lebenslänglichen Primadonnen ausbilden läßt, oder ein alter Papa hat sie hergeführt, um den letzten Rest seines Vermögens an die Ausbildung einer Kehle zu setzen, deren Klang sich in seinen alten Tagen wirklich versilbern soll. Ueberall in den Winkeln Mailands hört

man irgend eine solche Stimme gurgeln und die Scala flöten, eine Zukunftsstimme, die sich in einigen Jahren vor die Schranken der unbestechlichen transalpinischen Bühnenkritik stellen wird. Auf dieser musikalischen Börse wird das Schicksal der Novitäten, die gegenüber aufgeführt werden, schon vorher entschieden und es muß wol von dem dabei in Scene gesetzten bedeutenden Aufwand von Neid und Intrigue kommen, daß mir hier, am Ausfluß der Straße Santa Margaritta immer nur unheimlich zu Muth gewesen ist.

Italienische Theatervorstellungen sind oft beschrieben. Es ist alles wahr, was man von ihnen erzählt hat. Man betrachtet das Theater als eine gesellschaftliche Erholung, die uns neben der musikalischen Unterhaltung auch alle Annehmlichkeiten einer ungestörten Conversation bietet. Und wenn ich eine Stimme von funfzehnkaratigem Silber hätte, so möchte ich für alle

Schätze der Welt kein italienischer Sänger sein. Singen müssen in diesem Geschwätz, in diesem wogenden Meer von Gleichgültigkeit, bei diesen unartigen Unterbrechungen, es gehört die Gefühllosigkeit des Italieners dazu, um dafür, daß man Geld verdient, eine solche Mishandlung zu ertragen. Es ist nämlich ganz richtig, was man uns erzählt hat, daß Niemand auf den innern Zusammenhang und den organischen Verlauf der Oper Acht gibt. Der gesungene Dialog geht ganz verloren; eine Arie erzwingt sich vielleicht Aufmerksamkeit, aber dann trällern zehn alberne Narren in unserer nächsten Umgebung die Melodie des Sängers mit. Und gelingt es endlich einer Stelle, daß sie mit allgemeinem Stillschweigen angehört wird, so bricht das furore, das man jetzt hier fanatismo nennt, in so betäubender, Nerven erschütternder Raserei los, daß man sich physisch und moralisch verletzt fühlt. Moralisch, weil man den

Uebergang in dieses Extrem durch nichts vermittelt findet.

Ich sah einige Opern und unter andern den Don Pasquale von dem angebeteten Donizetti. Man begreift diesen Enthusiasmus für Donizetti, wenn man in Anschlag bringt, wie sehr das wirkliche Talent dieses Componisten gegen eine Menge Mittelmäßigkeiten absticht, deren Musik sich die Italiener vorspielen lassen. Hört man dies Geklingel der übrigen Maestri, so muß man wenigstens von Donizetti rühmen, daß alles bei ihm Hand und Fuß hat. Ob sein Don Pasquale in Deutschland gefallen wird? Dem Sujet läßt sich kein großes Glück prophezeihen. Eine verschmitzte Witwe, die einen alten Hagestolz heirathen zu wollen vorgibt und, um ihn von seiner Leidenschaft für sie zu heilen, plötzlich an ihren kleinen Sammetpfötchen die Krallen zeigt, den armen Alten wie ein weiblicher Petruchio behandelt und ihn endlich nach

allen ihren Grobheiten und unschönen Malicen auslacht, das ist eine Intrigue, mit der sich der deutsche Zartsinn nie befreunden wird. — Auch Ballette sah ich und wohnte der ersten Aufführung eines neuen bei. Die Beurtheilung desselben war streng, aber im Allgemeinen geschmackvoll. Ich mußte mir sagen, daß das, was ausgelacht wurde, auch wirklich immer verfehlt war. Jedes geschmacklose Arrangement wurde streng verworfen. Jeder Tanz, der sich dem Walzer oder Hopser näherte, wurde als unwürdig zurückgewiesen. Das in unsern Balletten übliche Herumrasen des Chors, das Walzen bei Festscenen, das Hopsen und Springen von Kindern wurde als gemein und alltäglich ausgezischt. Auch so manchem Andern, was bei uns für schön gehalten wird, wollte man keinen Beifall schenken, dazu gehörte besonders das übliche Manöver, mit welchem die Tänzer bei uns ihre pas de deux zu beschließen pflegen: das Auf-

gehobenwerden der Tänzerin durch den Tänzer. In Deutschland, wo man immer gern in die Art zurückfällt, wie Hans und Grete auf der Kirchweih tanzen, wird immer sehr geklatscht, wenn der Gott zuletzt die Bajadere über die Hüften nimmt, sie eine halbe Mannslänge über sich emporschleudert und sie zu irgend einer gezwungenen Attitüde wieder zu sich herunterfallen läßt. Dieser Coup, von einem Tänzerpaar, das so eben aus England kam und Gastrollen gab, mehrfach wiederholt, wollte im Lande der Citronen nicht die Wirkung hervorbringen, wie im Lande der Beefsteaks. Man fand ihn unanständig und schrie so oft: ò, ò durcheinander, daß die arme Engländerin Giovannina King ganz die Besinnung und für all' ihre folgenden Tänze das Gleichgewicht verlor. Mit einem Wort, das Ballet fiel durch, was jedoch nicht hinderte, daß es seitdem zwanzigmal wiederholt worden ist.

Man soll alles nach seinem Elemente beurtheilen. Ist das Element des Italieners die Musik, so muß ich gestehen, daß mir dieses merkwürdige Volk grade in der Scala abstoßend erschienen ist. Hier haben die Unterdrückten endlich eine Gelegenheit zum Herrschen und wie üben sie diese Herrschaft! Phlegmatisch liegen sie auf den Bänken, gähnen laut, toben und persifliren die Handlung oder die oft verfehlte Bemühung des Sängers mit den lieblosesten Interjectionen. Soll eine Sängerin, die nicht beliebt ist, zärtlich sein, so miauen sie ihr nach, wie die Katzen. Soll ein Sänger poltern, so belfern sie ihm nach wie die Hunde. Mislingt etwas, so hilft man nicht, wie in Deutschland und Frankreich, der Lücke mit Klatschen nach, sondern alles bricht in Schadenfreude aus. Möglich, daß ich hier auch nicht den Italiener im Allgemeinen, sondern nur das vornehme, junge Mailand kennen gelernt habe. Was hier geübt

wird, ist vielleicht nur der Witz moderner fashionabler Jünglingswelt, der in dem üppig gekräuselten Barte, ihrer einzigen Zierde, Verstand und Herz sitzen geblieben scheint. Einen Haupttonangeber dieses Parterres sah ich am andern Morgen im Café della Scala, dem Theater gegenüber. Er stürzte herein, bestellte sich sein misto frutto, griff weder nach einem französischen noch italienischen Journal, sondern stellte sich von einer Spiegelwand zur andern. Er bekam sein Eis und stand noch immer vor dem Spiegel. Ich hatte Lamartine's neueste Rede durchgelesen und der mailänder Elegant war verschwunden. Er stand an einer andern Ecke des Saales vor einem andern Spiegel. Er zählte seine Sous, indem er verstohlen zu einem dritten Spiegel hinblickte, der hinter dem Buffet angebracht war. Zuletzt zog er seine Uhr, sah nach der Zeit und spiegelte sich wieder hinten in dem polirten Gehäuse. Alles verwandelte

sich diesem jungen Narciß in einen Spiegel. Ohne Spiegel konnte er nicht leben und nun frage man noch, was ihn während der Vorstellung am Abend so foltern mußte, daß er nicht aufhören konnte zu gähnen, zu grunzen, zu niesen und zu husten? Wahrlich, wenn ich bedenke, daß die moderne italienische Musik berechnet ist, den Fanatismus einer solchen Oberflächlichkeit zu erregen, diese spiegellüsternen Dandys zu bis, bis und bravis hinzureißen, so nimmt meine Vorliebe für sie bedeutend ab und ich muß gestehen, daß auch die italienische Oper eines jener Dinge ist, die man, um nicht die Achtung vor ihnen zu verlieren, nicht an der Quelle studiren muß.

## 8.

## Zwiſchen Mailand und Genua.

Es wurde endlich Zeit zum Scheiden. Bei Reichmann hatt' ich die hartnäckigſten Zauderer überdauert, immer drückender fiel die Sonne in mein kleines Arbeitszimmer No. 18, wo ich mir ein ſtilles, rechts und links nur von wohlklingender Muſik unterbrochenes Einſiedlerleben geſchaffen hatte. Um Abſchied von Mailand zu nehmen, beſtieg ich den Dom. Staub und die der Hitze eignen Sonnennebel verhüllten freilich den Blick in die Alpen, aber es war doch erhaben, doch großartig, ſo herabzuſchauen in das Gewühl der Stadt, hinüber dort bis nach Monza, dort bis

nach Pavia. Und den Blick in die Ferne gibt man auch gleich auf, wenn man die Wunder betrachtet, die in der Nähe sind. Da ist dieses herrliche, architektonische Kunstwerk mit seinen zahllosen Bögen, Pyramiden und Statuen. Ein Garten von Marmor, da oben, durch den wir wandeln. Ein Flor der schönsten Frühlingsblumen, die hier versteinert blühen. Es ist hier oben, in dieser luftigen Höhe, alles kühn, alles muthig. Diese Pyramiden, wie weit sie vorgeschoben sind, wie zart, wie dünn gespitzt, wie schwindelnd die Statuen, die auf ihnen wie Wetterfahnen hin- und herzuschwanken scheinen! Und diese Bildwerke sind nicht etwa Dutzendarbeit. Meister haben ihre besten Arbeitsblüten hierher geliefert; jener Napoleon, an dessen Rücken sich der Blitzableiter des Domes lehnt, ist von Canova, jene schwindelnden, einsam in der Luft schwebenden Statuen, die verächtlich in den Corso hinunterschauen, sind von Marchese und dem nicht min-

der geschätzten Monti. Noch ist hier das Ende nicht gefunden. Noch sollen sich zwei Marmortreppen, mit ihrer kunstvollen durchbrochenen Filigranarbeit in die Höhe schlängeln und dieses Soll ist kein papiernes, keine cölner Domidee, kein Anfall fliegender Nationalhitze, sondern eine versiegelte und verbriefte Wahrheit, die auf massivem Grund und Boden ruht, auf Gold- und Silberbürgschaft und was mehr ist, auf einem Enthusiasmus, der nie erkalten kann, der sich stets neu und neu ersetzt, auf der Religion nämlich oder, wenn man will, dem Aberglauben. Testamente, Legate, Gelübde bauen diesen Dom aus. Wer ihm zwanzigtausend Lire schenkt, will damit Gott und nicht den Menschen gefallen. Es ist ein Ablaßgeschenk, das man zahlt und schwerlich wol vor Gott so rein, wie vielleicht der kleine Centesimo, der unten an der Pforte in den Almosenkasten geworfen wird, aber Dome sind Dome, Kirchen Kirchen,

nur Religion kann vollbringen, was Religion begonnen hat.

Hier noch eine Berichtigung in Betreff Pompeo Marchese's. Sein großes Standbild, die christliche Religion vorstellend, liegt ihm mit Recht am Herzen. Es ist vielleicht das größte Marmorwerk der Christenheit und wird die mailänder Kirche, für die es bestimmt ist, unvergänglich zieren. Um so mehr liegt dem gefeierten Meister daran, richtig beurtheilt zu werden. Die Stralen um das Haupt jener weiblichen Figur, die die Religion vorstellt, sind keine Neuerung, deren ästhetische Geltung er zu vertreten hätte. Canova, Thorwaldsen, einige Andere vor ihm haben sich freilich auch der Stralen bedient. Indessen fühlt der Künstler selbst, wie wenig diese Nachahmung der gemalten Glorien dem Meißel entspricht. Er findet, wie wir, den Marmor, um einen Sonnenstral auszudrücken, zu kalt. Er liebt die Kunst mehr als die Tra-

dition. Und doch ist es schwer, von dieser Tradition abzuweichen. Welches Symbol erfinden, um dieser weiblichen Figur den Ausdruck einer überirdischen Bestimmung zu geben? Wo hört die allgemeine Allegorie dieser Gestalt auf, wo fängt die Verwechselung mit der Mutter Gottes an? Der Künstler will diese Verwechselung entschieden vermeiden, er will die Religion wiedergeben, die den Erlöser in ihrem Schooße trägt, er will aber auch, daß diese Religion das Kennzeichen ihrer hohen Abkunft trägt, ja er will endlich auch, daß die steinernen Lichtstralen seinem edlen Werke nicht den Stempel einer unästhetischen, seiner Kunst widersprechenden Anomalie aufdrücken. Mit jugendlichem Muthe, zugänglich dem Rathe der Kritik, hat sich Marchese auf einen ihm von mir in aller Bescheidenheit gemachten Vorschlag, entschlossen, die Stralen am Haupt der Religion aufzugeben und an ihre Stelle einen kleinen fünfkantigen Stern zu setzen. Diese Idee

ist gewiß glücklich. Sie ist neu und was das beste ist, plastisch. Die Bildhauerei soll Körper geben, nicht die Ausströmungen von Körpern, den Mond auf dem Haupt der Diana, nicht Mondenschein, Sterne, nicht Sternenlicht. Auch bringt der Stern mehr Sinn in das ganze Kunstwerk. Es ist die Nacht, die Christus erhellt, es ist die suchende Sehnsucht, die endlich gefunden, was auf ihren Knieen ruht, es ist Ahnung und Gewißheit, idealisch verschmolzen. Mag das gläubige Volk den Stern als den des Morgenlandes deuten, immerhin, die Deutung ist christlich. Mag der Kritiker in dem Stern etwas Aegyptisches wittern oder gar eine Anspielung auf den Stern der Isis, immerhin, diese Deutung wäre philosophisch. Denn Aegypten ist das Land der Mysterien, die Heimat der Religion, und Isis, die Natur, ist die erste Offenbarung Gottes, während Christus, die zweite, in ihrem Schooße ruht. Ich bin begie-

rig, ob der Künstler dieser wesentlichen Verbesserung seines in allem Uebrigen meisterhaften Werkes treu bleiben wird. Eine kurze, aber inhaltreiche persönliche Begegnung mit dem trefflichen Meister bleibt für mich eine wohlthuende Erinnerung.

Die Gegend zwischen Mailand und Pavia sieht traurig aus. Lüneburger Haide nannten sie die Reisegefährten. Und doch wächst hier Reis, der freilich einen sumpfigen Boden bedarf. Dem Ticino sind eine Menge kleiner Kanäle abgewonnen worden, die den ohnehin schon feuchten Boden noch mehr bewässern müssen. Die Ausdünstung dieses todten Wassers ist ungesund. Man begreift nicht, wie man mitten in einer so traurigen Atmosphäre die Universität Pavia lassen konnte.

Die berühmte Certosa nimmt hier die ganze Aufmerksamkeit des Reisenden in Anspruch. Welch ein Gebäude! Wieder eine ganze

Welt von Pracht und Größe, die sich hier mitten aus der Wüste erhebt. Durch nichts vorbereitet, unangekündigt, unerwartet ragt hier ein Münster gen Himmel, der sich mit den schönsten Kirchen Italiens messen kann. Jahrhunderte haben an diesem Kloster und seiner Kirche gearbeitet, alle Zeitalter der Kunst, seit dem Anfange des geläuterten Geschmacks, haben in Bildern, Statuen und Ausschmückungen jeder Art hier ihr Gedächtniß zurückgelassen. Es ist wieder ein Werk, das über die Kunst hinausliegt und groß wie eine geschichtliche That ist.

Der Begründer des mailänder Doms, Johann Galeazzo Visconti, hat auch dies Kloster gegründet. Fast möchte man der Nachricht Glauben schenken, daß alle diese excentrisch erhabenen Gebäude eine große Sünde gut machen sollten. Johann Galeazzo, der erste Herzog von Mailand, hatte sich diese Würde bekanntlich durch ein Verbrechen erkauft. Herrscher von Pavia,

gefürchteter Krieger, schlauer Staatsmann, zeigte er eines Tages seinem Oheim, Barnabo von Mailand, an, er hätte in Varese, zwischen dem Comer- und Langensee, ein Gelübde zu erfüllen. Scheinbar friedlich an Mailand vorüberziehend, wird er von seinem Oheim und dessen Söhnen feierlich bewillkommnet. Sein Plan war aber eine Gewaltthat. Er bemächtigte sich der Person Barnabo's, warf ihn gefangen in das feste Schloß Trezzo und nahm von Mailand Besitz. Daß er den Oheim, seinen eigenen Schwiegervater (Barnabo's Tochter war seine zweite Gemahlin) durch Gift ums Leben brachte, wird zwar von den Chronisten behauptet, ebenso wie man den Ursprung der Certosa von seiner Reue über diese That herleitet. Doch wie räthselhaft muß uns eine solche That erscheinen, wenn man weiß, daß Johann Galeazzo unter der Zahl der italienischen Tyrannen einer der weisesten, gerechtesten, kraftvollsten war.

Vielleicht mildert die Verworfenheit Barnabo's, seines Oheims, die schaudervolle That, wenn sie stattfand, vielleicht löst die Psychologie das Räthsel, wie sich in kraftvollen Charakteren Tugenden und Laster das Gleichgewicht halten können. Unter den Statuen auf dem Dache des mailänder Doms steht Johann Galeazzo mit aufgerichtetem Speer im eisernen Harnisch und blickt trüb und ernst auf das Gewühl des Erdenlebens hinab. In seiner Certosa haben ihm die Karthäuser ein glänzendes Grabmal errichtet, auf dem er in seiner ganzen, mehr kleinen als großen Figur abgebildet ist. Die hundert Embleme dieses Mausoleums mögen Schmeicheleien sein, die Züge Johann Galeazzo's, des reuigen Mörders, sind echt. Man erstaunt über das Gemisch seines physiognomischen Ausdrucks. Kraft und List, Trotz und Furcht, Bigotterie und wirklich fromme Züge malen sich merkwürdig ineinander. Die Reue scheint bei ihm echt

gewesen zu sein, selbst wenn sie nicht in so wunderbaren Ergüssen spräche, wie der Dom von Mailand und diese Certosa bei Pavia.

Merkwürdig genug, die Certosa wie der Dom von Mailand sind von Deutschen erbaut. Welcher deutsche Name hinter Camodia oder Zamodia, wie mit Veritalienirung der Erbauer der Certosa genannt wird, eigentlich stecken mag, ist schwer zu sagen; wenn aber die Italiener den Erbauer eines Tempels, auf den sie stolz sind, selbst einen Deutschen nennen, so darf man ihnen schon glauben. 1396 wurde der Grundstein gelegt und dann von Jahr zu Jahr an dem Werke fortgeschritten. Die letzten Ausschmückungen der innern Räume reichen bis in das siebenzehnte Jahrhundert hinab, wo es mit dem Geschmack bald ein Ende nahm. Bis 1780 diente die Certosa ihrer ursprünglichen Bestimmung. Vier und zwanzig Karthäuser lebten streng abgesondert in jenen vier und zwanzig

kleinen Häusern, die durch einen majestätischen Kreuzgang verbunden werden. Jeder eintretende Mönch bekam seine gesonderte Wohnung, die er nur am Donnerstag verlassen durfte, wo man gemeinschaftlich in der Gegend lustwandelte und sich in einem großen Eßsaale, freilich wieder an abgesonderten Tischen, für die Entbehrungen einer Woche schadlos hielt. Diese kleinen Gebäude haben alle eine Thurmspitze, bilden zwei Stockwerke und werden nach hinten von einem Gärtchen begrenzt, dessen Pflege eine Hauptbeschäftigung der Karthäuser ausmachte. Müde Seelen können sich hier nicht unglücklich gefühlt haben. Wer viel gerungen und viel gelitten, wer sich einen Schatz von Täuschungen im Leben erworben hat, wer mürbe geworden von den Schlägen des Daseins, der kann sich sammeln in dieser Einsamkeit, in diesen kühlen Zellen, unter diesem stillen Weinlaubdache, das sich an den Fenstern der Klause entlang zieht.

Warum nicht sich selber sein Grab graben? Warum nicht schlafen in seinem Sarge? Warum nicht schweigen, wenn man so viel geredet hat und doch nicht verstanden wurde! Würden nur diejenigen Karthäuser, für welche der heilige Bruno den Orden gestiftet hat, diese Gestalt des Mönchthums wäre noch die einzig wahre, die sich vertheidigen läßt. Joseph II. überzeugte sich wohl, daß die Karthäuser von 1780 nicht mehr die des heiligen Bruno waren. Der Welt entsagen in einem Kloster, das über eine jährliche Rente von einer Million zu gebieten hat, ist allerdings ein Widerspruch, wo eine Partei nachgeben muß. Die Million verschwand und mit ihr die Karthäuser. Die Revolutionen gingen schonend an der Certosa vorüber. Das Kloster lieferte nur das Blei seiner Dächer zu den Kugeln. Die Revolutionen sind beseitigt, der Friede wirft von der Porta del Sempione seine Metternich'schen Eichenkränze und die Kar-

thäuser werden, wie es heißt, noch in diesem Jahre in die Certosa zurückkehren. Wahrscheinlich ohne die Million und in diesem Falle mag die Restauration gelten.

Als Franz I. bei Pavia geschlagen und gefangen war, zogen die Ritter, die ihn führten, an der Certosa vorüber. Die Mönche sangen in der majestätischen Kirche eben die Messe. Als Franz eintrat, vernahm man die Worte des Psalms:

„Wie Milch ist mein Herz geronnen und ich gedenke deines Gesetzes."

Der König, den die verlorne Schlacht und Freiheit tief darniederbeugte, stimmte schmerzlich in den folgenden Vers mit ein:

„Gut, daß du mich erniedrigt hast, damit ich deine Gebote erkenne."

Pavia, die Universität mit ihren kanonischen Rechtsspaltungen und anatomischen Secirtischen, macht einen düstern Eindruck. Wohl

denen, die in Halle und Jena studirt haben! Hier gibt es keine bunten Mützen, keine Pfeifenquäste, keine Commerse. Gelangweilt stehen die italienischen Musensöhne vor den Cafés und rauchen eine österreichische Regiecigarre. Das ungarische Militair scheint mehr die Stadt zu beherrschen, als der Student. Die kleinen Einspänner, die den Corso hinunterfliegen, lenkt der schnurrbärtige Magyar. Man sieht es dieser Universität an, daß eine drückende Censur auf ihr lastet. In den Buchläden findet man von der Literatur nur die scientifischen Handbücher und von belletristischer Lectüre — nur die Kirchenväter. Dennoch scheinen die Studenten fleißig zu sein. Ich vermuthe wenigstens, daß es eine Anspielung auf die Studenten von Pavia ist, als man jenem abscheulichen Affen, der sich durch sein braun und blaues Sitzfleisch auszeichnet, den Namen Pavian gab.

Gleich hinter dem Ticino betritt man die

Staaten des Königs von Sardinien. Statt des Doppeladlers glänzt nun an den Mauthhäusern das weiße Kreuz. Eine Schiffbrücke führt über den Po. Man ist in Uebergangsgegenden. Alles scheint charakterlos, Haide, Fläche, kahles Gestein bieten nüchterne Aussichten. Man ahnt, daß hier eine Länderschicht zu Ende ist. Die Natur hat sich erschöpft. Jenseit jener Hügel wird es schöner sein. Die Hügel erheben sich, werden Berge, die Berge werden schroffe Felsen, der Mond spinnt einen zaubervollen Schleier über dies Gemisch von Bleibendem und Kommendem, Altem und Neuem. Man sieht nicht, was geht, man ahnt nicht, was kommt. Endlich bricht aber der Morgen an und eine wunderliche Erscheinung überrascht das Auge. Eben noch hatte die Sonne ihre Ankunft ahnen lassen, als ein dichter Nebel das ganze kahle Felsgebirg umhüllt. Das ist das Meer, der Nebel ist sein Bote. Hinunter rollt es die steilen Berge, im-

mer freundlicher wird die Vegetation, immer dichter das Gedräng der Oliven- und Feigenbäume, wir haben Italien wieder und ein um wie viel schöneres, reicheres, als früher! Die stolzeste Sonntagsmorgensonne verjagt die Nebel, wir sehen einen blauen Streifen: das Meer! Wir sehen einen Golf, belebt von Masten und Palästen: Genua.

## 9.

## Genua.

Nur wenig Phantasie bedarf es, um durch Shakespeare's Othello und Shylok sich in Venedig, durch Goethe's Egmont sich in Brüssel heimisch zu fühlen. Man braucht Venedig und Brüssel nie gesehen zu haben und weiß doch, wo wol die Gondeln schwanken, oder wo die Bürger von Brabant sich im Armbrustschießen üben konnten. Man weiß es, oder bildet sich ein, es zu wissen. Es ist ein phantastisches, erträumtes Venedig und Brüssel, in dem wir leben. Es ist ein Venedig, ein Brüssel, wie es ist und nicht ist. Ein Venedig und Brüssel, wie es

nie war und doch sein könnte. Warum ist die Wirklichkeit nicht unser Traum, warum die Prosa eines topographischen Planes, den man für drei Franken kauft, nicht die Poesie unserer Vorstellung!

Auch in Genua glaubt' ich längst heimisch zu sein und fand es doch völlig von meiner idealen Geographie abweichend. Ich glaubte mit Mulei Hassan, dem Mohren des Fiesko, durch allen Windungen und Krümmungen dieser Hafenstadt schon geirrt zu sein. Ich glaubte, man könnte wie Katzen über Genuas Dächer kriechen. Ich sah schon den Wetterhahn der Lorenzokirche, auf dem man neunzigmal um sich selber gewirbelt werden konnte. Ich hatte Genua mit seinen Dogen, seinen Gräfinnen Imperiali's, Genua mit seinem Hafen, seinem Arsenal und dem Revolutions-Glockengeläute, das der selige Theaterdirector Schmidt in Hamburg so düster und schauerlich zu organisiren

wußte, vollkommen inne und habe mich doch getäuscht!

Es sind die Reisebeschreiber an dieser Täuschung mehr Schuld, als Schiller. Jene verwirren uns den Kopf mehr, als die Dichter. Schiller, der Genua nur aus seiner Phantasie kannte, hat die stolze Meereskönigin besser beschrieben, als die entzückten Touristen, die größtentheils an dem unausstehlichen Fehler der Uebertreibung leiden. Es ist nicht alles Orangenbaum, was in Italien grün ist. Es gibt auch Disteln und Nesseln, Haidekraut und mooriges Schilf, in dem Frösche gurgeln. Die Beschreibungen Genuas, die ich gelesen, hatten mich verführt, eine Stadt zu erwarten, die sich vom Meere zum hohen Gebirg hinaufdacht in gleichmäßigen Terrassen, erst eine Lage Häuser, dann eine Lage Gärten, dann wieder eine Lage Häuser, wieder eine Lage Gärten, in der Art, wie die wiener Torten gebacken sind. Das macht

sich nun aber in der Wirklichkeit alles anders. Die Gärten sind da, aber meistens außer der Stadt, die Häuser blicken eins aufs andere, aber nur von den Dächern aus, wo die Katzen wohnen. Einige großartige Paläste mit ihren meerwärts gehenden Galerien kann man nicht rechnen. Das Hufeisen, auf das Genua gebaut ist, ist lange nicht so eng, als man es beschrieben hat. Nach der Riviera di Ponente hin ist Platz zu noch zwei so großen Städten, wie Genua ist. Höher hinauf, dem kahlen, kreidigen und wahrhaft unschönen Felsgestein zu, sind gewaltige Lücken offen, wo die Gartenkunst, die hier die Stelle der Natur vertritt, noch großen Spielraum gewänne. Diese Schilderung soll nicht die unleugbare Majestät der Lage Genuas beeinträchtigen, sondern nur die Vorstellungen berichtigen, die uns der übertriebene Enthusiasmus einseitiger Touristen beigebracht hat.

Die stolze Lage Genuas läßt sich nur von der Vogelperspective aus würdigen. Man muß von der Terrasse irgend eines kleinen Gasthofes abstrahiren und nur das Ganze, die imposante Hoheit der Gesammtheit betrachten. Von der Carignanobrücke aus, vom Garten des Marquis Durazzo am Kloster Fieschine, vom Doriapalaste aus, vom Leuchtthurme oder einem tüchtigen Vorsprunge, den wir im breiten Kahn auf das Meer hinauswagen, von diesen Gesichtspunkten steht die Wirklichkeit weit über der Einbildung. So ist Genua erhaben. So stralt es wie ein Diadem, so flammt es im Abendroth wie eine Riesenfackel, die bis in die fernsten Oceane leuchtet. Es ist ein heiliger Schauer, der uns überkommt, wenn wir an diese wogende Welt von Schiffen, Palästen, Thürmen die Erinnerungen einer großartigen Geschichte knüpfen. Dort zur Rechten hin Rom, hier zur Linken das kleine Dorf, wo Columbus geboren wurde,

hinter uns Corsika, wo zwischen schneebedeckten Felsen Napoleon geboren wurde, Afrika und Asien durch die Welle des Meeres so nahe gerückt, Flotten, die einst hier landeten, Erinnerungen von gestern an bis zur Welt der Römer und Carthager zurück, man fühlt, daß hier der Focus jener Geschichte ist, die nicht, wie bei uns oben, die Jahrzehende, sondern die Jahrhunderte erschüttert hat. Alles, was von hier gekommen ist, trat mit breiten Dimensionen auf. Columbus suchte eine neue Welt, Napoleon wollte das Mittelmeer zum französischen See machen und Aegypten in die Departemente Frankreichs aufnehmen, hier ist nichts Enges, Begrenztes, Stubenmäßiges. Die Fremden in den Gasthäusern kommen nicht mehr von ihren Gütern in Holstein, Schlesien oder Mecklenburg, sondern es heißt: Herr Meyer aus Malta, Madame Müller aus Corfu, Herr Krüger aus Barcelona. Man vergißt hier seinen Kant

und Hegel und ordnet sich dem großen Weltgeiste unter.

Die Handelsblüte Genuas ist nicht so verwelkt, wie die Venedigs. Es hat an der Küste keinen so mächtigen Rivalen gefunden, wie Venedig an Triest, einem der blühendsten Häfen des Mittelmeeres. Dennoch ist auch Genua nur noch der Schatten seiner frühern Größe. Um es zu heben, hat man es zu einem Freihafen gemacht, diese Freiheit aber nicht auf die Stadt selbst ausgedehnt. Ein enges Bassin gestattet den Zugang von Schiffen und Waaren jeder Art; jenseit dieses Bassins aber beginnt schon die strengste Douane. Viel Bewegung im Handel und Verkehr ist dabei nicht möglich.

Die Genueser waren ein Handelsvolk, voll Unternehmungseifer, tapfer, ja in Fällen, wo ihr Interesse bedroht schien, grausam und gewaltthätig. Die Erinnerungen an die rohe, räuberische Art, wie diese Stadt ihren Handel trieb,

sind störend genug. Ueberall findet man hier Spuren einer Brutalität, die uns glauben macht, daß diese Stadt eher von gewinnsüchtigen Fischern und raufluſtigen Matrosen, als von ehrlichen, gediegenen und friedlichen Kaufleuten regiert wurde. An mehren der älteren Kirchen findet man Bruchstücke jener Kette aufgehängt, mit welcher die Genueser den Pisanern ihren gefahrdrohenden Hafen verschlossen. Auf die plumpste Art zwang man die Handelswelt, nur in Genua einzukehren. Wo ein Hafen in der Nähe zu vielen Besuch erhielt, machte sich sogleich der Neid der Genueser auf und verdarb ihn durch versenkte Schiffe oder Felssteine. Das Handelsprincip entwickelte sich eben in Genua in seiner abschreckendsten Gestalt, in der absoluten Form des Egoismus, der allerdings das Gewerbe des Kaufmanns, vom communistischen Standpunkt, nur als eine raffinirte Räuberei erscheinen läßt. Aus diesem unsaubern Grund-

element entwickelten sich die Reichthümer der Republik und durch die Reichthümer eine Geldaristokratie, deren ehemalige Existenz in wundervollen Palästen, umgeben von Pracht und dem wetteifernden Aufgebot der Künste, uns allerdings Staunen abnöthigt. Mit überwältigter Bewunderung durchwandern wir diese Marmorhüllen einer noch immer nicht ganz entschwundenen Herrlichkeit. Noch empfangen uns in den Palästen Diener, noch sind diese mit Gold, Lapis lazuli und schwer seidenen Tapeten verzierten Säle bewohnt, noch hängen in ihren Galerien die aus alter Zeit vererbten Gemälde der ausgezeichnetsten Maler vergangener Kunstperioden. Hier und da weht uns allerdings schon etwas vom Don Ranudo de Colibrados entgegen. Die alten geschnörkelten Rococostühle, die alten abbröckelnden Goldleisten, die durchgesessenen Sammt- und Seidenstoffe machen hier und da wirklich einen lächerlichen,

Don-Quixotischen Eindruck. Kann man den Palast des Marquis Serra wol ohne Ironie betrachten? Man zeigt hier einen Saal, den der Bediente des Hauses für den kostbarsten in der Welt ausgibt. Er soll in der That eine Million, man weiß nicht, ob polnischer Gulden oder Kronenthaler gekostet haben. Es ist ein kleiner dunkler Saal mit sechszehn Marmorsäulen, die man zum Ueberfluß mit Gold überzogen hat. Vor diesem Saale saß sonst der frühere Besitzer im Zustande trauriger Geistesabwesenheit und unterhielt sich mit seinem Bedienten über den Preis der Küchengemüse. Jetzt ist der arme Besitzer des reichen Saales gestorben, aber dafür zeigt sich mit großer Prätension eine andere Narrheit. Aengstlich beflissen öffnet der Bediente von der Wand ein bewegliches Portrait in Lebensgröße und läßt uns in günstigster Beleuchtung als eine große Merkwürdigkeit, nicht etwa eine berühmte Fürstin, oder

Heldin oder eine Figur van Dyk's sehen, sondern die gegenwärtige Besitzerin des Palastes, eine ältliche Dame in der geschmacklosen Mode von 1824, wo die kurzen Taillen und die Gigotärmel für schön galten. Der Bediente ist dafür angestellt, diese Merkwürdigkeit mit großer Feierlichkeit jedem Fremden vorzuführen. Es fehlte nur noch das Portrait des Schooßhundes der alten Dame.

Am westlichen Eingangsthore der Stadt liegt einsam der Palast des Andreas Doria. Es ist mehr Luft als Grün, mehr Zug als Gebäude hier. Der Palast scheint nur eine Durchgangspforte zu dem einfachen Garten zu sein, den die Welle des Meeres bespült. Wenn die Züge jenes Neptuns, der eine Wassergruppe des Gartens beherrscht, wirklich, wie man versichert, das Bild des Andreas Doria wiedergeben, so sah der alte Seeheld kräftiger aus, als ihn unsere invaliden Andreas Doria-Spieler im Fiesko

wiedergeben. In den Steinen, die den am Ende des Gartens liegenden Hafen verschüttet haben, begegnet man zum erstenmal den Erinnerungen an jenen ehrgeizigen Grafen Lavagna, der es für einen schönen Traum hielt, sich dieser Meereskönigin als Gatte zu vermählen, an der Verwirklichung dieses Traumes aber mit Leib und Leben scheiterte. Um es dem Dogen unmöglich zu machen, von seinem kleinen Hafen aus mit der Stadt in Verbindung zu bleiben, ließ Fiesko ihn durch Felsstücke, die noch jetzt sichtbar sind, versenken. Bewohnt wird dieser Palast von einem Grafen Doria, der bald in Rom, bald hier verweilt.

An den Kasernen vorüber, wo die Soldaten der Hitze wegen in unterirdischen Sälen exercirten, über einen Platz, den einst eine Napoleonsstatue von Canova zierte, die aber der Pöbel im Jahre 1815, als Genua wieder eine Republik zu werden hoffte, zertrümmerte, zur Linken

eines Arsenals, das die Genueser dem Christoph Columbus gewidmet haben, nachdem sie vor dreihundert Jahren versäumten, durch ihn die Besitzer der neuen Welt zu werden, gelangt man in den Palast des Marchese Marcellino Durazzo, der jetzt ein Eigenthum des Königs von Sardinien und seine Herberge ist, wenn er des Jahres, wie man sich beklagt, leider nur einen Monat in Genua zubringt. Man kann eben nicht sagen, daß uns dieser Palast mit königlicher Majestät begrüßt. Sein Aufgang kommt den Portalen anderer genuesischer Paläste nicht gleich. Ueber Marmorstufen führen hölzerne Treppen-Gelände. Man restaurirt so eben die Zimmer, macht aus einer alten Ahnengalerie einen Speise- und Tanzsaal und verspricht auch für die innere Einrichtung der königlichen Gemächer Fortschritte, die in der detaillirten Genauigkeit, mit der man sie uns mittheilte, Niemand interessiren werden. Die größte architektonische Schönheit dieses Pa-

lastes ist seine Terrasse. Sie gewährt einen weiten Blick ins Meer, in das Gewühl des Hafens und führt durch einige neuangelegte Verbindungen ins Arsenal. Ob diese Verbindung mehr eine Bequemlichkeit oder ein möglicher Rückzug aufs Meer zu nennen ist, bleibt unentschieden. Leider hat die im Sommer übliche Reinigung der Paläste mich hier, wie in den meisten andern, um den vollen Genuß der sonst aufgestellten Bilder gebracht. Manches bedeutende Werk mußte hinter einem alten Lehnstuhl, den man eben aufpolsterte, hervorgeholt werden. Andere Zimmer waren vor den Arbeiten der Fußbodenpolirer gar nicht zugänglich. Mit voller Freiheit ließ sich von den bedeutenderen Werken nur die Fußwaschung des Paul Veronese betrachten. Es ist die Fußwaschung einer jener biblischen Gegenstände, in deren Auffassung, wenn sie uns ansprechen soll, viel Weltlichkeit gelegt werden muß. Vom geistlichen Stand-

punkte wird uns dieser Actus nie interessiren. Die Sitte, daß Einer dem Andern aus Höflichkeit die Füße wäscht, ist uns zu fremd, als daß wir mit dem, der da wäscht, oder dem, der sich waschen läßt, besonders sympathisiren können. Mag die Wäscherin noch so viel geistliche Huldigung in ihre Handlung legen, der, der sie annimmt, wird uns immer als ein bequemer, weltlicher Satrap erscheinen. Sieht man nun die Jünger gar noch diesen Act verhindern, so lassen alle Verbindungsgefühle, die uns an diesen Gegenstand fesseln können, vollends nach, denn nun wissen wir nicht mehr, wo aus, wo ein, was hier das Einzelne und was das Ganze sagen soll, und nehmen eine noch so schön gemalte Darstellung dieser Geschichte mit einer Kälte auf, die eine Ungerechtigkeit gegen den warmen Pinsel des Künstlers ist. Außer einer schönen Vertheilung der Farben gefiel mir denn an diesem berühmten Bilde besonders die Ein-

heit der Handlung, wenn sie auch etwas tumultuarisch und beinahe, möchte ich sagen, theatralisch ist. Die gewöhnlichen Fußwaschungen nach dem Moment des Zürnens der Apostel, diese Fußwaschungen, wo das Nachtmahl seinen ruhigen Fortgang hat und in einer dunkeln Ecke die Schwester des Lazarus sitzt und dem Heiland still für sich die Füße wäscht, haben etwas völlig Befremdliches und Abspannendes. Ein gekreuzigter Christus von van Dyk erinnerte an dasselbe Bild von Guido Reni in der mailänder Brera. Doch möchte ich van Dyk den Vorzug geben. Der Moment, wo es heißt: Und die Erde ward finster, diese Schauer der Natur, dies Zittern der Erde, schienen mir in diesem Bilde großartig wiedergegeben. Ich wiederhole mein Bedauern, durch die Unordnung, die hier einer größern Ordnung vorangehen sollte, im Genuß aller dieser Bilder gestört worden zu sein.

Bequemer traf es sich im Palast des Philipp Durazzo, dessen freischwebende, weiße Marmortreppe sogleich einen imposanteren Anblick bot. Die Gemälde, wenn auch von sehr verschiedenem Werth, sind alle sehr ansprechend geordnet. Wäre ich nicht, außer der büßenden Magdalena von Correggio, allen Magdalenenbildern abhold, so hätte hier die Magdalena von Tizian wol ein längeres Verweilen verdient. Wie Tizian denn immer die Frauen malte, wie sie sind oder wenigstens wie sie in Bologna sind, so ist auch diese seine büßende Magdalena eine wirkliche Sünderin in der Liebe. Ihre Augen sind eingefallen, die Züge des Gesichts sind nicht mehr mit jenem bekannten Tizianischen Fleische überzogen, sondern zeigen eine Magerkeit, die mit dem hochquellenden Busen auffallend contrastirt. Was sollen aber alle diese gemalten Versinnlichungen der Reue? Man kann den Glauben malen, die Frömmigkeit, die Ent-

zückung und vielleicht die Seligkeit selbst. Aber kann man die Reue malen, diese tiefste Versenkung des Menschen in sich selbst, diese gänzliche Abstraction von der Welt, diese höchste Wahrheit, bei der man, wenn sie echt sein soll, aufhören muß, sich so oder so, schön oder häßlich, interessant oder abstoßend auszunehmen? Correggio ist der Einzige gewesen, der uns eine Magdalena gemalt hat, an deren Reue man glaubt. Hingestreckt liegt ein schönes Weib, ein wundervoll geformter Körper, der die höchste Fähigkeit zu sündigen hatte. Und dieser schöne Körper liegt nackt auf hartem Boden, ein Strick, als Symbol der Geißelung, zur Seite; für die heißen Lippen, die sonst sie küßten, ein grinzender Todtenkopf. Und diese Magdalena von Correggio blickt uns nicht an. Sie kann nicht den letzten Versuch machen, uns selbst in ihrer Entsagung noch interessant zu erscheinen, sie kann auch, weil sie bereut, nicht kleinlich, verzagt

und unbedeutend erscheinen, sondern sie entzieht uns alle diese Möglichkeiten durch ihr gesenktes Haupt, ihr verborgenes Auge. Sie liest in einem Buche, ihre Blicke sind beschäftigt, ihre Gedanken abgewandt von sich selbst. Einer solchen Magdalena glaubt man ihre Reue, nicht aber jenen armen Sünderinnen, die uns mit verweinten Augen anblicken und selbst in ihrem zerknirschten und gedemüthigten Zustande noch immer die beaux restes ihrer Vergangenheit zeigen. Die Reue spielt mit Recht eine große Rolle in der Theologie. In der Kunst aber muß sie mit Vorsicht behandelt werden, wenn sie uns rühren und nicht eher einen kläglichen Eindruck auf uns machen soll. — An den Bildern des Marchese Philippo weiter wandelnd, trifft man eine Ceres von Tizian, für welche, als die Göttin der Fruchtbarkeit, des Meisters saftiger, fleischiger Ton recht an der Stelle war. Einige sehr sauber ausgeführte Familiengemälde

stammen von van Dyk her, der den Stolz der englischen Aristokratie, ihre Kinder und ihre Jagdhunde, vortrefflich zu malen verstand. Sehr komisch ist es, daß in einem vom Bedienten überreichten, gedruckten Kataloge zwei an sich abgeschmackte Bilder, Heraklit, der weint, und Demokrit, der lacht, so verdruckt waren, daß hier Heraklit der Lachende und Demokrit der Weinende war. Ein großer Achilles-Saal, der rings an den Wänden Scenen aus dem Leben des großen Peleïden darstellte, ist mehr freundlich als bedeutend. Die Art, wie der kleine Achilles hier in den Styx getaucht wird, um unverwundbar zu werden, erinnerte fast an die Art, wie man Krebse und Hummer kocht. „Römische Liebe," von Guido Reni, vergegenwärtigt uns jene bekannte Anekdote, nach welcher ein Römer im Gefängniß sich an den Brüsten seiner Tochter vor dem Hungertode rettete. Schade, daß das Unnatürliche des Gegenstan-

des etwas Abstoßendes hat. Der Ausdruck der Tochter, die glücklich ist, mit einer kleinen Ueberwindung ihrer Scham ein so theueres Leben zu erhalten, ist sehr lieblich. Sinnig ist ferner der Zug, daß der Künstler den Vater die Hände falten läßt. Will dieses Gebet nicht sagen, daß Gott die Abweichung von der Natur verzeihen möge?

An dem prächtigen Palast Turfi Doria vorüber, der mit seiner lieblichen Terrasse und dem in die Strada Nuova herunter ragenden Feigenbaum von seltener Größe jetzt den Jesuiten gehört, kommt man zu dem äußerlich unbedeutenden, aber innerlich desto reicheren Palaste Brignole. Leider aber auch hier zwei ungünstige Umstände. Die besten Sachen hat der Marquis Brignole nach Paris genommen, wo er seit Jahren sardinischer Gesandter ist. Und die zurückgebliebenen waren durch die Restauration der Zimmer fast ungenießbar. Zu diesen

gehörten viele van Dyk's und Rubens. Eine Kleopatra von Guercino schien mir ausgezeichnet behandelt. Auge und Gefühl bekamen eine gleiche Befriedigung. Die sinnliche Schönheit des Körpers war auf das Großartigste verschmolzen mit dem physischen Schmerz in den Zügen der Selbstmörderin. Und was mehr war, ein Rahmen von wahrhafter Erhabenheit zog sich hier um einen Gegenstand, der nur zu oft durch kleinliche Behandlung ins Kokette herabgezogen zu werden pflegt. Hier steht auch jener originelle Christuskopf des Guido Reni, der so auffallend von der überlieferten byzantinischen Form des Christuskopfes abweicht. Es spricht sich aber in den erhöhten Mundwinkeln dieses Kopfes eine Entschlossenheit aus, die der leidenden Tendenz des Heilandes nicht ganz anzugehören scheint. Und doch muß man sich wieder gestehen, daß diese Abweichung von der Ueberliefe-

rung etwas Anziehendes hat. Gar lieblich ist der Eindruck eines kleinen von Guercino herrührenden Bildes: Gott, der sich die Welt besieht. Vor einer kleinen Figur, die im Brustbild einen würdigen alten Herrn darstellt, liegt die Erdkugel, umfangen von einem kleinen pauschbackigen Engel, der nicht dem christlichen Himmel anzugehören scheint, sondern geradezu der der Venus entlaufene Gott Amor ist. Der Blick Gottes auf die Erdkugel ist von unaussprechlicher Milde. Fast scheint es, als wäre der gute Weltenvater eher neugierig über das, was hienieden vorgeht, als erzürnt. Der kleine Liebesgott scheint bittende Fürsprache zu thun für dies wunderliche Menschengewimmel, an dem es durch das einmal eingepflanzte, liebebedürftige Herz der gute Weltenschöpfer doch von vorn herein schon versehen hat. Noch war beim Marquis Brignole eine Ueberraschung vorbehalten, die um so größer war, da kein Neigebaur und kein Lewald

auf sie vorbereitet. Der Führer hatte von einem modernen Bilde gesprochen, das in diesen Sälen zum Kauf ausgestellt sei. Wir standen plötzlich vor einer Staffelei, auf der ich diese neue Arbeit vermuthete, und schon war die Kritik in Bereitschaft, wie ein Stachelthier schwirrend alle ihre Borsten auszustrecken, da las ich über dem Bild auf der Staffelei mit goldenen Buchstaben die Worte: Opus Raphaelis Sanzii Urbinatis. Eine heilige Familie von Raphael! Unverkennbar echt, durch und durch den Stempel jener lieblichen Würde und sinnigen Einfachheit tragend, durch welche sich die Werke des großen Meisters auszeichnen. Der Glaube an dieses, erst kürzlich aufgefundene Bild würde bei aller in die Augen springenden Classicität dennoch mir nicht so langsam gekommen sein, wenn die Reinigung, deren dies Bild aus einem gänzlich vernachlässigten Zustande bedurfte, ihm nicht einen zu grellen und ganz wie neuen Far-

benaufputz gegeben hätte. Hat sich dieser frische Firniß abgetrocknet, so wird das Ganze milder, gedämpfter und darum wahrer erscheinen. Die einzigen Halbprofile der beiden Knaben, Jesus und Johannes, verrathen allein schon, daß hier nur die Hand Raphael's gewaltet haben kann.

Die Kirchen Genuas stehen hinter den Palästen zurück. Die Frömmigkeit war hier, wie überall, älter als der Reichthum. Einige der genuesischen Kirchen reichen bis zu den frühesten Zeiten des Christenthums zurück. Die musivische Bauart der Lorenzkirche, die den Ehrentitel der Kathedrale führt, erinnert in ihrer Steinfügung und ihren Bogen noch an die Zeit, wo sich die heilige Baukunst aus der Baukunst der römischen Castelle entwickelte. Diese Kathedrale bietet in ihrem lichthellen freundlichen Innern wenig Schätze, die der Kunst angehören. Eine ihrer Seitenkapellen ist dem Täufer Johannes geweiht. Und da dieser bekanntlich durch ein

Frauenzimmer, welches vor dem König Herodes üppig zu tanzen verstand, ums Leben kam, so darf sich nach einem ausdrücklichen Maueranschlage, bei Strafe der Excommunication, kein Frauenzimmer dem Altar des vorchristlichen Märtyrers nahen. Zwei französische Jesuiten, ein offner und ein heimlicher, gefielen sich darin, einigen anwesenden Damen mit vielem Aufwand von süßlich zudringlicher Galanterie diese Mysterien der Johanniskapelle zu erläutern. So frivol diese beiden Herren erschienen, so bigott wurden sie plötzlich in einem kleinen Kämmerchen, wo uns das Palladium Genuas, der berühmte heilige Graal, gezeigt wurde. — Mit dieser Reliquie hat es seine Bewandtniß, wie mit allen übrigen. Sie ist nicht so echt, wie die Alterthümer von Herkulanum und Pompeji, aber auch nicht so unecht, wie das Blut des heiligen Januarius. Jenes Gefäß, das die Königin von Saba ihrem dichterischen Anbeter,

dem Könige Salomo, als Geschenk für seine Tempelbauten verehrte, das sodann, man weiß freilich nicht durch welche Veranlassung, in die Hände jenes vornehmen Protectors des Christenthums, des Josephs von Arimathia, kam, jene Schale, die Joseph von Arimathia für die Kreuzigung herlieh, damit darin das Blut des Heilandes aufgefangen würde, wo mag sie anders sein, als in der Märchenwelt? Die Schale, die in Genua dafür ausgegeben wird, ist aber auch kein Glasscherben von gestern, sondern wirklich ein Gefäß, das man mit Theilnahme betrachtet.

Die beiden Jesuiten, die anfangs von der Existenz der Sacra Catena nichts gewußt hatten, dann aber die grüne Schale für ein Waschlavoir des Heilandes hielten und endlich von einem Magistratsdiener mit bedeutender Entstellung der Sage hörten, die Königin von Saba hätte aus Handelspolitik diese Schale der Re-

publik Genua geschenkt und diese sie zur Kreuzigung hergeliehen, beeiferten sich jetzt, die günstige Gelegenheit einer so heiligen Reliquie zu benutzen. Sie drückten flugs allerhand Ringe und Kreuze an die Schale, um damit in der Heimat vielleicht an irgend einem vornehmen, gläubigen Beichtkinde Wunder zu thun. Mir stiegen beim Anblick dieses Gefäßes ganz eigne Jugenderinnerungen auf. Dreht sich nicht die ganze Poesie des Mittelalters um den heiligen Graal? Ist es nicht jener zauberhafte Edelstein, aus dessen Anblick sich Wolfram von Eschenbach seine mystischen Entzückungen holte? Den heiligen Graal (Sanguis Realis oder Sangrealis) trugen Engel aus Palästina nach Spanien. Von Spanien kam er nach Indien, wo jenseit des Magnetberges und des Lebermeeres, der uralt greise Priester Johannes in einem tiefen, unzugänglichen, von seinem eignen ausströmenden Licht erhellten Heiligthum, über ihn

Wache hält. Dorthin lassen die mystischen Dichter der angelsächsischen, normännischen und deutschen Poesie ihre Helden wandern. Dorthin nach Indien, zum heiligen Graal, sehnen sich Arthus und die Tafelrunde, sehnen sich Percival und Titurell. Ob ihn die Genueser durch ihre Handelsverbindungen, wie die Griechen einst das goldne Vließ aus Kolchis, nach Europa entführt haben, ob ihn der Priester Johannes bei einem reichen genueser Banquier versetzte und einzulösen vergaß, oder ob der genueser Graal gar nicht jene hochheilige, poetische Monstranz des Wolfram von Eschenbach ist, weiß ich nicht. Durch eine Reise nach Paris hat das mit Gold verzierte Gefäß ein Loch bekommen, wie Wolfram von Eschenbach's Poesie durch den menschlich reinen und fröhlichen Walter von der Vogelweide, wie die Orthodoxie durch Lessing, wie Schelling durch Hegel. Napoleon und seine Juweliere, die sich darauf verstanden, echte und

unechte Reliquien, Reliquien für die Frömmigkeit und Reliquien für die Staatskasse, zu unterscheiden, ließen ein Stück aus dem angeblichen Smaragd herausbrechen und siehe — die Sage vom Edelstein war — eitel Glas! Unheilige Kritik!

In der St. Stephanskirche, in welcher eine feierliche, wahrhaft heilige Stille webte, wo ich Beter sah, die mit solcher Inbrunst vor einem leeren Beichtstuhl knieten, daß man glauben mochte, ein furchtbares Verbrechen laste auf ihrem Gewissen, zeigte man ein Doppelbild, an dem Julio Romano und Raphael gearbeitet haben. Leider hat das großartige Werk so nachgedunkelt und die Beleuchtung war so ungünstig, daß ich mich in seinem Genuß nicht zurecht finden konnte. Ueber die Partie, welche Raphael gemalt hat, findet man die abweichendsten Angaben. Wenn man bedenkt, daß man die Bilder von oben zu malen anfängt und Ra-

phael wol von Julio Romano, aber dieser nicht umgekehrt von jenem abgelöst wurde, so möchte von Raphael's Pinsel die obere Partie herrühren, die uns den Heiland darstellt, wie er dem unten gesteinigten Stephanus tröstend und ermuthigend erscheint.

Die Kirche Annunziata wird jetzt glänzend restaurirt. An und für sich schon in einem luxuriösen Styl gebaut, wird diese Kirche nach Vollendung ihrer Wiederherstellung einer der prächtigsten Gottestempel Italiens werden. Die schon fertige Kuppel und zwei Seitenkapellen machen durch die verschwendeten Goldmassen und Ultramarinfarben einen wahrhaft überraschenden Eindruck. Seitdem ich weiß, daß den Franziskanern diese prächtige Wiederherstellung einer ihnen gehörenden Kirche von den reichen Familien Genuas gesichert ist, begreife ich die fröhlichen Mienen, mit welchen die Bekenner dieses Ordens in Genua herumwandeln. Neu waren

mir hier Mönche, die grüne Brillen trugen. In Italien wird man so natürlich, daß man hier auch über Officiere mit Regenschirmen nicht lachen würde.

Ein festlicher Sonntag bereitet uns in diesem Lande, wo die Religion in Aeußerlichkeiten gänzlich untergeht, die wunderlichsten Eindrücke. Man feierte auch in Genua das Fest der Maria del Carmine. Schon von Ponte decimo aus waren am Wege die Kirchen und Häuser mit kleinen Papiertöpfen geziert, die am Abend zur Illumination sich erhellen sollten. In Genua selbst war Alles in Bewegung. Die Frauen liefen in ihren weißen Schleiern, die das Schöne heben, das Häßliche aber nur um so häßlicher hervortreten lassen, von Kirche zu Kirche, griffen in die Weihwasserschalen, verbeugten sich einigemal vor dem Hochaltar und machten die Runde wieder weiter nach einer andern Kirche. Auf dem kleinen Platz der Annunziata, in dessen

Nähe wenigstens noch fünf andere Kirchen liegen, war das ein Schwirren, wie im Foyer eines Theaters. In einer, vornehmlich der Heiligen des Tages gewidmeten Kirche fand eine Feierlichkeit statt, die sich nur mit einem Feste der Oper vergleichen ließ. Die Decke, die Chöre und die Säulen dieser Kirche waren so mit rothseidenen, goldbetreßten Decken verhängt und umwunden, Blumenkränze und Blumenkronen hingen in so verschwenderischer Fülle umher, hunderte von Kerzen standen mit dem hellen lichten Tage in einem so sonderbaren Widerspruch, daß man einer, im Schauspielhause gegebenen musikalischen Matinée beizuwohnen glaubte. Die rauschendste Militairmusik spielte dazu Stücke aus den neuesten Donizettischen Opern und ein Kapellmeister zappelte mit Händen und Füßen, um eine, wahrscheinlich von ihm für diesen Festtag componirte Cantate, von einem unsicher eingeübten Chor so weit zu Ende

bringen zu lassen, daß wenigstens sein guter Eifer anerkannt werden mußte. Dieser Spektakel dauerte bis gegen Abend, wo ihm durch eine gedankenlose Prozession noch die Krone aufgesetzt wurde. Wer nur irgend geneigt ist, im Katholicismus Alles poetisch zu finden, der lasse sich in Italien von dieser Neigung heilen.

Durch ihre Lage ist die Kirche Carignano unstreitig die anziehendste von ganz Genua. Sie liegt auf der Höhe jenes Hügels, den die kühngedachte Brücke gleiches Namens mit der Altstadt verbindet. Man bekommt einen Begriff von der Macht und dem Stolz der alten genuesischen Patrizier, wenn man erfährt, daß diese Brücke und Kirche ihren Ursprung der Rancune zwischen zwei vornehmen genuesischen Familien verdanken. Auf diesem Hügel wohnte nämlich Fiesco. Von einer solchen Höhe herab könnte man fast den Wunsch, das unter uns liegende Genua beherrschen zu wollen, verzeihlich finden.

Schiller muß sich über die Wohnung des Grafen von Lavagna orientirt haben; denn die Aussicht, die man von diesem Berge aus über Genua nach dem Meere hin genießt, scheint in der That das Bild zu sein, an welches Fiesco seinen berühmten Fenstermonolog richtet. Der Palast, auf dessen Balkon er gestanden haben kann, ist nicht mehr da. Ein Haufen Steine bezeichnet die Stätte, wo einst die Wohnung des ehrgeizigen Revolutionairs stand. Senatsrache und Volkswuth haben sie nach dem Sturze Fiesco's zerstört. Die Kapelle aber, die einst zu diesem öden, kahlen Platze gehörte, steht noch, aber auch sie hat man die Strafe des Staatsverräthers fühlen lassen; sie ist in ein Magazin, in das Depot einer angrenzenden Kaserne verwandelt. Diese Kapelle aber ist es, der Genua seine schöne Kirche und seine Brücke von Carignano verdankt. Es pflegten nämlich die vornehmen Bürger und Patrizier Genuas in der

fashionablen Kapelle des Grafen von Lavagna Sonntags ihre Messe zu hören. Der Weg zu dem Hügel herauf, den Fiesco bewohnte, war lang und in der Sonnenhitze beschwerlich. Oft geschah es wol, daß sich die vornehmen Damen mit ihren Sänften, die sie in die Messe tragen sollten, verspäteten. Sie kamen an, wenn das heilige Amt schon begonnen hatte. Fiesco, mehrfach angegangen, mit seiner Messe zu warten, bis die alten und jungen Damen Genuas mit ihrer Toilette fertig wären, war nicht galant genug, den Wünschen der schönen Welt zu willfahren. Ja der vornehmen und stolzen Marquise Sauli ließ er durch seine Lakaien sagen, die Marquise möchte, wenn sie bei ihm die Messe hören wollte, sich einen kürzern Weg wählen. Und würdig, eine Engländerin zu sein, nahm die Marquise ihren Gatten beim Wort und ruhte nicht eher, als bis er ihr von ihrem Hause aus bis zu dem Gipfel des Berges, auf

welchem Fiesco wohnte, über die Straßen der Stadt hinweg, mitten in die Luft eine Brücke aufschlagen ließ. Und um die Rache vollständig zu machen, bauten die Sauli's die schöne Kirche Santa Maria di Carignano. Soll man hier die Leidenschaften anstaunen, oder jene gewaltigen Kräfte bewundern, über die einst diese Republik gebieten konnte?

Beim Anblick der Kirche selbst muß man sich daran gewöhnen, daß sie im Interesse der Plastik aufgeführt worden ist. Man findet kein Gold und keine Farben, zwei Zierrathen, an welchen sich das Auge in Italien schon so verwöhnt hat, daß uns der erste Eindruck dieses nach einem Plane von Michel Angelo erbauten Tempels kahl, fast möcht' ich sagen, protestantisch erscheint. Bald aber gewöhnt sich das Auge an die einfache, edle Symmetrie dieses Baues und das ausgezeichnete Standbild des heiligen Sebastian von Püget scheint uns recht

eigentlich der Harmonie dieses Tempels anzugehören. Der an einen Baumstamm gebundene und die Pfeile seiner Mörder erwartende Märtyrer ist eine Arbeit, an der Michel Angelo seine Freude gehabt hätte. Die Lage des Körpers erlaubte die gründlichste Entfaltung anatomischer Studien und doch ging der Meißel des Künstlers über das einzuhaltende Maß der Schönheit nicht hinaus. Rundung und Ecke sind so sanft verschmolzen, daß man sagen könnte, an dieser Statue ist das Geheimniß gelöst, die krumme Linie ebenso graziös darzustellen, wie die Wellenlinie. Ein Bild von Piola, einem jungen Genueser, den Künstlereifersucht ermordet haben soll, verspricht allerdings eine Zukunft, die manchem Rivalen, und nicht dem mittelmäßigen allein, hätte gefährlich werden können. Der sich aufrichtende Gichtbrüchige, der zum erstenmal die wiedergewonnene Kraft seiner Glieder erprobt, ist in Zeichnung und Colorit vortreff-

lich. Einfach schön ist wieder ein Bild von Guercino, das uns den entzückten Augenblick schildert, wo der heilige Franziskus die Idee seiner Ordensstiftung faßte. Das Schöne an dem Bilde liegt besonders darin, daß es grade nicht mehr und nur das gibt, was es geben will. In allen Künsten ist dies das Zeichen der Classicität. Nur die Manieristen umgehen das, was sie sagen wollen, und bieten uns Symbole, Beiwerke und grillenhafte Zufälligkeiten für eine Hauptsache, der ihr nüchterner Sinn nicht gewachsen ist.

Auf einer andern Höhe, näher den unschönen, kahlen Felsen zu, liegt das Kloster der Fieschine, ein Nonnenkloster, in welchem jene berühmten künstlichen Blumen verfertigt werden, in denen Genua mit Paris wetteifert. Die künstliche Blume ist recht eigentlich eine Nonnenerfindung und ihre Bereitung hat sich mit mancherlei, die Farbenmischung betreffenden Ge-

heimnissen von Kloster zu Kloster vererbt. Wie manche Thräne, die auf diese Battistblumen fiel, mag die armen Nonnen gelehrt haben, wie sich die Emaille der Thautropfen, die sie so artig anzubringen wissen, nachahmen läßt! In Genua gibt man seine Kinder in das Kloster, um dort erzogen und durch Blumenmachen beschäftigt zu werden. Die Bedingungen dieser Uebergabe sind so streng, daß für mich jene Blumen, welche eine Nonne aus dem Sprachgitter zur Auswahl herausreichte, etwas Grauenhaftes bekamen. Kunstvoll sind sie, diese Nachahmungen der bunten Kinder einer Flora, die in Italien noch eine ganz andere Göttin zu sein scheint, als bei uns in unsern geheizten Treibhäusern. Wie zierlich stellen sich hier die Geranien mit ihren federartigen Staubfäden neben den schneeigen oder panachirten Camelien; wie scheinen die kleinen Dijonröschen so frisch, die Veilchen so duftend! Und doch behauptet man, daß die

künstliche Blumistik in Paris noch Zarteres vollbringt. Sollte sich auch hierin offenbaren, wie unendlich weit doch die freie Kunst der todten, mechanischen überlegen und eine pariser Fleuristin doch noch poetischer, als eine italienische Nonne ist?

Nach den künstlichen Blumen mußten die natürlichen im offenen Garten des Marquis Durazzo, in den ich eintrat, um so würziger duften. An die hier im Freien wachsenden Koryphäen unserer nordischen Treibhäuser sind wir in Italien schon so gewöhnt, daß uns Alleen von Oleandern, Camelien, die unter künstlich gezogenen Tannen blühen, halb freiwachsende Bananen kaum noch überraschen. Ein berauschender Duft strömte von einer Pflanze aus, die der Gärtner Gardenia nannte und von der einige mitgenommene Blüten Tagelang noch das Gedächtniß an Genua wach erhalten können.

Im Uebrigen fand ich Alles todt. In Carlo

Felice war unsere Sophie Löwe, hier Signora Loëwe Sofia genannt, verstummt. Die wandernde königlich preußische Kammersängerin, die zu stolz ist, einen eingestandenen faux pas öffentlich zu bereuen und nach Deutschland zurückzukehren, war mit ihrer Truppe und den sechs Rollen, die sie in Italien nur zu singen braucht (Beatrice di Tenda steht oben an), schon in irgend eine andere Stadt gezogen. Ein Kaffeehausleben, wie in Venedig, ein Corsofahren, wie in Mailand, konnte ich nicht entdecken. So ließ ich mich des Abends hinausrudern in den Hafen, in den Golf, wo ich träumen konnte, im Reiche des Triton zu sein. Aus den kleinen Barken springen von allen Seiten nackte Gestalten in die kühlende Woge, kugeln sich jubelnd über eine Schiffstonne, die sie im Wasser hin- und herhänseln, spritzen sich mit vollen Backen den salzigen Schaum entgegen, oder prahlen mit der Stärke ihrer Brust, wenn sie im Schwim-

men sich so laut zurufen, daß es an den alten Mauern des Molo widerhallt. Schon glüht das Abendroth an dem westlichen Ufer. An der Riviera di Levante zieht sich der Abendnebel in langen violetten Streifen hin. Fern von der Stadt herüber läuten die Glocken und träumerisch schweift das Auge über die sanft bewegte Fläche hin. Da zuckt ein Lichtstral in jenem hohen Thurm zur Linken auf, im Leuchtthurm zündet man die Lichter an, die, aufgefangen in einer ungeheuern Reverbère, dem nächtlichen Schiffer als sicherer Wegweiser dienen. Ein zweiter Blitz zur Rechten. Man löst eine Kanone zur baldigen Abfahrt des Dampfers, der nach Livorno fährt! Bald werd' ich ihm folgen.

# V.

# Die Kunst, Könige zu bedienen.

Ueber die Kunst, König zu sein, haben schon die Jesuiten geschrieben, über die Kunst, Könige zu bedienen, werden wir jetzt von Hanover belehrt. Es war einem Manne mit einem Titel von sechs Nonpareil-Druckzeilen vorbehalten (dem Herrn von Malortie, Hofmarschall des Königs von Hanover), diese Kunst in ein wissenschaftliches System zu bringen. Wir benutzen das so eben erschienene Werk: „Der Hofmarschall. Handbuch zur Führung und Einrichtung eines Hofhaltes. Hanover, bei Hahn," zu einer ebenso zerstreuenden wie belehrenden literarischen Unterhaltung. Ein so naives Buch ist lange nicht erschienen.

Zuvörderst hätte uns Herr von Malortie wol über seinen Gegenstand etwas Geschichtliches geben können. Wie wurden die Könige in Juda, in Macedonien und Rom bedient? Welche Grundsätze hatte man über das Hofstaatswesen, über königliche Küchen- und Kellerämter im Mittelalter? Die Königin Elisabeth hatte bekanntlich ein sehr einfaches System, sich bedienen zu lassen. Sie hatte eine Liste ihrer vornehmsten und reichsten Adeligen. Fühlte sie in ihren Hülfsquellen Mangel, so kündigte sie ihren Pairs der Reihe nach ihren Besuch an. Ein solcher Besuch der Königin Elisabeth, so ehrenvoll er für die Getreuen der Krone war, so gefährlich wurde er für deren Finanzen. Man fürchtete sich vor der Ehre ihres Besuchs. Sie ließ Ehrenbezeigungen, aber nicht einen Kreuzer Geld zurück. Die Kunst des Hofmarschalls wird wol damals in der bequemsten Art bestanden haben, zum Gebrauch des Hofes alles nur Mögliche zu

requiriren, keinen Riegel zu schonen, Küche und Keller gründlich auszubeuten und für die Reise soviel mitzunehmen, bis das wandernde Hofgesinde mit der königlichen Gebieterin wieder auf einem andern Schlosse eines reichen Grafen oder Herzogs anlangte.

Die Epoche des l'État c'est moi bewirkte auch hier Veränderungen. Herr von Malortie hätte uns wol einige Beispiele jener heillosen Verschwendungen geben können, die sonst in dem Haushalt der Könige üblich waren. Wieviel Silberdiener, wieviel Küchenjungen hatte Ludwig XIV.? Unser constitutionelles, leider sehr freigeistisches Zeitalter würde dadurch die Fortschritte kennen gelernt haben, die wir zum Systeme der Sparsamkeit machen. Wir würden, wenn uns bei Herrn von Malortie zuweilen zu Muthe wird, als schilderte er den Hofstaat eines asiatischen Sardanapals, einsehen, daß man vor hundert Jahren noch ganz anders

auf das Vermögen des Landes losgelebt hat, als gegenwärtig.

Wir sind es Herrn von Malortie schuldig, zu bemerken, daß er bei seinem Systeme, Könige zu bedienen, keine Souverainetät besonders im Auge gehabt hat. Es ist nicht der Hofstaat von Modena, nicht der von Hanover, nicht der des Schahs von Persien, welchen Herr von Malortie seinem hofökonomischen Systeme zum Grunde legte. Wenigstens versichert Herr von Malortie, daß diese Vermeidung jeder Bezüglichkeit seine Absicht gewesen sei. Dennoch war er nicht immer consequent in Verfolgung derselben. Er liefert S. 220 seines instructiven Werkes den Kostenanschlag einer königlichen Reise nach Ems. Er berechnet den Etat für sieben Wagen, gezogen von 26 Pferden, für die Postillonstrinkgelder und Reisediäten der Dienerschaft. Man sieht, wie wohlfeil man es einrichten kann, wenn ein König ins Bad reist

und einen guten Hofmarschall hat. Die Reise fängt von einem unbekannten Orte an. Da aber die erste Poststation Pattensen, die zweite Elze heißt, so werden hier wol die Badereisen der Könige von Hanover gemeint sein? Ich fürchte sehr, daß diese patriotische Anomalie die wissenschaftliche Harmlosigkeit der übrigen Theile stören wird.

Der Versuch, eine Kunst wie die, Könige zu bedienen, zur absoluten Wissenschaft zu erheben, muß mit großen Schwierigkeiten verbunden sein. Man sieht dies an den unbestimmten und völlig haltlosen Definitionen, mit welchen Herr von Malortie sein Werk eröffnet. Diese vielen Möchte, Dürfte, Könnte wol und ähnlichen Wendungen entsprechen nicht etwa der griechischen Ironie, mit welcher ein Herr von Rumohr diesen schlüpfrigen Gegenstand behandelt haben würde, sondern entstehen geradeweges aus dem Bewußtsein, daß der königliche Wille

ſtark genug iſt, wieder alle Paragraphen eines ſolchen häuslichen Staatsgrundgeſetzes je nach Laune und Bequemlichkeit, je nach Gewöhnung oder Willkür umzuſtoßen. Wenn nun demnach die Einleitung des Buches völlig unbefriedigt läßt, ſo iſt dies weniger die Schuld des Verfaſſers, als die Schuld eines Gegenſtandes, der nach den Wünſchen der betreffenden Fürſten tauſenderlei Modificationen erleiden kann.

Ja, Gott ſei Dank, es gibt noch Fürſten, die von der Hofordnung des Herrn von Malortie abweichen! Es gibt noch Fürſten, die von dem Grundſatze ausgehen, eine Anſtellung in ihrer Nähe bedeute mehr, als ein bloßes Engagement als Maſchine, als Mittel zum ökonomiſchen Zweck. Herr von Malortie geht von ſehr praktiſchen, aber ſehr unköniglichen Grundſätzen aus. Er fängt wie billig von unten an, mit den Lakaien. Er will das Lakaienalter nur zwiſchen 20—40 Jahren geſtatten. Er will euch alle

nicht dulden, ihr treuen Lakaienseelen, die ihr schon bei der Königin dientet, als sie noch ein kleines Mädchen am heimatlichen Hofe lebte! Ihr folgtet der kronprinzeßlichen Braut, ihr theiltet ihre Trauer, ihre Freude, ihr habt die kleinen jungen Prinzen auf den Armen getragen, habt ausgehalten in allen constitutionellen Stürmen des modernen Staatslebens, bei hohen Geburtstägen, Sterbefällen und allen Emeuten, und Herr von Malortie will euch entlassen? Ja noch mehr, er will den Lakaien verbieten, sich zu verheirathen. Wo ist der Hof, der so schnöde Grundsätze befolgt und die Lakaien zu einer Art katholischen Priestern macht, die nur im Cölibat leben dürfen? Leidet auch der Tafelabhub ein wenig, wenn die kleinen, ihren Herrschaften oft so ähnlich sehenden Lakaienkinder ein Stück Gebackenes vom Hofe bekommen, warum deshalb bei Hofe das Cölibat einführen! Dieser Abschnitt, S. 8, hat uns fast gegen das

Gemüth des Herrn von Malortie eingenommen; wird es uns jetzt wundern, wenn S. 9 die Bestrafungen der Lakaien sechs Paragraphen und die Belohnungen nur einen bilden? Wird es uns wundern, wenn die Lakaien ihre Douceurs, die sie von fremden hohen Herrschaften empfingen, abliefern müssen in eine Generalkasse, die chargirten Personen aber, z. B. die Hofmarschälle, ihre Pretiosen behalten dürfen?

In dem Kapitel über das Ceremoniell bemerkt Herr von Malortie: „Ueber alle besondern Vorfälle am Hofe wird ein sehr gründliches Tagebuch geführt. Daß ein solches Journal für spätere Jahre besonders interessant bleibt, bedarf keiner nähern Erörterung, da dasselbe die genaueste Schilderung des fürstlichen Familienlebens enthält und insofern auch für die Landesgeschichte eine nicht unerfreuliche Quelle bleibt." Vielleicht benutzen unsere Historiker

diesen Wink und suchen sich einige dieser „nicht unerfreulichen" Quellen zu verschaffen.

Jetzt aber nähern wir uns dem eigentlichen Kern des Werkes.

Herr von Malortie setzt uns das ganze Detail eines fürstlichen Hofhaltes auseinander. Er übergeht die kleinsten Bedürfnisse nicht, die nur bei der Existenz eines erlauchten Wesens vorkommen können. Alle Bedürfnisse der Majestät, wenn sie wacht für das Wohl des Landes sowol, wie wenn sie schläft, um neue Kräfte zum Regieren zu sammeln, werden aufgezählt und in tabellarische Form gebracht. Bei den hundert großen und kleinen Requisiten der Tafel vermißt' ich wirklich nur einen Posten, den nämlich für Zahnstocher.

Ob die Tabellen, in deren Entwurf Herr von Malortie außerordentlich erfinderisch ist, die mannichfachen Misbräuche der Verschwendung und Verschleuderung, die Misbräuche des Un-

terschleifs, diesen Krebsschaden aller weitläufigen Haushaltungen, heben werden, vermögen wir nicht zu entscheiden. Oft erzeugt dieses tabellarische Regieren einen Schein von Ordnung, der in Wahrheit nicht vorhanden ist. Man beruhigt sich mit den ausgefüllten gedruckten Schemen und die Plusmacherei und Verschleuderung, vor welcher Herr von Malortie so dringend warnt, findet dennoch offenes Thor. Um nur den einen Posten der abgebrannten Lichtstumpfe zu nehmen. Herr von Malortie gibt S. 195 u. folg. über die königliche Wachs- und Talglichtconsumtion Winke, die ohne Zweifel aus gründlichster Erfahrung geschöpft sind und dennoch erschrickt man vor der Angabe, daß an einem einfachen und wohlgeordneten Hofe des Monats circa 4000 Wachs- und 2000 Talglichte verbraucht werden. Erwägt man nun noch die specielle Liebhaberei mancher Fürsten, sich von dem bestallten Hofmaler die Wachsker-

zen mit bunten Arabesken, etwa aus dem Sagenkreise der Nibelungen, bemalen zu lassen, so wird man über das Gewicht erstaunen, mit welchem ein fürstlicher Hofhalt auf dem Volke, wollt' ich sagen, auf dem Budget lastet. Deshalb glaub' ich auch wol, daß Herr von Malortie in dem Kapitel der Beleuchtung um so mehr zu weit gegangen ist, als sein Ansatz noch nicht einmal für die Wintermonate, sondern nur für den October gilt, wo es noch so helle, freundliche Abende gibt.

Bei den königlichen Consumtionen ist Herr von Malortie gezwungen, sehr viel von den Abgiften zu sprechen. Dieser Ausdruck bezieht sich nicht etwa auf die Furcht mancher unumschränkten Herrscher, wie weiland in Spanien und Portugal, vergiftet zu werden (im Gegentheil ist die Instruction, die Herr von Malortie den Mundköchen ertheilt, sehr harmlos), sondern auf die Abgänge von der herrschaftlichen Ta-

fel. Abgifte sind die Schüsseln, von denen man nur naschte oder für die sich gar keine Liebhaber gefunden haben, weder in dem Souverain, noch in dem geladenen Oberhofprediger. Hier nun hab' ich einen Zug von Liebenswürdigkeit an Herrn von Malortie bemerkt, der mir unendlich wohlgethan hat. Man kennt nämlich die oft sehr unreinliche Art, wie vornehme Herrschaften essen. Nichts schmutziger als ein abgetragener Teller, nichts unordentlicher als ein zerwühltes, angekostetes und angenaschtes Dessert. Bei der Frage, ob man diese zernagten, angebissenen und nicht selten ausgespienen Abgifte an gewisse Delikatessenhändler und italienische Keller in der Stadt verkaufen soll, sagt Herr von Malortie offen und frei: „Ich habe gute Gründe, die Benutzung fürstlicher Tafelreste an dritte Personen nicht zu empfehlen." Kann man sich humaner und delikater ausdrücken? Dieses Suprême de Vo-

laille, welches Sereniſſimus, der vielleicht kurzſichtig und ein großer Freund vom Tabacksſchnupfen iſt, eine halbe Stunde lang durchwühlt, ob es ihm gefällig iſt, davon ein Stück zu nehmen, — vor dieſer Schüſſel, auch wenn ſie ſonſt unangerührt bleibt, Perſonen zu warnen, hat Herr von Malortie gute Gründe. Wir errathen ſie, wir wiſſen, was „anſtändig eſſen" heißt. Dieſer Zug an Herrn von Malortie iſt hübſch und macht ſeinem Herzen Ehre.

Wenn ſich unſere Leſer vielleicht wundern ſollten, daß wir ſoviel vom Eſſen und Trinken reden, ſo müſſen wir bemerken, daß denn auch allerdings der größte Theil des vorliegenden Handbuches für die Bequemlichkeit der Könige die Sorge um Küche und Keller ausmacht. Wo ſeid ihr hin, ihr naiven Zeiten, wo ich als Knabe noch glaubte, ein Fürſt lebe wie der Himmliſchen einer von Nektar und Ambroſia? Kennt ihr am königlichen Schloſſe in Berlin

den Winkel, wo noch vor einigen Jahren ein alter Sonderling von Antiquar mit vergessenen alten Büchern handelte? Gewiß erinnert ihr euch des wunderlichen Kauzes. Jeden Morgen kam er mit einem Sack Bücher, die er auf die Gesimse des königlichen Schlosses aufstellte, alte, vergessene Werke von Friedrich dem Großen, Macchiavell, Büsching's Geographie, Heinitzens deutschen Briefsteller und Cujas' französische Grammatik. Wir Scholaren fürchteten uns vor dem strengen, oft hämisch lachenden geistesverwirrten Büchertrödler, den wir scherzweise: Herr Professor! nannten, indem wir ihm verstohlen uns näherten und ihn an den langen tombacknen Ringketten zweier Uhren zupften, die er regelmäßig in beiden Westentaschen trug. An dieser Stelle bin ich zum ersten Male an dem blinden Vertrauen auf die kartenkönigliche Majestät irr' und constitutionell geworden. Nicht durch des alten Trödlers Büchervorrath, sondern

durch einen unbeschreiblichen würzigen Geruch, der aus den Kellerfenstern des Schlosses an der Stelle hervorquoll, wo die Bücher standen. Dieser himmlische, warme Duft kam aus einer fürstlichen Küche. Das war ein Arom, wie aus tausend würzigen Kräutern und allen Trüffeln der Erde gezogen. Die berliner Lazzaroni stellten sich oft an die Küchenfenster, um zu diesem Geruch ihr trockenes Brod zu essen. Es waren die kostbarsten Mittagsmahlzeiten, die man in Berlin ohne Geld und mit viel Phantasie nur haben konnte. Da Berlins beide Hälften durch jene Passage verbunden sind, da Alles, was in Berlin nur geht und wiedergeht, hier vorüber muß, so vermuth' ich, daß die jetzige constitutionelle Richtung an der Spree von diesem fürstlichen Küchengeruche ausgegangen ist. Er erweckt zu eigenthümliche, antimonarchische Empfindungen.

Ich fürchte, Herrn von Malortie's Enthüllungen haben einen ähnlichen Erfolg. Man muß sich, wenn man seine Anordnungen für eine königliche Tafel liest, gestehen, daß es trotz aller Ständekammern und systematischer Oppositionen doch ein großes Vergnügen sein muß, König zu sein. Und dabei hat Herr von Malortie noch das System der Sparsamkeit! Er zieht für die Tafel einige gründliche Gerichte aller Unzahl kleiner luftiger Schüsseln vor. S. 148 theilt er einen Küchenzettel mit, den er, wie er sich äußert, bei keiner Gelegenheit, auch dem glänzendsten Besuche nicht, vergrößern würde. Wenn also z. B. der Kaiser von Rußland nach Hanover käme, so würde man daselbst essen:

## Diner le 18

### 92 personnes.

8 services.

Koch N. N. hat zu liefern:
- 1 d'un potage à la *moligotawny*.
- 1 d'un potage clair au quenelles de volaille et aux pointes d'asperges.
- 1 d'huitres au naturel.

Koch N. N.
- 1 de saumon du Rhin garni de filets de sandarts à la orly, sauce à la tartare et sauce de *Johnbull*.

Koch N. N.
- 1 de poulardes de Strasbourg à la *chipolata*.
- 1 de truffes à la *bourguignotte*.
- 1 de ris de veau à la *Saint-Cloud* au ragout fin.

Koch N. N.
- 1 de filets de perdreaux à la *polonaise* en croustades.
- 1 de haricots verts garnis de côtelettes de mouton glacées et de saumon fumé.

Koch N. N
- 1 de hûre de sanglier à l'aspic, sauce à l'orange.
- 1 de paté des oies gras de Strasbourg en bordures à la gelée.

Bratenmeister N. N.
- 1 de filets de chevreuil rotis.
- 1 de faisans d'Angleterre rotis.

Koch N. N.
- 1 de compotes d'abricots.
- 1 de crêmes à la Sicilienne en glaçon.
- 1 de gelées *tutti frutti* au vin de champagne.

| | | | |
|---|---|---|---|
| | 1 | de beurre et du fromage. | |
| Conditor N. N. | 1 | de glaces panachées. | Dessert. |
| | 12 | assiettes de bonbons divers. | |
| | 12 | „ de conserves diverses. | |
| | 12 | „ de patisserie diverse. | |
| | 36 | „ de fruits divers conservés ou naturels selon la saison. | |

Herr von Malortie sorgt aber nicht nur für die allerhöchsten Herrschaften, sondern auch für das dienende Personal. S. 97 liefert er einen Küchenzettel für die Lakaien. Dieser lautet:

Mittags.

Linsensuppe.

Steckrüben und Kartoffeln mit Rindfleisch.

Abends.

Eierkuchen mit Compott.

Die Zusammenstellung dieser beiden authentischen Küchenzettel muß ganz eigne communistische Ideen erwecken. Linsensuppe und eine Suppe à la Moligotawny! Ich glaube, daß Rousseau, als er noch Bedienter bei einem sa-

voyischen Grafen war, in dem Augenblick, als er seine Linsen verdauend eine solche wahrscheinlich aus indianischen Vogelnestern gekochte Suppe à la Moligotawny ins Zimmer trug, auf den Gedanken kam, einst seinen Contrat social zu schreiben.

Es würde die Grenzen eines Aufsatzes, der keine gelehrte Abhandlung sein will, überschreiten heißen, wollten wir Herrn von Malortie in alle Einzelnheiten eines Werkes folgen, das, wie wir gezeigt haben, Gelegenheit zu so ernsten Betrachtungen gibt. Nur noch diese kleine Frucht- und Aehrenlese zufälliger Anmerkungen wagen wir dem vorzugsweise monarchisch-gesinnten Theile unserer Leser zu empfehlen:

S. 20 spricht sich Herr von Malortie unbedingt dafür aus, daß das Versenden der Köche nach Paris ein sehr empfehlenswerthes Mittel ist, um die Hofküche immer au niveau der neuesten Fortschritte in der Kochkunst zu erhal-

ten. Man sollte diesen Grundsatz doch ja auf die Staatsräthe und Professoren ausdehnen.

S. 24 läßt sich Herr von Malortie unbedingt dagegen aus, daß die königliche Küche, gleich dem königlichen Keller, sich selbst ihre Consumtibilien verschreibt. Er empfiehlt nur den Ankauf durch Zwischenhändler. So sehr wir mit den finanziellen Vortheilen dieses Systems übereinstimmen, so möchten wir doch aus monarchischer Hingebung rathen, Fische, Austern, Hummer und Caviar lieber selbst zu beziehen, da gerade hier nicht immer angenommen werden kann, daß der Zwischenhandel und eine Entreprise der Qualität der Waaren besonders günstig ist. Auch in Betreff der Conditorei weiß ich nicht, ob Herr von Malortie Recht hat, eine eigne Hofconditorei im Schlosse selbst unvortheilhaft zu finden. Soviel ich weiß, hatte der hochselige König von Preußen eine eigne Mundconditorei, die im alten Seitenflügel des berliner

Schlosses, sinnig genug dicht neben der Hofapotheke lag. Ueberhaupt vermißt man bei Herrn von Malortie nach den vielen Anweisungen, sich den Magen zu füllen, auch ein Capitel für den Fall, daß man sich bei Hofe den Magen verdirbt. Keine Andeutung über die Hofapotheke? Sollte dies nicht ein Mangel seines Handbuches sein?

Sehr gediegen sind S. 38 die Andeutungen über die Schonung des fürstlichen Silbergeschirres. Herr von Malortie räth, nicht immer von Gold und Silber zu essen, sondern mit dem Porzellan abzuwechseln, weil durch gewisse Speisen das edle Metall zu sehr verdorben wird. Von Porzellan müssen z. B. gegessen werden: „Austern, weil die Schalen ungemein kritzeln."

Die Formulare der Dienstinstructionen sämmtlicher hohen und niedern Hofchargen zeichnen sich durch Umsicht und Bündigkeit aus.

Dem Kammerdiener wird S. 70 die Weisung ertheilt: „Alle zu seiner Kenntniß kommenden Staats- oder Familienangelegenheiten seines Allerhöchsten Herrn, welche nicht öffentlich bekannt sind, hat er aufs strengste geheim zu halten.“ Dieselbe Instruction wird S. 80 dem Silberlakai wiederholt, ferner S. 87 dem Silbergehülfen, dem Leibjäger, dem Heiducken, dem Hoflakai, dem Tafellakai, dem Tafelgehülfen. Für den Norden würde sie der Verfasser auch S. 93 dem Kaminheizer haben geben müssen. Dennoch ist diese Instruction nicht ganz gut gefaßt. Wie sollen Leibjäger, Heiducken und Silberlakaien wissen, was von Staatsangelegenheiten „nicht schon öffentlich bekannt ist?“ Plaudern sie, so liefert ihnen dieser Satz die beste Ausrede. Lieber hätten wir gesehen, Herr von Malortie drückte sich so aus: diesen Schloßofficianten wäre verboten, außerhalb ihres Dien-

stes überhaupt von den Allerhöchsten Herrschaften zu reden und je einen Gegenstand irgend welcher politischer Natur in den Mund zu nehmen. Vielleicht benutzt der Herr Verfasser diesen Wink für die zweite Auflage.

Zweckmäßig ist die Instruction für die Hof-Kaffee-Küche. Doch vermißt man die Berücksichtigung von Chocolade. Ob vier Loth Kaffee für die Tasse des Königs nicht etwas zu viel ist und leicht Wallungen, Reizbarkeit und Ueberhitzung erzeugen kann, überlassen wir dem Ermessen des betreffenden Leibmedicus und der Constitution, nicht des Landes, sondern des Fürsten.

Geschmackvoll gedruckt ist S. 130 folgende Ansage zu einer Hoffestlichkeit:

# Ansage.

## Zur Feier

des

## Allerhöchsten Geburtsfestes

Seiner Majestät u. s. w.

ist am

**Sonnabend, den** ten **184**

im

## Residenz-Schlosse, Abends 8 Uhr,

## Cour und Ball.

Die Herren in Uniform mit weißem Unterzeuge oder in französischem Hofkleide mit dem Ordens-Bande über dem Rock.

Die Damen in Manteaux, Federn und Barben.

....., den 184

**Aus dem Ober-Hof-Marschall-Amte.**

**Dem Herrn** .....

Im Fall des Nichterscheinens wird um Antwort gebeten.

In rührendem Contrast zu diesem Geburtstagsschema steht auf den folgenden Seiten ein

# Programm

zu dem

# feierlichen Leichenbegängnisse

**Seiner Majestät u. s. w.**

Der Raum verbietet es, das Ceremoniell einer so betrübenden Hypothese nach Herrn von Malortie hier wiederzugeben. Nur zu oft bietet sich Gelegenheit dar, das, was hier die Phantasie eines geschmackvollen und treuen Staatsdieners erfindet, in „lugubrer" Wirklichkeit dargestellt zu sehen. Wir scheiden von Herrn von Malortie mit dem Zeugniß, daß sein „Hofmarschall," trotz mancher Lücken und kleiner Ungenauigkeiten, die wir rügen mußten, doch eine wesentliche Bereicherung unserer Literatur

genannt werden kann und auf dem weiten Gebiete der Heraldik, Etikette- und Complimentirbücher ganz einzig dasteht. Die Kunst, Könige zu bedienen, ist eine ebenso ehrenvolle, wie schwierige.

# VI.

## Diese Kritik gehört Bettinen.

Nil divini a me alienum puto.

Wie man nach einem Mittagsmahle, wo man beizende Speisen zu sich genommen hat, die uns austrocknen und einen brennenden, kaum zu ertragenden Durst erzeugen, einen Trunk des reinsten, erquickendsten Quellwassers die verschmachtende Kehle hinunterschüttet und mit Wollust die benetzte Lunge zum Athmen ausdehnt, so erquickt, so erfrischt das neue Königsbuch Bettinens. Im Krystallglase ihrer stylistischen Schönheiten, mit all' den wunderlichen, eingeschliffenen Blumen ihrer gewohnten Darstellungsweise kredenzt die anmuthige Zauberin uns diesmal nicht etwa berauschenden Schaumwein, der uns

die Welt im phantastischen Rosenlichte zeigen soll, nicht südliches Rebenblut, durchduftet von den Blüten des Orients oder gewürzt von zerstoßenen Perlen der Märchenwelt; sondern diesmal nur reine, frische Quellflut, reines krystallhelles Naß vom Borne der Natur, aus der Cisterne der gesunden Vernunft. O welche Labung, dies herrliche, gedankenklare, gesinnungsfrische Buch! Nach so viel tausend gewürzten Speisen, die uns die Philosophie dieser Tage aufgetischt hat, nach dieser täglichen salzigen Häringskost unserer modernen Literatur, nach diesem ewigen Sauerkohl unserer philisterhaften Denk-, Schreib-, Lese- und Lebensmethode ein solches Buch! Ein solcher Trunk aus den Bergen, ein volles Glas, wo die Felsenkühle mit tausend Tropfen die innere Wand beschlägt! All' ihr modernen Rheinweinpoeten und knallenden Champagnersänger, das konntet ihr nicht geben, was Bettina gibt: Labung und Kühlung,

Erquickung und Stärkung, Trost für das Vergangene und Muth für das Werdende!

Das neue Königsbuch dieser merkwürdigen Frau ist kein Buch in dem Sinne, daß es wie herbstliches Geblätter eine Weile rascheln und unterm Winterschnee vergessen sein wird, sondern es ist ein Ereigniß, eine That, die weit über den Begriff eines Buches hinausfliegt. Dies Buch gehört dem König, es gehört der Welt. Es gehört der Geschichte an, wie Dante's Komödie, Macchiavelli's Fürst, wie Kant's Kritik der reinen Vernunft. Es sagt Dinge, die noch Niemand gesagt hat, die aber, weil sie von Millionen gefühlt werden, gesagt werden mußten. Man wird diese Dinge bestreiten, man wird des Frauenmundes, der sie ausspricht, spotten und man bestreitet und spottet schon lustig in den Allgemeinen und gemeinen Zeitungen unserer Tage. Aber bei Erscheinungen dieser Art heißt es, das starke Ende kommt nach. Mit

des kühnen Strauß' Leben Jesu ging es ebenso. Vor dem wahrhaft Bedeutenden erschrickt man erst, ehe man vor ihm niederfällt.

Wer noch nicht nach den beiden kleinen Bänden gegriffen hat, wer noch schwankt, ob man ein Buch interessant finden soll, das man nicht wie einen Roman in einem Zuge, sondern in den „bekannten sieben Zügen," wie die Studenten sagen, trinken und allmälig in sich aufnehmen muß, dem diene Folgendes als Erläuterung: Das merkwürdige Buch trägt seinen persischen Titel wirklich mit vollem Recht. Es ist keine Affectation in diesem Titel. Dies Buch gehört wirklich dem König und mußte so heißen, durfte nicht anders. Es ist ein Brief, ein offener Brief, an den König geschrieben und geradezu an Friedrich Wilhelm IV. Es ist eine Adresse der Zeit, von einem Weibe, einer muthigen Prophetin verfaßt und deshalb von Tausenden von Männerunterschriften bedeckt, weil

Bettina hier nur das Organ einer allgemeinen Ansicht, die kühne Vorrednerin ist, die Jeanne d'Arc, die nicht mit ihrem Arme, sondern mit ihrer Begeisterung, mit ihrem Glauben das Vaterland retten will. Traurig genug, daß nur ein Weib das sagen durfte, was jeden Mann würde hinter Schloß und Riegel würde gebracht haben. In diesem wunderbaren Zusammentreffen von Umständen, in diesem Zufall, daß eine Frau, der man die „Wunderlichkeit" ihres Genies und ihrer gesellschaftlichen Stellung wegen nachsieht, aufsteht und eine Kritik unserer heutigen Politik, eine Kritik der Religion und der Gesellschaft veröffentlicht, wie sie vor ihr Tausende gedacht, aber nicht Einer so resolut, so heroisch, so reformatorisch-großartig ausgesprochen hat, darin liegt etwas, was göttliche Vorsehung ist. Dem bedrängten Kampfe der Zeit ist ein Engel mit feurigem Schwerte zum Entsatz gekommen. Windet euch, baut Bücher auf

Bücher auf, sprecht Anathema über Anathema, die Macht einer Inspiration, die Macht einer Offenbarung, ausgesprochen in einem Weibe, das keine Professur, keine Ehre und irdische Anerkennung haben will, diese Glut einer Ueberzeugung, die sich wie ein feuriger Strom durch die Lande wälzen wird, ist nicht zu dämpfen, nicht auszulöschen. Den Handschuh für die Freiheit wirft hier die Poesie hin; und die Poesie ist immer ein Ritter, gegen den alle Streiche in die Luft fahren.

Bettina gehört zu denen, die ohne Falsch wie die Tauben, aber auch klug wie Schlangen sind. Sie redet zunächst nicht zum König von Preußen. Sie malt zwar seine Politik, die Politik seiner Rathgeber, sie malt einen gewissen Minister nach dem Leben, aber, ihrer Poesie und dem „Anstand" gemäß, kleidet sie ihre Polemik in das Gewand der Allegorie. Sie spricht scheinbar von anno 7, scheinbar von Frankfurt am

Main und Napoleon, und läßt die Frau Rath, Goethe's Mutter, statt ihrer reden. Sentimentale und Tartüffe-Gemüther, die immer wollen, daß man die Sachen von den Personen scheidet und deren steter Jammer die „Indiscretionen" sind, werden es schreckhaft finden, wie man der in geweihter christlicher Erde auf dem frankfurter Friedhof schlummernden Frau Rath die Verantwortung so himmelstürmender Gedanken, wie Bettina ihr in den Mund legt, andichten kann. Wer aber zu Schleiermacher's Füßen gesessen, weiß, welche Rolle Sokrates in Platon's Dialogen spielt. Xenophon, der auch vom Sokrates berichtet, mag den anregenden Lehrer nur die Dinge reden lassen, die er wirklich gesprochen hat, Plato aber machte aus Sokrates einen Begriff, eine poetische Individualität, wie sie der Dramatiker schafft. Sokrates spricht beim Plato, was Plato will. Und Sokrates wird dafür im Jenseits nicht mit Plato zürnen. Der

Vater ist verantwortlich für den Sohn, der Staat für den Bürger (Bettina führt diese Pflicht mit besonderer Vorliebe aus), der Lehrer für den Schüler. Von großen Menschen bleiben die Genien nachwirkend und leben fort in dem, was aus ihrem Geist geboren wird. Und so ist auch jenes Dämonion, jene höhere Weihe und plötzliche Offenbarung, die der Frau Rath innewohnte, wie dem Sokrates, nicht mit ihr verweht und verflogen, sondern hat mit geisterhaften Fittichen erst ihren Sohn Wolfgang umrauscht und umrauscht noch jetzt Bettinen, die es wagen darf, den kühnen Heldengeist jener Frau mitten unter den Truggespenstern des Tages zu citiren und sie von den Grimm's, von Ranke und Humbold reden zu lassen, als wenn sie vom Pfarrer Stein und dem Bürgermeister von Holzhausen redete.

Der erste Band des Königsbuches ist der Religion, der zweite dem Staate gewidmet. Die

Beweisführung in beiden ist die des ursprünglichsten Radicalismus. Ein Geist, gefesselt seit Jahrhunderten an Vorurtheil, Lug und Trug, ein Genius, niedergehalten von tausend Rücksichten der Selbsttäuschung und Denkohnmacht, scheint sich hier zu erheben, wie Pegasus aus dem Joche auffliegt mit seinen geflügelten Hufen, der Bahn der Sonnenrosse zu. Wie die rosenfingerige Eos streut Bettina Morgenröthe aus. Sie hat die Tafel eines neuen Gesetzes in ihren kühnen Händen, noch sind sie leer; aber nicht ein Wort der Lügen, die darauf standen und die sie mit dem Hauche ihres Mundes von ihnen tilgte, wird wieder auf ihnen stehen dürfen. Sie gibt Negation, aber in der Negation die vollste Positivität des freien Menschengeistes. Diese Freiheit ist keine indische. Sie ist kein Behagen, keine träumerische Wollust in sich selbst, sondern ringende, kämpfende Freiheit, griechische Freiheit, wie sie sich in der Palästra,

in der Akademie, auf den olympischen Spielen erprobte. Auch diese Freiheit baut, aber nicht lichtscheue Kapellen im Waldesdunkel, sondern freischwebende Warten und Tempel auf den luftigen Bergeshöhen. Die blinkende Axt bahnt den Weg durch Gestrüpp und Geniſt nicht ins blinde, wilde Ungefähr hinein, sondern nach einem erhabenen, edlen Plane, nach einem Grundrisse, der das All umfaßt, Gotteswürde und Menschenwohl. Sie ist conservativ diese Polemik im höchsten, majestätischen Styl; denn was verdiente mehr conservirt zu werden, als die Natur, die Vernunft und der freie Geist!

Die übliche, salarirte, verdammende und seligsprechende Theologie unserer Zeit wird über den ersten Band ihr schwarzes Kleid zerreißen und siebenmal Wehe! rufen. Dieser erste Band steht vom christlichen Standpunkte auf dem Fundament einer absoluten Glaubensunfähigkeit. Bettina weist hier jede Vermittelung zwischen der

Vernunft und dem Dogma ab. Kein myſtiſches Blinzeln mehr mit den geheimnißvollen Möglichkeiten der Nachtſeite des Lebens, keine Deutung mehr, keine Allegorie, ſondern die einfache Frage: Kann Wein Waſſer, kann Waſſer Wein werden? Man ſage nicht, daß ſich Bettina durch dieſe abſolute Negation des Chriſtenthums ganz aus den Vorausſetzungen der modernen Welt herauseskamotirt. Ein Blick auf unſere Zeit und ihre wiſſenſchaftliche Kämpfe lehrt, daß für die Freiheit ſchon unendlich viel gewonnen wäre, könnten wir nur auf der Hälfte des Weges, den Bettina ſchon zurücklegte, Hütten und Zelte bauen, geſchweige Kirchen im Sinne dieſer Hälfte.

Eingreifender aber noch und unmittelbarer wirkend iſt der zweite Band. Man hat dieſe Partie des Buches communiſtiſch genannt. Man höre, was er enthält und erſtaune über dies ſonderbare Neuwort: Communismus. Iſt die

heißeste, glühendste Menschenliebe Communismus, dann steht zu erwarten, daß der Communismus viele Anhänger finden wird.

Dieser zweite Band ist den Verbrechern und den Armen gewidmet. Man hat schon drucken lassen, Bettina wolle die Verbrecher zu Märtyrern stempeln und zöge die Diebe den ehrlichen Leuten vor. Das Letzte ist kindisch, das Erste ist wahr. Man schreibt so viel Bände über die Gefängnisse, über die Verbrecher, über die Straftheorien, man stiftet auch Besserungsanstalten, und doch bleibt es unwiderleglich, daß die wahre Politik, die Politik im Lichte unserer Zeit, die sein sollte, den Verbrechen zuvorzukommen. Mögen wir nun an die ursprünglich gute oder ursprünglich böse Menschennatur glauben, so haben wir doch wenigstens von unserer Erziehung und Bildung einen so hohen Begriff, daß wir von ihrer Anwendung auf die Menschennatur Wunder voraussetzen. Warum verrichten wir

diese Wunder so selten? Warum mislingen sie so oft? Unsere gewöhnlichen Quacksalbereien müssen doch wol nicht ausreichen, um die immer garstiger werdenden Schäden der Gesellschaft zu heilen. Die alte Leier von den Volksschulen u. s. w. ist ganz verstimmt, sie lockt keinen Hund mehr vom Ofen, geschweige daß sie bezaubere und Menschen zu Menschen mache. Der Cholera gegenüber war es mit aller Medicin aus. Da schuf man neue Spitäler, neue Quarantainen, neue Gesundheitsdistricte und behielt vom Alten nichts mehr, als höchstens die sonst so verachteten Hausmittel. Nun, die moralische Cholera ist da: jeder Winter z. B. in Berlin bringt die sittliche Brechruhr, nicht etwa sporadisch, sondern so allgemein, daß die Gefängnisse keinen Platz haben. Man vermehrt die Zahl der Nachtwächter und Gensd'armen, die Bürger treten zusammen und bilden unter sich eine Sicherheitsgarde. Einer sperrt sich ab gegen

den Andern und der Störer dieses atomistischen Staates wird unschädlich gemacht. Wenn eine solche Politik von der Noth des nächsten Augenblicks geboten wird, so muß man sie gelten lassen; erhebt man aber ihren praktischen Werth zu einer theoretischen, dauernden Bedeutung, so fragt man billig, ist die christliche Welt darum achtzehnhundert Jahre alt geworden? Gibt es keinen Ausweg, die Verbrechen schon im Keime zu ersticken? Ist der Staat immer und ewig nur ein Conglomerat von Egoismus, in dem sich nur Der lauter, rein und glücklich erhält, den gleich bei der Wiege die holde Gunst des Zufalls angelächelt hat?

Neulich hat ein Geistlicher an einem vielbesprochenen Grabe ein herrliches Wort gesagt. Die Leiche des im Duell gefallenen Herrn von Göler in Karlsruhe wurde bestattet und der Geistliche, der keinen Beruf hatte, dieser Leiche so zu schmeicheln, wie es die Zeitungen gethan

hatten, äußerte in seiner würdigen Rede, als er vom Duell sprach: Er müßte für das Christenthum erröthen, wenn er bedächte, daß der milde Geist der Christuslehre noch so wenig in die Menschheit eingedrungen wäre, um nicht Vorkommnisse, wie jenen Streit, für immer unmöglich zu machen. Er sagte: Erröthen! Der Geistliche, ein frommer Diener des Wortes, erröthete für die geringe Wirkung seiner Lehre. Erröthet wol ein Beamter für den Staat, der ihn besoldet, ein Minister für die Lappalien, die er in seinem Portefeuille einschließt, erröthen unsere Richter für die Verbrecher? Nein. Höchstens der arme Knecht zittert, der die Delinquenten abthun muß. Was nennen sie denn noch im neunzehnten Jahrhundert Politik? Was conserviren unsere großen Staatsmänner nur als sich? Wie ist es möglich, daß durch diese Politik der Bureaukratie, der Edicte, der Verbote, der Allianzen, Paraden, Gleichgewichtsintereſ-

sen u. s. w. ein Lichtstral jener wahrhaft conservativen Politik dringen kann, die vor allen Dingen den Menschen dem Menschen bewahrt? Bettina erhebt sich, wenn sie auf dieses Gebiet kommt, zur Seherin, zur Prophetin. Sie richtet an den König, dem sie ihr Buch gewidmet hat, so hinreißende, so feurige Apostrophen, daß es rührend ist, wenn man sich sagen müßte, der Brief ist unsterblich, aber er wird seine irdische Adresse verfehlen.

Wer im zweiten Bande jede Behauptung der Frau Rath wörtlich verstehen wollte, bewiese nur, daß er zu den Langweiligen gehört. Kein Langweiliger hat Sinn für den Humor. Humoristisch ist aber ein großer Theil der sittlichen Revolutionen zu verstehen, die die kühne Opponentin mit den Verbrechern zu stiften vorschlägt. Es ist ihr wahrhaftig nicht darum zu thun, einen Räuberhauptmann zum Feldherrn, einen Schinderhannes zum Kriegsminister zu

machen, sondern sie beklagt in greller, ihr eigenthümlicher Ausdrucksweise, daß das Capital von Muth, Schlauheit und Standhaftigkeit, das von den Verbrechern consumirt wird, nicht auf edlere und dem Gesammtwohl nützliche Zwecke verwandt wird. Die Dialektik dieser Beweisführungen ist theils Ueberzeugung, theils Neckerei. Es ist durchaus ein Platonisch-Sokratischer Geist, der die kunstvollen Gespräche belebt, mit dem Scharfsinn und dem hohen Fluge der Divination zugleich gepaart, jene Sokratische Ironie, die scherzend die schon gefangenen Vögel der Gegenpartei wieder flattern läßt, um sie nach kurzer Freiheit wieder aufs Neue einzufangen. Fast im schäumenden Uebermaß dieser Ironie sind die „Gespräche mit einer französischen Atzel" geschrieben. Hier ist selbst die Frau Rath die überflügelte. Der schwarze Vogel auf dem Ofen mit seinen klugen Augen, seiner kecken Federhaube auf dem Kopfe, scheint ein verzau-

berter Höllenbote zu sein. Der kleine Spitzbube wettert und schimpft, wie ein Kapuziner, der nicht dem Himmel, sondern dem Teufel dient. Er möchte, daß die ganze Welt des Teufels wäre und schwätzt die Dinge, die oben stehen, kopfüber nach unten und umgekehrt. Es wird nicht an Leuten fehlen, die die Elster beim Wort nehmen und die wilden Plaudereien als baare Blasphemie an die geistlich-weltliche Hermandad denunciren werden. Bettina wäre mit der phantastischen Lyrik ihrer Seele humoristisch genug, für die Atzel aufzutreten und sie zu vertheidigen, wie einst auf einem Concil sogar die Heuschrecken ihren Anwald fanden. Verschluckte einst eine Ratte eine Hostie und verrichtete Wunder, warum soll der Teufel nicht in eine Atzel fahren? Die Polemik, die die evangelische Kirchenzeitung gegen diese Atzel eröffnen wird, wird sehr komisch sein.

Das ausgezeichnete Werk behandelt aber zu

ernste Fragen, als daß es komisch schließen dürfte. Es schließt mit dem Septimenaccord des tiefsten Schmerzes, es schließt erschütternd, herzzerreißend, tragisch. Wessen Auge über dieser Schilderung des Elends im berliner Voigtlande verweilen kann, ohne in Thränen zu schwimmen, der muß ein Herz von Marmelstein haben. Bettina theilt die Aufzeichnungen eines edlen Menschen mit, der in dem sogenannten berliner Voigtlande die von der Armuth bewohnten Häuser durchwanderte, an die Thüren pochte, eintrat und sich nach den bittern Lebensumständen, die hier zusammengepfercht sind, gründlich erkundigte. Die Namen sind genannt, die Thüren bezeichnet, hier hört jede Fiction auf. Tausende von Menschen leben hier in Hunger und Kummer, schlafen auf Stroh, stündlich gewärtig, ausgepfändet und auf die Straße geworfen zu werden mit Greisen und Säuglingen, im ewigen Kampf, entweder zu hungern oder zu

betteln oder aus Verzweiflung zu stehlen, gehetzt von der Polizei und verlassen von jener Behörde, die ihr nächster Schutz und Schirm sein sollte, der städtischen Armendirection. Für die Mittheilung dieses Gemäldes verdient Bettina den Dank jedes fühlenden Herzens. Jede Thräne dieses Bildes wiegt die kostbarsten Brillanten einer stylistischen Phantasie auf; dieser echte, lebenswahre Murillo steht höher als jede idealische Transfiguration. Es kriecht Ungeziefer durch diese Farben, aber die Farben sind echt und der Fürst, dem sie ihr Buch widmete, hat in dem Augenblick, als er diese Schilderung las, sicher einen Hofball abbestellt, sicher die Zurüstungen eines glänzenden, nur Staub aufwühlenden Manoeuvres auf die Hälfte des angesetzten Etats reducirt. Denn nicht die Armuth allein durchschneidet hier unser Herz, nein, auch die Schilderung der Tugenden, die noch in der Verzweiflung dieser Menschen nicht erstorben sind,

die Schilderung einer hochherzigen Anhänglichkeit an das Vaterland und den Fürsten, die sich selbst in diesen Lumpen noch erhalten hat. Eine arme Bettlerin überbrachte der Ordenscommission fünf Orden, die ihr gestorbener Mann im Freiheitskriege erworben. Die Ordenscommission gab ihr ein für alle Mal fünf Thaler (kaum den äußern Werth der Decorationen) und nun hungert sie. Wenn auch die hohen freisinnigen Philosopheme der kühnen Frau, die dieses Werk geschrieben, von den Menschen, die sie in dem Pfarrer und dem Bürgermeister treffend charakterisirt hat, verworfen werden, von diesem Anhang kann man nicht glauben, daß er spurlos vorübergehen wird. Nicht nur, daß die berliner Armendirection, eines der unpopulärsten Institute der Residenz, einer gründlichen Reorganisation unterworfen werden muß, auch die höhere, den ganzen Staat umfassende, ja ich nenne sie die communistische Frage: was soll

geschehen, um den Menschen dem Menschen zu retten, das Band der Bruderliebe wieder anzuknüpfen und einer unheilschwangern, furchtbar drohenden Zukunft vorzubeugen? Diese Frage wird um Antwort drängen und die Antwort wird nicht in Phrasen, nicht in Almosen, sondern in durchgreifenden Schöpfungen bestehen müssen. Und der edlen Frau, die diese Frage dicht an den Stufen des Throns aufwirft, auf dem Parquet der eximirten Gesellschaft, unter Luxus, sybaritischer Indolenz und transcendentaler, nichtsnützer Nasen- und Bonzenweisheit, dieser edlen Frau steht der bescheidene Feldblumenkranz eines solchen Verdienstes prangender, als weiland ihre schönsten Blumenkronen aus der Periode ihrer romantischen Naturmystik.

Mit beklommener Erwartung sehen alle die, welche von dem Buche ergriffen wurden, nun auf den, dem es gewidmet ist. Numa Pompi-

lius hatte seine Egeria, eine geheimnißvolle Sybille, die ihm die Weisheit lehrte, mit der er Rom aus einem Räuberstaate zu einem geordneten Gemeinwesen erhob. Der König von Preußen wird Bettinen nicht zu seinem ersten Minister machen, aber er hat ihr Buch in der Handschrift durchblättert, er hat die Widmung gestattet und es mit seinen tausend censurwidrigen Freiheiten vorweg gegen die Verfolgung der Polizei in Schutz genommen. So darf Deutschland und Preußen insbesondere hoffen, daß von der mächtigen Beredtsamkeit einer Feuerseele, die hier im Namen der Zeit wie eine Prophetin am Wege, ihn angesprochen, wenn nicht ein begeisternder Funke, der zur That zündet, doch eine warme Erregung, die Schonung und Duldung übt, in ihm zurückgeblieben ist.

# VII.

# Ph. J. von Rehfues.

Das Grab bedeckt die sterblichen Reste eines Mannes, welcher als Schriftsteller, dichtend und denkend, in jenem stillen grünen Schatten stand, den Immermann die „Literatur der Einsamen" nannte. Nicht daß er dorthin floh, vertrieben von der mangelnden Gunst des Publicums; es müssen äußere Verhältnisse gewesen sein, die den Dichter des „Scipio Cicala" bestimmten, seine Persönlichkeit dem Streite des Tages zu entziehen und mit verhülltem Haupte durch die Dornen- oder Lorbeerhecken der Kritik zu schreiten. Nach allem, was ich persönlicher Beziehung zu dem Verstorbenen entnehmen konnte, war die poetische Pro-

duction bei ihm keine Sache des Ehrgeizes, sondern ein inneres Bedürfen, dessen süßeste Befriedigung auf ihn selber zurückfiel, ein Drang nach Zerstreuung und Erholung, der ihn in seinen vielleicht einförmigen und oft drückenden Berufsgeschäften mit um so größerer Gewalt überkam, als sich an die erste, vielbewegte Hälfte seines Lebens die zaubervollsten Erinnerungen an Hesperien, die pyrenäische Halbinsel und die buntesten, dort empfangenen poetischen Eindrücke knüpften. So stellte er sich mit Vorbedacht zur Seite, ließ den Lärm der Ereignisse, das Gewirr der Parteien an sich vorüberrauschen und war glücklich, wenn seine poetischen Gebilde hier oder da ein Auge fanden, das theilnehmend auf ihnen ruhte und im Anschauen ihrer Reize sich verlieren konnte.

Die äußern Lebensverhältnisse Philipp Joseph's von Rehfues sind bekannt. Bekannt ist, wie er nach vieljährigem Aufenthalt im südlichen

Europa den damaligen Kronprinzen, jetzigen König von Würtemberg, als Secretair begleitete, durch eine patriotische Schrift in der Krisis der Befreiungsjahre die Aufmerksamkeit Stein's erregte, in preußische Dienste trat und sich von Stufe zu Stufe eine an Auszeichnungen aller Art reiche gesellschaftliche und politische Stellung errungen hat. Die Verdienste, die sich ein energischer Charakter wie der seinige erwerben konnte, mußten besonders auf dem Felde der Organisation liegen. Er besaß für das Leben wie für die Kunst ein umsichtiges, scharfblickendes Gestaltungsvermögen, eine rasche Hand, die zwischen Entschluß und Ausführung nicht zauderte, eine praktische Ueberschau positiver Bedürfnisse, die sich bei träumerischen Illusionen nicht lange aufhielt, sondern, das Nothwendige rasch erkennend, es ebenso lebhaft zur Ausführung brachte. So mußten sich seine Talente ganz besonders auf einem Terrain geltend machen, wie das war,

welches sich am Rhein nach den Befreiungsjahren für ihn vorfand. Zweifelhaften Zuständen einen entschiedenen Charakter aufzudrücken, zerfallene Richtungen des öffentlichen Lebens unter einem praktischen Gesichtspunkte zu vereinigen, hier zu erweitern, dort zu beschränken und streitende Gegensätze durch eine höhere Einheit zu vermitteln, auf diesem höheren Gebiete administrativer Politik hat sich Rehfues Verdienste erworben, die nicht nur von seinen Vorgesetzten, sondern auch von den Folgezeiten anerkannt und belohnt wurden.

In der unabänderlichen Nothwendigkeit, daß zu einem solchen Zweck mehr negative als positive Mittel gebraucht werden mußten, lag natürlich auch der Anstoß zu vielen Misverständnissen und Verstimmungen. Der Verstorbene ging in jener Nothwendigkeit mit aller Ueberzeugungs- und Amtstreue auf, allein sein poetisch milder und humaner Geist hat nie verber-

gen mögen, wie sehr er oft unter seiner Stellung gelitten. Es lag ein trüber Dämmerflor auf seinem öffentlichen Leben, ein Schleier von innerer Nichtbefriedigung und Wehmuth, den er nur in den vertrautesten Stunden und denen lüftete, welche seines Gemüthes dichterische Grundstimmung verstanden. Wie sehr er sich aus dieser überwiegend negativen Stellung nach großartigeren positiven Organisationen sehnte, beweisen eine Menge Vorschläge, die er nach Berlin sandte und deren Ausführung, von seinem Freunde Altenstein zwar mit Wärme aufgenommen, damals noch an Instanzen scheiterte, die des Enthusiasmus einer an die Menschheit glaubenden Erneuerungslust nicht fähig waren. Die Rehfues'schen Censurvorschläge, die von einer damals nicht gern gesehenen positiven Anerkennung der Literatur ausgingen, enthielten wahrhaft befruchtende und befreiende Keime, und selbst das in Münchengrätz übergebene Mémoire sur le

malaise actuel de l'esprit public hat seine Nichtbeachtung schwerlich dem Umstande zu verdanken, daß die darin enthaltenen Vorschläge nur rein polizeilicher Natur gewesen wären.

Der Mensch des neunzehnten Jahrhunderts ist mehr als jeder andere das Product der Umstände und seines Bildungsganges. Das Allgemeine hat die Herrschaft über das Individuum, und wol nur denen, die sich vom Allgemeinen als Dichter oder Künstler emancipiren, möchte es möglich sein, sich auf der Landkarte des Lebens eigne Straßen zu zeichnen. Rehfues, dem mit der Abendröthe seines Lebens die Poesie mit unwiderstehlicher Macht sich wieder genaht hatte, nannte jene Freiheit nicht mehr sein, und so kam es, daß seine letzte literarische Entwickelung diesen Charakter des Anonymen, Zurückgezogenen, ja, einer vornehmen Discretion trug, die eine massenhafte Wirkung unmöglich machte. Die Parteileidenschaft ging sogar soweit, den Dichter

dem nichtbegriffenen Staatsbeamten zu opfern, eine üble Angewohnheit unserer Kritik, die Frankreich und England nicht kennen, Frankreich, wo die politische Verblendung Chateaubriand's noch heute der Beurtheilung seiner Atala nicht geschadet, England, wo Waverley niemals darunter gelitten hat, daß Walter Scott den Tories angehört.

Scipio Cicala ist ein bleibendes Meisterwerk der deutschen Literatur. Weder Tieck (in seiner Vittoria Accorombona) noch Steffens (in früheren, an sich trefflichen Arbeiten) kommt ihm gleich, — von neueren Versuchen im Gebiet des historischen Romans, trotz mancher guten Leistung, ganz zu schweigen. Ich wußte nie, ob man am Scipio Cicala mehr die üppige Fülle italienischer Natur- und Sittenschilderungen, die geschmackvoll ausgebeuteten gründlichen Studien aus dem Bereich der Volkssage und Geschichte, endlich die geistvollen kunstgeschichtlichen Digres-

sionen und in der Darstellung die epische Ruhe des Styls und die heitern Dialoge im Volkston mehr bewundern soll, oder ob das aufgerollte Lebensgemälde selbst, die Anekdote des Buches mit ihren Trägern, der buntesten Mannichfaltigkeit anziehender und naturwahrer Charaktere, den Preis verdient. Jedenfalls sind alle diese Elemente zu einem herrlichen Ganzen verschmolzen. Ohne Zwang schlüpft der Reiz des wunderbaren und nächtlich Schauerlichen durch Situationen von rein-menschlicher, tageshelle Lebenswahrheit. Der schon verwöhnten Neugier des effectsuchenden Romanlesers werden, auf dem natürlichsten Wege, ebenso viel Befriedigungen geboten, wie sie der reflectirende Leser findet, der sich noch lieber an glücklich eingefugte Episoden und solche Einzelheiten hält, die den Lauf der Erzählung, wie Wasserschleusen, nur darum unterbrechen, um ihn nach dem Sturze der aufgehaltenen Masse in desto schnellere Bewegung zu

setzen. Daß sich dieser Roman, der zu ungünstiger, aller selbständigen Poesie nachtheiliger Zeit erschien, allmälig doch zur Anerkennung durchgerungen hat, beweist die seither nöthig gewordene zweite Auflage.

In der „neuen Medea" begegnet man derselben Kraft der aufgewandten poetischen Mittel. Daß mit ihnen nicht derselbe harmonische und allseitig befriedigende Zweck erreicht wird, wie im Scipio Cicala, liegt an dem spröderen Stoffe, an der mangelnden Einheit des anekdotischen Sujets und dem gesonderten Interesse, welches hier nicht einer einzigen, sondern zwei Personen gewidmet ist. Dennoch ist auch diese Dichtung reich an blendenden Schönheiten. Die Naturschilderungen stehen denen im Scipio Cicala an der Seite, und der psychologische Blick des Autors scheint hier noch mehr in die Tiefe der menschlichen Seele zu gehen, als in seinem mehr heitern und daseinsfrohen Vorgänger. Das

Wunderbare, von dem sich, wie schon der Titel verräth, auch in diesem Gemälde die düsterſten Schlagschatten vorfinden, steht zwar nicht in dem schönen Einklange mit der Tendenz des Ganzen, wie im Scipio, aber wenn es diesmal auch hätte fehlen können, so wirkt es doch nicht störend. Wahrhaft ergreifend sind Jaques Pierre's Abenteuer in den apulischen Wäldern, seine Begegnungen mit jener frommen christlichen Gemeinde, die, ohne Zweifel ein versprengter Rest der überall mit Feuer und Schwert bekämpften Waldenser, hier unter uralten Olivenstämmen, in dunkeln Grotten und Burgentrümmern Gott nach ihrer Weise durch Gesang und Predigt anbetet. Es liegt auf dieser Episode wie Sabbatsruhe. Sie wird jedes gefühlvolle Herz überwältigen und läßt sich unbedingt jenem classischen Capitel des Scipio Cicala an die Seite stellen, wo Scipio in den Kerkern Neapels die Bekanntschaft jenes Welt- und Gottesweisen

macht, der hier seit Menschengedenken gefangen gehalten wird, einstmals selber Bücher geschrieben hat und im Augenblick der Befreiung, wo das Auge den Lichtschimmer kaum erträgt, wo ihm die Kenntniß und Uebung der Schriftzüge verloren gegangen ist, seine eignen Bücher nicht mehr lesen kann. Auch der Schluß der neuen Medea ist hochpoetisch. Sie endet grausam und doch versöhnend; wir fahren auf vor Schmerz über das Geschick von Personen, die uns so lieb geworden sind, und doch hat es des Dichters Kunst so zu fügen gewußt, daß uns dies Geschick nicht empört, sondern nothwendig, ja, beruhigend erscheint, wie der einfache Tod selbst, dem Niemand entgehen kann.

Rehfues muß in seinen frühern Lebensjahren viel vorgearbeitet haben, sonst begreift man nicht, wie er bei seinen Berufsgeschäften doch für literarische Neigungen soviel Zeit erübrigen konnte. Er übersetzte aus dem Spanischen die in vier

ſtarken Bänden erſchienenen Denkwürdigkeiten des Bernal Diaz del Caſtillo, eine Hauptquelle für die Geſchichte des Ferdinand Cortez und die ſpaniſchen Beſitzergreifungen von Südamerika. Auch die Sorge für einen anſehnlichen Gütercomplex im Siebengebirge nahm ihn vielfach in Anſpruch, regte ihn ſogar zu ökonomiſchen Studien an und iſt unſtreitig die Veranlaſſung jenes intereſſanten Werkes: „Ueber Vermögen und Sicherheit des Beſitzes; Geſpräche zwiſchen dem Beamten, dem Freiherrn und dem Kaufmann", das erſt vor einem Jahre, wiederum ohne Namennennung, von dem Verſtorbenen erſchienen iſt. Man ſieht es dieſer Schrift an, daß ſie zunächſt aus perſönlichen Erfahrungen hervorgegangen ſein muß, und in dieſer äußern Veranlaſſung liegt eines ihrer Verdienſte. Wir werden hier in der Form des Geſpräches mit den ſtreitenden Gegenſätzen unſerer Zeit, ſoweit ſie ſich auf Beſitz und Erwerb beziehen, bekannt.

Der Freiherr vertritt den Grundbesitz, der Kaufmann Handel und Industrie, beide klagen den modernen Staat der Ungerechtigkeit gegen ihre Interessen an, und beide finden in der Person des Beamten einen Gegner, der es wenigstens versucht, den Staat zu vertheidigen oder die beiden streitenden Parteien durch ein höheres Drittes zu versöhnen. Ein besonders origineller Gedanke dieses Buches ist der Vorschlag des Freiherrn, die Staatsschulden auf den Grundbesitz zu vertheilen und dadurch sowol die Verzinsung derselben wie die Grundsteuer zu erleichtern, ein Vorschlag, der gewiß Beherzigung fände, wenn es nicht Thatsache wäre, daß das neunzehnte Jahrhundert überwiegend von der Stockbörse regiert wird.

Die Pensionirung des rüstigen Sechszigers erregte Aufsehen. Ob sie in den Umständen oder in seinem Wunsche lag, diese zur Beurtheilung neuerer Zustände sehr interessante Frage

zu erörtern, ist hier nicht der Ort. „Weil ich öfters zu Höherem tauglich geschienen, glaubte man mir nicht, wenn ich das otium philosophicum über Alles stellte." Es sind dies seine eignen Worte. Er schrieb sie mit dem heitersten Vertrauen auf eine ergiebige Zukunft, er hatte die Möglichkeit vor Augen, seine Muße nun erst recht zur Ausführung aller seiner alten Lieblingspläne auszubeuten. Den Sommer am Rhein unter seinen Obstbäumen und Weinbergen, dachte er für den Winter an Reisen, selbst nach Paris, nach Italien, das für ihn immer das Land seiner Sehnsucht, seine zweite Heimat blieb. Die Aufzeichnung seiner Erinnerungen, die Sammlung seiner zerstreuten Schriften, Beides lag ihm gleich nahe, und es steht zu hoffen, daß die nur kurze Muße, die ihm der Himmel vergönnte, für die gespannte Erwartung, mit der man dieser Thätigkeit entgegensehen durfte, nicht ganz ohne Erträgniß geblieben ist. Seine zerstreuten

Schriften, besonders die über Italien und Spanien, verdienen wol eine Erneuerung. Sie gehören größtentheils einer Periode an, deren Auffassungsweise keineswegs veraltet ist, sondern im Gegentheil recht eigentlich mit den Anschauungen von heute übereinstimmt. Wer z. B. das italienische Volksleben, die Sitten Neapels, die Handelswelt Livornos, Italien überhaupt in seinen geselligen und häuslichen Details kennen lernen will, findet, wenn er die ältern Schriften von Rehfues nachschlägt, mehr Belehrung, als er aus den neueren, vorzugsweise sich nur mit Kunsteindrücken beschäftigenden Werken über Italien entlehnen kann.

Da dem Dahingeschiedenen für die größere Hälfte seines Lebens das Recht einer freien Selbstbestimmung nicht zu Gebote stand, er vielmehr dem Mechanismus einer vielgegliederten Bureaukratie sich fügen mußte, so liegt auf dem Totaleindruck, den die Nation von ihm

empfangen hat, zur Zeit noch eine nebelhafte Unbestimmtheit. Diese wird sich aber lichten und die Contouren eines charaktervollen Lebensgemäldes werden hervortreten. Der Geist unserer Zeit wird sich in mancher Partie dieses Gemäldes nicht heimisch fühlen, Meinungen und Tendenzen können sich wie ein trennender Strom zwischen die Interessen einer ältern und das Interesse unserer Zeit legen, aber der Rahmen, der sich um das Leben dieses geistvollen Mannes zog, die magische Gewalt, die sein ganzes Wirken zusammenhielt, die muß Jeden fesseln, denn sie entsprang dem Herzen — dem edelsten —, dem Gefühl — dem wärmsten — einem Gemüthe, das unter der Decke eines anscheinend kühlen und verständigen Wesens nur um so inniger pulsirte. Die Literatur verlor einen geistvollen, die Freunde des Verstorbenen verloren einen edlen Menschen. Beweise der Herzensgüte, des innigsten Wohlwollens, Beweise einer Freund-

schaft und Menschenliebe, die sich in die innersten Bedürfnisse des Andern versenken und rastlos sich mühen konnte, diese zu befriedigen, Beweise für den schönsten Menschentrieb, den Trieb, seinen Nächsten glücklich zu machen, könnte und würde ich in reicher Zahl aus meiner eignen Erfahrung geben, wenn mein Verhältniß zu dem Verstorbenen nicht eher eine Anomalie unserer Tagesrichtungen schiene, eine Anomalie jenes stereotypen Parteigeistes, die ich hier nicht näher erläutern kann. Gäbe der Himmel, daß daß alle diejenigen, welche conservativen Grundsätzen huldigen, sich so den Blick für das Allgemeine und die unabweislichen Rechte der fortschreitenden Geschichte erhalten könnten, wie Rehfues, der nie Zelot war, nie seiner Leidenschaft Gehör gab, sondern das Menschenrecht in jeder Entwickelung des Menschengeistes anerkannte, mochte sie auch seiner eignen Erkenntniß, ja, sogar seinem eignen Interesse widersprechen! Sein

Gemüth bewahrte ihn vor jeder Schroffheit. Da, wo Widerstand Pflicht wurde, litt oft sein eignes Herz mehr als das Gefühl des Gegners. Er hatte einen zu hohen Weltblick, eine zu umfassende Lebenserfahrung, als daß er sich je der Herrschaft des Kleinen hätte unterwerfen können. So bewahrte er sich die Ruhe seines Gewissens, die innere Würde seines Bewußtseins und einen unwiderstehlichen Drang nach Gerechtigkeit, der seinem sittlichen Menschen die höchste Weihe verlieh.

Möchten diese wenigen Zeilen vorläufig als ein wohlgemeinter Beitrag zu einer Charakteristik angesehen werden, die über das Leben und die Verdienste eines unserer ausgezeichnetsten Zeitgenossen von einer andern und tiefer eingeweihten Seite her nicht ausbleiben wird.

# VIII.

# Erinnerungen an Seydelmann.

---

18**

„Alles Schöne ist schwer."

Eine Handvoll Erde und Ade!

Ein dumpfer Beifall, diese hohl auf den Sarg nachstürzenden Erdschollen. Der Geistliche, der auf dem Friedhofe in Berlin den letzten katholischen Segen über die leere Hülle des Künstlers sprach, nahm eine Handvoll Erde und warf sie dem Unvergeßlichen nach. Die zahllosen Leidtragenden, die die Leiche geehrt hatten, folgten dem Beispiele des Priesters. Dieser hohle, polternde Klang war des großen Schauspielers letzter Applaus.

Der Künstler hört ihn nicht mehr, der Beifall belohnt, spornt ihn nicht mehr. Hin ist die

feine Ironie auf seinem denkenden Antlitz, wenn man ihn hervorrief. Seydelmann war! Ist man jung, gewöhnt man sich schwer an den Tod. Man glaubt ihn nicht, man hält es für unmöglich, daß dies Auge geschlossen, dieser Mund verstummt sein kann. Seydelmann soll fehlen? Und doch, es ist. Er ist ausgestrichen. Eine Lücke, eine kurze ehrfurchtsvolle Pause und die Glieder rücken zusammen. Stand hier früher einer? Die Generation nach zehn Jahren wird keine Ahnung davon haben. Seydelmann war.

Wenn bedeutende Menschen sterben, so haben sie ein Recht, ihre Seele hienieden in die Hände ihrer Freunde zu befehlen. Dafür haben sie mit ihnen gelebt, dafür haben sie ihnen ihr Innerstes gezeigt. Wie die scheidenden Freunde ein Recht, haben die überlebenden eine Pflicht. Sie sollen Zeugniß ablegen von dem, der nicht mehr für sich selber reden kann, sie sollen Vor-

urtheile widerlegen, Misverständnisse berichtigen, sie sollen von dem, was die Welt an dem Todten besessen, die innern Verbindungsfäden zeigen. Auch geht der Strom der Zeit so schnell! Die Flut verschlingt, was gestern noch in grüner Fülle lebte. O diese Zeit weiß zu absorbiren! Es ist schrecklich, wie kalt, wie bald sie vergessen kann. Und nun ein Schauspieler! Wiederholen wir keine Gemeinplätze, aber der Schauspieler schreibt sein Gedächtniß in Wüstensand, den der Wind verweht, in Wellengekräusel, das von selbst zerrinnt. Kein Mensch wird leichter zur Sage, als der dramatische Darsteller.

Und noch betrübender steht es um die Dauer des Seydelmann'schen Gedächtnisses, wenn man bedenkt, daß sein Talent das Unglück hatte, sich nur in einer dramatischen Uebergangsperiode zu bewähren. Er hielt den hereinbrechenden Verfall der deutschen Schauspielkunst eine Weile

auf. Er spielte größtentheils ein altes Repertoir, jene dramatischen Rollen-Mumien belebend, die sich seit funfzig Jahren in der Theaterwelt erhalten haben. Es wurde ihm nicht zu Theil, was ich ihm vor acht Jahren in zwei Aufsätzen: Phantasien über Seydelmann *) so sehnlichst wünschte, die Verschwisterung seines Talentes mit einer neuen literar-historisch bedeutend werdenden Richtung. Die von mir damals verheißene Richtung der dichtenden Talente auf die Bühne hin ist wirklich eingetroffen, Seydelmann war ihr nicht fremd geblieben, aber das Schicksal rief ihn zu früh von Bestrebungen ab, die in zehn Jahren schon andere Resultate werden geliefert haben, als das kühle und scheelsüchtige Mistrauen der alten Herren und das neidische Schelten der productionsunfähigen jüngern jetzt

*) Beiträge zur Geschichte der neuesten Literatur, Stuttgart 1836. Erster Theil. S. 195.

für möglich hält. Nur noch zehn Jahre hätte er leben sollen, um wenigstens fünf Rollen, die bis dahin geschrieben sein und sich erhalten dürften, zum ersten Male gespielt zu haben. Wir wissen nicht mehr, wie Garrick, Eckhoff, Schröder, Fleck spielten, aber wir haben Shakespeare, Goethe, Schiller, Schröder's und Iffland's eigne Productionen und nach diesen erhält sich die Vorstellung, die Ahnung ihres Spieles. Wenn man an Seydelmann herummäkelte, ihm heute das Genie, morgen das Gemüth absprach, so war zum großen Theil sein Repertoir daran schuld. Sein Repertoir waren damals, als er alle Federn in Bewegung setzte, Rollen, die jeder schon ein Dutzendmal in seiner Jugend von andern Schauspielern gesehen hatte und, wenn irgendwo, gilt es in der Schauspielkunst: Wer zuerst kommt, mahlt am besten. Das Geheimniß, warum in Frankreich die großen Schauspieler nie aussterben, liegt eben auch in dem

ewig jungen Repertoir. Seydelmann traf es unglücklich. Die Zeit von 1815 bis noch vor wenig Jahren weiß zwar von einem sehr muntern Bühnenleben, von hunderttausend Vaudevillen und einer glänzenden Opernperiode zu erzählen, aber national und literarisch wurde die deutsche Bühne nur schwach unterstützt, und so kam in die Leistungen vortrefflicher Schauspieler von selbst etwas Gemachtes, Künstliches, stubenmäßig Ausstudirtes, was man denn auch Seydelmann und überwiegend mit dem größten Unrecht vorgeworfen hat.

Ich sah Seydelmann zum ersten Male in Stuttgart vor zwölf Jahren. Ein zwanzigjähriger junger Mann, der den Kopf voll Politik hatte, verstand ich nichts von der Bühne. Ein Galeriebesucher kann nicht harmloser sein, als ich damals im Parterre saß. Es erfreute mich eben Alles. Ich weinte und lachte, wie es grade an jeder Stelle sein sollte, und die Dar-

steller selbst flossen mir so ziemlich in ein Kaliber zusammen. Die Gewöhnung stumpfte freilich ab und machte den Geschmack raffinirter. Aber doch gesteh' ich, von Seydelmann's damaligen Leistungen wol Eindrücke, aber keine Meinung zu haben. Ich sah ihn meist in den Raupach'schen Stücken, die alle schnell hintereinander gegeben wurden, weil der jetzt verstorbene Graf Leutrum seine damals noch junge Theaterintendanz mit dem Meisterstück begonnen hatte, bei seiner Anwesenheit in Berlin Raupachen seine sämmtlichen Manuscripte abzukaufen. Die Hohenstaufen marschirten alle im Parademarsch auf. Seydelmann kam gar nicht aus dem Hermelin und Purpur mehr heraus. Wenn ich sage, das ewige Jambengebelfer klingt mir noch im Ohr, so bitt' ich um Verzeihung für diesen Ausdruck, aber ich weiß das Echo, das ich von jenen Abenden habe, nicht anders zu bezeichen. Der Eine rief immer: „Dem Kai-

ſer gehört die Welt" — der Andere: „Dem Papſt gehört ſie zu" — und ſo ging es durch ein ganzes Winterabonnement hindurch. Außer den Hohenſtaufen ſah ich noch viele andere Stücke, aber alle von Raupach. Von einem Trauerſpiel, das einen neugriechiſchen Stoff behandelte, hab' ich noch die Vorſtellung Seydelmann's als greiſer Türk Abdallah, mit der Fackel auf dem Kirchhof ſeine Tochter ſuchend. Ykelula! Ykelula! klingt es mir noch immer im Ohr. Auch Oſſip ſah ich, eine Rolle, in der Seydelmann viel Anfechtung erdulden mußte. Wie Abdallah immer rief: Ykelula! rief Oſſip immer: Arinia! Meine Arinia! Seydelmann ſoll den Oſſip mit gebrochenem Deutſch geſprochen haben. Namhafte Schauſpieler verſichern mich, daß er hätte weinen können, wenn man die Intention nicht verſtand, die er damit verband. Ich geſtehe, daß ich dieſe Intention auch nicht würde verſtanden haben, doch weiß ich nicht mehr, ob er wirklich

gebrochen sprach. That ers, dann hab' ichs sicher ganz gläubig hingenommen und es damals gewiß sehr schön gefunden. Ich reflectirte nicht. Auch Till wurde gespielt. Dazwischen einiges Andere und oft von der leichtesten Art, z. B. Commissionsrath Frosch und sogar Hähnchen im Fest der Handwerker, wo freilich des verstorbenen Röscke's Berliner al Fresco-Colorit nicht erreicht werden konnte.

Diejenigen Rollen, durch welche ich über die künstlerische Bedeutung Seydelmann's klarer wurde, waren der Abbé de l'Epée, der Parasit, ganz besonders aber Mephistopheles, den Seydelmann damals zuerst auf die stuttgarter Bühne einführte.

Seydelmann's Abbé de l'Epée hat man später nicht empfunden nennen wollen. Mich rührte er, aber mehr weiß ich nicht davon zu sagen. Klarer ist mir der Parasit. Diese Wiedererweckung eines von Schiller bearbeiteten fran-

zösischen Lustspiels war ein Verdienst, das sich Seydelmann speciell erwarb und von dem engern Kreis der stuttgarter Theaterfreunde sehr anerkannt wurde. Seydelmann selbst war in der Rolle des Selicour sehr ausgezeichnet. Er spielte nach der französischen Maxime: glissons, n'appuiyons pas! Einen besondern Reiz gewährte sein hier passend angebrachtes Klavierspiel, in dem Seydelmann bekanntlich eine sehr achtbare Fertigkeit besaß. Mephistopheles aber überragte Alles, was ich bisher von dem so fleißigen Künstler an Eindrücken empfangen hatte. Diese Verlebendigung der hundertmal gelesenen Worte hatt' ich mir nicht möglich gedacht und noch jetzt, wo ich viele Teufel auf der Bühne gesehen habe, bleibt mir der Seydelmann'sche der eindringlichste, weil der wesenhafteste. Interessant ist aus dem Munde des unvergeßlichen Künstlers folgende Bemerkung: „Ich habe den Mephistopheles erst verstanden,

als ich in Weimar den Herrn von Goethe sah. Diese Ironie! Dieses ungeheure satyrische Uebergewicht über die Menschen! Diese Weltverachtung! Ich stand vor ihm wie der Schüler vor Mephisto. Seitdem bildete ich mir das aus, was ich geben wollte."

Schon damals begegnet' ich dem Künstler dann und wann persönlich. Es war dies bei W. Menzel, einem Landsmanne Seydelmann's, der ohne Zweifel das erste Verdienst hatte, daß er nachdrücklicher auf ihn aufmerksam machte. Menzel widmete den einzelnen Leistungen Seydelmann's im Morgenblatte ausführliche Besprechungen, ja sattelte sogar seinen Hippogryph zu einigen Distichen, die sich in seiner „Reise nach Oesterreich" wieder abgedruckt finden. Beide Naturen hatten etwas Verwandtes und hielten sich dadurch in einem wechselseitigen Verhältnisse, das beinahe etwas ängstlich Respectvolles hatte. Im Mistrauen waren sie sich Beide

gleich, im Beherrschen einer ursprünglich choleri-schen und nur mit Mühe niedergehaltenen heftigen Natur, mußten sie Beide den gleichen Lebensmaximen folgen. In der gegenseitigen Verehrung dieser in vieler Hinsicht gleichartigen Menschen, mochte bei aller Ehrfurcht vor einander, doch eine gewisse beklemmende Spannung liegen, die einen innigeren Freundschaftsbund nicht aufkommen ließ. Auf Seydelmann's Neigung zu historischen Portraitirungen, waren wol W. Menzel's historischen Liebhabereien nicht ohne Einfluß.

Nachdem sah ich den Verstorbenen erst mit dem Ende des Jahres 1834 wieder. Der Gesichtskreis für dramatische Beurtheilung hatte sich erweitert, die Vergleichung der Leistungen von Bühnen: wie Manheim, München, Prag, Dresden, Berlin, Leipzig, Hamburg bot einen Maßstab, auf welchem schon der Verstand und die kühle Kritik ihre Zeichen eingekerbt hatten.

Der Genuß, den ein wahrer Künstler bot, mußte jetzt, da ich ihn zergliedern konnte, sich steigern. Erst jetzt hob sich mir das Spiel Seydelmann's aus seinen Umgebungen hervor. Ich wußte, was eine Rolle verfehlen heißt und genoß es jetzt erst, wenn ich sie getroffen sah. Seydelmann's unermüdlicher Fleiß entfaltete ein Gebild nach dem andern. Mochten auch vielleicht seine damaligen Leistungen in Stuttgart mehr Reste des unmittelbar vorhergegangenen Studiums tragen, gleichsam nicht ausgewischte Linealstriche, mochte er als denkender Darsteller grade in jener Zeit die meisten Spuren des Ateliers mit auf die Bühne bringen, so war es doch eine harmlose Periode, in der er sich gab, wie er war. Er hatte noch nicht die vernichtenden Vorwürfe von Verstandescalcül, mangelndem Gemüthe, berechnetem Studium gehört; man hatte sein innerstes Künstlerbewußtsein noch nicht untergraben und so war das, was er da-

mals in Stuttgart gab, unstreitig viel frischer, lebendiger, unternehmender, als was ich später von ihm in Berlin sah. Er befand sich damals in der Zeit der vollsten Mannesblüte. Was ihn im bürgerlichen Leben zwickte und zwackte, das ertrug er damals nicht mit jener rührenden Resignation, an der er zuletzt untergegangen ist, sondern er lärmte und tobte sich aus und das war gut für seine Natur, noch besser für seine Kunst. Seine Gebilde trugen das Gepräge der innersten Spannung, der subjectivsten Elasticität, während sie in späterer Zeit oft zu einer Objectivität herabsanken, die ganz dicht neben der Natur stehen mochte, aber auch etwas Mattes, Gedrücktes, Bestäubtes hatte, was er in seinen Geständnissen zu Gemüthern, die ihn verstanden, selbst einräumte. Er wies es nicht zurück, wenn man ihm sagte: „Spielten Sie doch zuweilen Ihre Hähnchens, wie in Stuttgart, Ihre Nathans würden dadurch frischer werden!"

Seydelmann stand damals auch einer mit dem Stuttgarter Hoftheater verbundenen Theaterschule vor. Daß seine auf diese Anstalt verwandten Bemühungen fruchtlos waren, lag an dem gänzlich bühnenunfähigen Naturell der Schwaben. Schon der unausrottbare Dialekt bot unübersteigliche Hindernisse. Auch bei Concerten entzog er sich der erbetenen Unterstützung nicht und bildete jene Neigung zur öffentlichen Declamation aus, die ihn auch in Berlin nie verlassen hat.

Theaterintriguen kannt' ich damals nur dem Namen nach. Ob deren in Stuttgart stattfanden, weiß ich nicht, nur das weiß ich, daß Menschen, die später Todfeinde wurden, damals in der besten Freundschaft zusammenlebten. A. Lewald, der noch ein Jahr zuvor, eben aus Paris kommend, von Seydelmann wenig hielt, war allmälig sein leidenschaftlicher Bewunderer geworden. Durch ein langes Theaterleben ab-

gestumpft für theatralische Eindrücke, ging er nur in die Vorstellungen, um Seydelmann in seinen besten Scenen zu sehen. Er sammelte damals den Stoff zu einem Buche über Seydelmann, das aus wirklicher Hingebung für den Verstorbenen geschrieben ist. Auch Moritz, der später die Ursache werden sollte, daß Seydelmann Stuttgart verließ, fehlte damals dem Freundeskreise nicht. Jeder gab sich noch frei und unbefangen. Noch hatte der unselige Dämon der Zwietracht seine von glatten Mienen bedeckten Rückhaltsgedanken nicht ausgesäet. Lewald, der ein Talent für solche Gedächtnißfixirungen hat, mag einmal diese Zeit beschreiben. Er vergesse aber dabei weder die Pilgerfahrt zum landwirthschaftlichen Feste und das Mittagsessen im cannstädter „Ochsen", noch seine eignen humoristischen Kalbsbratenabende, noch die nächtlichen Pickenicks bei dem Jüngsten in dem vierblättrigen Kleeblatt, dem Referenten selbst, zu dem

über eine enge Treppe drei Menschen hinaufstiegen, die später in so grimme Opposition gerathen sollten. Lewald trug unterm Mantel einen riesenhaften Kalbsbraten, Seydelmann in den Rocktaschen Wein und Würste, Moritz Delicatessen, alle drei damit bepackt von ihren Frauen. Brod und Spielkarten fand die ambulante artistische Gesellschaft bei mir — und all' die Anekdoten, Witze und hundert drolligen Einfälle, all' dies schallende Gelächter, alle diese gemüthlichen Eindrücke konnten sich später verwischen, konnten wahrhaft in Pech und Schwefel aufgehen?!

Das Einzige, was Seydelmann damals für seine künstlerischen Bestrebungen vermissen mochte, war ein größeres und anregungsfähigeres Publicum. Die Schwaben, meist sinnig und in sich gekehrt, freuen sich über die schönen Eindrücke der Bühne erst, wenn sie nach der Vorstellung zu Hause bei ihrem Salat sitzen. Dann

hab' ich sie oft recht entzückt und enthusiastisch gefunden. Im Theater sind sie aber mäuschenstille. Aergerliche politische Verstimmungen mochten damals noch hinzukommen, eine Anstalt, die das Land zwar unterstützt, an der aber der Hof die meiste Freude hat, nur kühl zu beurtheilen. Seydelmann nannte sein Verhältniß zum stuttgarter Publicum eine Ehe zwischen einem jungen lebensfrohen Mann und einer alten dicken Witwe, die zwar Geld gibt, aber auch dafür Liebe verlangt, die man nicht empfindet. Der Vorschlag einer reisenden Gesellschaft im größten Style, die im Interesse des classischen Dramas Deutschland durchzöge, kam damals unter uns zur Sprache. Die Schauspieler haben später über diesen Vorschlag viel gelacht und Seydelmann beschuldigt, er hätte junge, unpraktische literarische Phantasten mit solchen Chimären an der Nase herumgeführt. Warum diese böswillige Beschuldigung? Man bedenke die Zeit, wo die-

ſer Vorſchlag gemacht wurde. Vor zehn Jahren fielen Ideen dieſer Art nicht auf. Das Theater, wie es war, ermangelte einer innigeren Beziehung zu den Bedürfniſſen einer höheren Bildung. Die Jugend wußte vollends nicht, was ſie damals mit der Bühne anders machen ſollte, als ſie in der Art, wie ſie war, zu verneinen. Selbſt eine ſo praktiſche Bühnenroutine, wie die Lewald's, konnte damals auf den Gedanken gerathen, in der Weiſe der von ihm beſchriebenen Mittenwalder Paſſion (im bairiſchen Hochgebirg) große Naturtheater unter freiem Himmel vorzuſchlagen, Theater, zu welchen nicht das Publicum, ſondern ein Volk pilgern ſollte, um darauf ohne Couliſſen, aber mit coloſſaler Comparſerie dargeſtellt zu ſehen Shakeſpeare, Schiller und was ſonſt noch eigends für dieſen Zweck geſchrieben werden ſollte. Von einem Manne, der zu gleicher Zeit für die praktiſche Bühne eine Theater-Revue

(bei Cotta) eröffnete, nahm sich das gar stattlich aus. Seydelmann folgte diesen Flügen, und schlimm genug, wenn der Schmerz über die ihm in Berlin geschenkte kalte Aufnahme eines Theiles der dortigen Kritik ihn so herabstimmen mußte, daß er Gott und den neun Musen dankte, wenn er hinfort nur mit seinen großen und kleinen Rollen fertig wurde.

Um noch einen Schritt weiter zu gehen, so glaub' ich nicht, daß Seydelmann so sehr das Bedürfniß eines neuen Repertoirs hatte oder den Wunsch nach einer Wiedergeburt unserer dramatischen Literatur aussprach, wie sich dies wol bei andern gebildeten Schauspielern in unserer Zeit findet. Er scharrte sich alte Rollen hervor und hauchte ihnen ein neues Leben ein. Man muß dies ganz natürlich finden bei einem Schauspieler, der den Ehrgeiz hatte, sich den höchsten Mustern anzureihen. Es umgaben ihn damals in Stuttgart viel dichterische Talente

aber man kann ihm sehr den Vorwurf machen, daß er Niemanden zur dramatischen Production anregte. Er sehnte sich darnach, das ganze alte Schröder'sche und Iffland'sche Repertoir durchzuspielen, was bedurfte er der jüngern, noch dazu unreifen und wenigstens damals der Bühnenanforderungen bis zur Naivetät unkundigen Literatur? In Berlin wurde das freilich anders. In Berlin, im Strom einer nimmer ruhenden dramatischen Bewegung, faßte ihn diese Bewegung wider Willen. Auch mußt' er es müde werden, sich ewig den Vergleichungen mit Fleck und Devrient ausgesetzt zu sehen. Er fand, daß es für seinen Ruhm einträglicher sein würde, wenn er neue Rollen crëirte, als wenn er alte neubelebte. Eine Rolle wie „Reckum" rentirte ihm mehr, als Polonius und Anderes, wobei er mit dem Vorurtheil zu kämpfen hatte. Und so soll es auch sein. Nur wer sei-

ner Zeit sich widmet, der gehört ihr unvergeß-lich an.

In Seydelmann lebte damals über seine Künstlerschaft eine so sichere Beruhigung, daß bei ihm ein Plan, den ich ihm im Jahre 1835 von Frankfurt aus vorlegte und der von der Schauspielkunst, als solcher, entfernt lag, An-klang fand. Nach einem glänzenden Gastspiel auf der frankfurter Bühne kamen nämlich einige Actio-naire derselben auf den Gedanken, ihm bei einer im Werk stehenden Umgestaltung derselben ihre Leitung zu übergeben. Auch der Titel eines Intendanten stand dabei in Aussicht, wenigstens hatte ihn Franz Grüner, an dessen Entlassung gearbeitet wurde, bisher geführt. Der bekannte Liedercomponist, Wilhelm Speyer, Seydelmann persönlich befreundet, verwandte seinen in arti-stischen Dingen für Frankfurt gewichtigen Einfluß, um den Künstler zur Annahme dieser Directions-führung zu bewegen. Man hätte der frankfur-

ter Bühne nur Glück wünschen können. Sie würde eine Pflanzschule bedeutender Talente geworden sein, da sie so recht in der Mitte liegt, um der lockenden Werbetrommel eines Namens, wie Seydelmann, auch ein allgemeines Echo zu geben. Dieser Name war damals im westlichen Deutschland von zauberhaftem Klang.

Ob Seydelmann den ihm von Frankfurt gemachten Antrag benutzte, um seinen stuttgarter Contract zu verbessern, weiß ich nicht. Der Tod Ludwig Devrient's gab wol jedenfalls seinen Wünschen und Plänen eine andere Richtung. Ob es ihm gleich Anfangs, selbst wenn er in Berlin gefiele, Ernst sein mochte, in Berlin zu bleiben, bezweifle ich fast. Es lag in seiner Art, ganz eigenthümliche Combinationen zu machen. Er hat ganz gewiß zwischen dem Gedanken gewählt: Entweder in Berlin, auf dem großen Markt, mit allen Klippen einer beendigten Carriere, oder in Stuttgart, zurückge-

zogen auf ein Terrain, das dir gehört und wo du Muße hast, dich auf Gastspiele vorzubereiten, die dich der Welt ewig jung, frisch und neu erhalten. Ich sage nicht, daß er so combinirte. Ich sage nur, daß seinem besorgten und überlegten Gemüthe solche Combinationen ähnlich sehen.

Endlich im Frühjahr 1835 reiste Seydelmann zu seinem Probe-Gastspiel nach Berlin. Er ging über Frankfurt. In seinem ganzen Wesen drückte sich die innere Spannung des Ehrgeizes und einer bänglichen Besorgniß aus. Er ging einer Prüfung entgegen, die zu seinem Nachtheil ausfallen konnte. Zwischendurch erhob ihn wieder sein inneres Bewußtsein zu einem fast gereizten Selbstvertrauen, sodaß man kaum wußte, sollte man ihm die Dinge, die seiner in Berlin warteten, als schwer oder leicht vorstellen. Bald sah er mit nachdenklichem Ernst und wie verloren in die bunten Bläschen einer Tasse

Chocolade bei Georgi und hörte Alles an, was es in Berlin für ihn würde zu beobachten geben, bald klapperte er fröhlich mit dem Löffel und war wieder seines Sieges gewiß. In den literarisch-artistischen Kreisen Frankfurts herrschte damals noch mehr Einigkeit und gemeinsame Begeisterung als jetzt. Schnell war ein Festessen zu Ehren des Gastes veranstaltet. Der Becher kreiste. Heiterkeit belebte die Unterhaltung. Seydelmann trug einige dramatisirte Anekdoten aus dem Schauspielerleben vor und erregte namentlich durch eine Scene aus der münchner Coulissenwelt großes Gelächter. Wenn man bezweifelte, ob Seydelmann eine angeborne schauspielerische Anlage besaß, so konnten für sein ursprüngliches Talent grade diese und ähnliche Anekdoten zeugen, die er beinahe unbewußt immer im Charakter der handelnden Personen vortrug. Ein von mir ohne vorhergegangene Berechnung, in der „Blüte des Augenblicks" ge-

sprochener Toast sagte ungefähr: Seydelmann möchte nach Berlin gehen und den Kranz der Meisterschaft, der dort auf den Gräbern Iffland's, Fleck's und Devrient's läge, nun auch auf sein Haupt setzen, ein Geleitswunsch, den mir Professor Gubitz, Fleck's Schwiegersohn, so übel genommen hat.

Es ist bekannt, daß Seydelmann damals in Berlin sich zwar die Anerkennung einer großen künstlerischen Bedeutung erwarb, zu gleicher Zeit aber von dem überwiegenden Theile der Kritik vielerlei Anfechtungen zu erdulden hatte. Es war nicht die Rollenauffassung, über die man stritt, sondern sein ganzer höherer Werth wurde in Abrede gestellt. Man wollte alles an ihm kalt und überlegt finden. Man stritt ihm die höhere Weihe, vor Allem aber die Weihe des Gemüthes ab. Er überwältige nicht, hieß es, wie Devrient gethan, er wäre ein studirtes Talent, kein ursprüngliches Genie. Bedenkt man

nun, daß diejenigen, welche damals an Vorwürfen dieser Art unerschöpflich waren, später seine eifrigsten Lobredner wurden, Männer von unbestechlicher Selbständigkeit, von Geist sogar und langer Theatererfahrung, so sollte sich die Kritik daraus eine Lehre nehmen und dem ersten Eindruck, ob er nun günstig oder ungünstg, kein Vertrauen schenken. Noch kleinlicher war es, daß man den Künstler die Theilnahme entgelten ließ, die er bei einer Literaturrichtung gefunden, die grade damals von Berlin aus mit Misgunst und Leidenschaftlichkeit verfolgt wurde. Auch das Lewald'sche Buch erwies sich Seydelmann eher nachtheilig als förderlich.

Seydelmann hatte sehr zu kämpfen mit dem ersten Eindrucke seiner Persönlichkeit. Das etwas volle Gesicht erlaubte kein lebendiges Mienenspiel, die blauen Augen konnten es braunen oder schwarzen an bald rollendem, bald stechendem Ausdruck nicht gleichthun. Dem Organ

gab die Schwere der Zunge einen breiten, hohlen Klang. Es schien ihm Mühe zu machen, die Worte hervorzupressen. Bei leidenschaftlichen Stellen des Dialogs schlug die Stimme zwar nicht über, ließ aber zuweilen kreischende Töne vernehmen, welche, fast möchte man sagen, etwas Thierisches hatten. So bedurfte es denn einiger Gewöhnung, ehe man mit dem nicht günstigen ersten Eindruck fertig wurde. War man einmal an den Klang dieser Stimme gewöhnt, so bekam sie dem Ohre wohl. Man entdeckte in ihr eine Melodie, einen angenehmen Tonfall und jetzt, da der treffliche Künstler geschieden ist, bin ich gewiß, es klingt dem berliner Publicum noch immer die Seydelmann'sche Redeweise im Ohre nach, wie ein altes Lied, dessen Rhythmen uns mit wehmüthigen Jugenderinnerungen erfüllen.

Die Darstellungseigenthümlichkeit Seydelmann's stand im vollen Gegensatze zu dem, was

man seit dem Ueberhandnehmen der Schiller'schen Richtung und den Idealitätsdramen für schauspielerische Meisterschaft gehalten hatte. Die Darsteller sollten durch ihre Mittel hinreißen. Die Persönlichkeit sollte das Studium vergessen machen und nur zu oft gaben die Schauspieler statt des Studiums nur ihre Persönlichkeit. Den höchsten Culminationspunkt dieser subjectiven Darstellungsweise erreichte die Kunst durch die Art, wie sie Ludwig Devrient trieb. Schon Fleck traf (nach Tieck) nur das, was seinem Naturell zusagte und Devrient verfehlte bekanntlich Alles, was außer diesem Naturell lag. Er hat nie mehr vermocht, als sich in seinen Leistungen eines bestimmten dämonischen Naturells zu entledigen; was über diese, seine dämonische Urkraft, gewöhnlich Genie genannt, hinauslag, das wußte er nicht zu bewältigen. Gegen den Reiz einer solchen Subjectivität etwas einwenden zu wollen, wäre thöricht. Sie hat bezaubert und

sich in unvergeßlicher Erinnerung erhalten. Aber fern sollt' es jedem Aesthetiker bleiben, sich von Erscheinungen so meteorischer Art blenden zu lassen oder gar ihre Art und Weise für die allein bedeutungsvolle auszugeben. Seydelmann bezeichnet die Reaction der Schule gegen das Naturell *). In dieser rein objectiven Bedeutung seiner Stellung hätte man ihn schon damals in Berlin anerkennen müssen.

Es geschah dies auch von der jungen philosophischen Kritik. Die Begeisterung, deren grade die wissenschaftlichen Kreise für Seydelmann fähig wurden, ging nicht aus der damals in Berlin herrschenden Sucht hervor, jede bedeutende und hervorragende Erscheinung gleich für die

*) Was Seydelmann für das Charakterfach, ist Emil Devrient für Liebhaber und jugendliche Helden. Emil Devrient's Spiel ist die poetische Verklärung des P. A. Wolf'schen Studiums.

Partei zu gewinnen, sondern die philosophische Kritik war wirklich von der Einheit, innern Gliederung, Consequenz und objectiven Ruhe in Seydelmann's Gebilden überrascht. Die Zahl der Künstler, die sich über den Geist ihrer Rolle, über den Gedankeninhalt ihrer Worte Rechenschaft zu geben wissen, ist sehr klein. Es ist noch nicht damit gethan, daß man Shakespeare und Goethe dem Wortsinne nach versteht, bewundert und nach den hervorragendsten Schönheiten wiederzugeben weiß. Die Totalität einer Rolle will erfaßt und gleichsam aus dem Bewußtsein des Künstlers reproducirt sein. Diese Täuschung gab Seydelmann. Seine Leistungen waren neben der ursprünglichen Virtuosität auch Producte einer gewissenhaften Bildung, und diese Bildung, diese Grundlage reifer und ernster Studien, dieses sichere Fundament eines ganzen Künstlerlebens lernt man grade in dieser Sphäre, wo sich Routine und flackerndes

Talent so anspruchsvoll bewegen, am gebührendsten schätzen.

Seydelmann's zweites berliner Gastspiel war eine Ergänzung zu dem ersten. Hätte er vielleicht erst seine stuttgarter Stellung behalten mögen, so trieb es ihn nun, sich in Berlin ganz zu geben, keine Rolle zurückzuhalten, das Terrain sich um jeden Preis zu erobern. Reizbarer als je mochte er in seine heimischen Verhältnisse zurückkehren. Der Humor, mit dem er früher die beschränkten Einsichten seines stuttgarter Intendanten *) ertragen hatte, wollte ihm nicht wiederkommen. Er witterte überall Verrath

*) Seydelmann sagte einmal zu diesem, dem verstorbenen Grafen Leutrum: „Herr Graf, wissen Sie, daß Immermann angekommen ist?" — „Weiß es, weiß es — antwortete der gräfliche Theatervorstand — Immermann ist angekommen: kann ihn aber nicht spielen lassen!" Er hielt ihn für einen vacirenden Schauspieler und verwechselte ihn mit Jerrmann.

und Misgunst. Eine seiner reizbaren Stimmungen gerieth in Widerspruch mit der andern. Eine Menge Rückhaltsgedanken, die er früher nicht ausgesprochen hatte, äußerte er jetzt mit schneidender Schärfe. Es war in seinem Innern eine Krisis eingetreten, die nicht anders geheilt werden konnte, als durch den Umzug nach Berlin. Es war ihm Bedürfniß, sich vor einem Publicum, dessen entscheidende Competenz ihm drückend war, vollständig zu entwickeln, in seiner ganzen Kraft, in seinem ganzen Werthe.

Außerhalb Berlins verbindet man mit den Absichten, die Seydelmann nach Berlin gezogen haben, sehr verkehrte Vorstellungen. Man glaubt allgemein, sein Ehrgeiz hätte nach einer Stellung getrachtet, wie sie ehedem Iffland einnahm. Diese abenteuerliche Vorstellung war Seydelmann fremd. Er dachte nicht daran, sich durch solche Pläne seine künstlerische Unbefangenheit zu trüben. Auch würde seinem praktischen und weltklugen Blicke

bald ein solches Ziel unter den gegenwärtigen Verhältnissen unerreichbar erschienen sein. Iffland konnte an einer Bühne Director werden, die sich eben erst aus dem Zustand einer sogenannten Truppe zu einem festeren Gesellschaftsbande vereinigte; aber wie ist jetzt unser Bühnenwesen organisirt! Die oberste Behörde ist eine glänzende Hofcharge, mit der man noch lange nur die Adeligen betrauen wird. Die Schauspieler, sind sie an einem Hoftheater lebenslänglich engagirt, halten sich für Staatsdiener und sind sehr unglücklich, daß man sie noch nicht statt mit Händeklatschen mit Orden auszeichnet. Die Vermittelung zwischen dem Chef und dem Personale bildet ein förmlicher Beamtenorganismus, eine Bureaukratie, deren Rang- und Stufenwesen dem Schauspieler jede Ausschreitung aus der ihm gezogenen Bahn unmöglich macht. Die Bühne ist in ihren Finanzen vom Hofe abhängig und es ist bekanntlich nicht

die Sache der Höfe, wartende Wünsche, sich zurückziehende Anliegen, schlummernde Bedürfnisse zu erkennen. Seydelmann mußte sich glücklich schätzen, den Beifall Friedrich Wilhelms III. zu erhalten. Drüber hinaus würden dem Könige seine Entwürfe närrisch, wenn nicht gar vermessen vorgekommen sein. Und in der That, Seydelmann war mit seinem Künstlerruhm vollkommen zufrieden. Schon die Regie wird am berliner Hoftheater für eine so imposante Würde gehalten, daß er für ein stufenweises Erklimmen jener höhern Charge weder die Jahre noch die Lust haben konnte. Die Wünsche und stillen Neigungen, die seine Brust verschloß, lagen in einer ganz andern Region, als im Schauspielhaus drei Treppen hoch, Eingang von der Charlottenstraße.

Ich sah Seydelmann 1840 und 1841 wieder. Wie hätt' ich ahnen mögen, daß ein so nahes Scheiden bevorstand!

Das Erstemal war er heiterer, strebender und beruhigter als je. Er nahm in der Gunst des Publicums eine Stellung ein, die keine Kritik mehr zu untergraben vermochte. Auch seine Gegner waren seine Bewunderer geworden. Das Schicksal keines neuen Dramas schien gesichert, wenn unter den Mitwirkenden nicht Seydelmann's Name auf dem Zettel stand. Graf Redern, dem sich das Engagement dieses Künstlers zum Verdienst anrechnen ließ, erkannte ihm jede nur einigermaßen seiner Persönlichkeit entsprechende Rolle zu. Die Einführung des Faust auf die Bühne hatte Kasse gemacht und machte sie täglich, so oft er nur angesetzt wurde. Es war für Seydelmann eine Freude, mitten im Engagement eine solche Zugkraft zu üben. Die Bildung seines Publicums hob ihn. Es spornte ihn, vor berühmten Gelehrten, strebenden jungen Studenten, vor Künstlern und der Elite weiblicher Bildung zu spielen. Er war immer

gewiß, daß seine Darstellung anregte und nur dann Widerspruch fand, wenn sie doch Veranlassung geistreicher Erörterung wurde. Mit Entschlossenheit blickte er damals dem Leben ins Auge und versah sich von ihm noch reicher Freude, noch der tiefsten Anregungen. Seine Rollen spielte er leichter als je. Die Zeit des ängstlichen Austipfelns war vorüber. Nicht mehr wie sonst schrieb er sich selbst seine Rollen ab und markirte sie sich mit Zeichen und Linien. Er lernte rasch, wie es das wechselnde Repertoir erforderte. Altes mischte sich mit Neuem, Bleibendes mit Vergänglichem. Nie war er als Darsteller so sehr Virtuose wie damals. Er spielte leicht und gefällig, er spielte innerlich, herzlich. Den Verstand hatte er an die Kette gelegt, er störte ihn nicht mehr so wie früher. Nie hatte er früher diese Laune entwickelt, nie den Gegenpol derselben, die Rührung, so wahr und ergreifend getroffen.

Dabei hielt er noch lange nicht dafür, auf der Höhe seiner Leistungen angekommen zu sein. Nicht nur, daß in seinem Rollenverzeichniß manche Figur stand, die er noch, seines Ruhmes wegen und um der leidigen Vergleichung willen, zu geben hatte, auch die Bildung eines neuen Repertoirs hatte ihm Interesse abgewonnen. Karl Blum pflegte ihm manche drollige Figur aus dem Italienischen oder Französischen zu übertragen, Raupach war noch nicht ganz verstummt, Holtei legte ihm Mancherlei ans Herz und von allen Seiten drängten sich junge Dichter an ihn heran, die ihm historische Charaktere von Noah an bis Napoleon zu schreiben versprachen. Besonnen hörte er die Analyse jedes Planes an und ermunterte zur Ausführung, wenn er wirkliches Talent sah. Mancherlei Zudringliches lag ihm freilich so zur Last, daß er nicht wußte, wie er es abschütteln sollte. Vorschläge, die sich innerhalb der Bühnenpraxis

hielten, waren ihm die liebsten. So hätt' er nichts lieber gesehen, als wenn ich ihm die Idee ausgeführt hätte, ihm einen Charakter zu schreiben, der mit seiner Stellung zur Welt Aehnlichkeit haben sollte, einen Charakter, an dem das Schicksal des Verkanntwerdens nagte. Ein Stück, worin Jemand den Ruf der Herzlosigkeit durch edle, aber nur in der Stille gekannte Tugenden Lügen strafte, ein Drama, wo die Katastrophe einen verkannten, von aller Welt aufgegebenen und mit Undank und Medisance verfolgten Menschen entweder schauspielartig zur rechten Zeit oder tragisch zu spät rechtfertigte, ein Drama dieser Tendenz hätte seinen ganzen Menschen ergriffen, er hätte seine ganze Seele hineingehaucht. Stünd' ich einer Bühne so nahe, wie man es muß, um Gedanke und That schnell in Eins fließen zu lassen, Seydelmann hätte gewiß noch von

solchen und ähnlichen Charakteren Spuren zurückgelassen.

Und Seydelmann war ein Anderer, als wofür ihn ein großer Theil der Welt halten wollte. Im Kampf des Lebens, in der Nothwendigkeit, unverrückt ein vorgesteckes Ziel zu erreichen, mochte er sich eine Philosophie ausgebildet haben, die etwas Hartes, Schroffes, vielleicht Egoistisches hatte. Das Herbste an ihm war aber keine Untugend, sondern ein Unglück, nämlich das Mistrauen. Es lag ein Flor über seinen Augen, der ihm Alles schwarz erscheinen ließ. Das Leben, die Schläge des Schicksals hatten diesen Flor gewoben. Er konnte nicht dafür, daß ihm der Glaube an die Menschen wankend geworden war. Wer im Leben etwas Ernstes erstrebt, wer etwas Bedeutendes im Kampf gegen Neid, Misgunst und Gleichgültigkeit der Menschen durchsetzen will, der kann nicht Jedermann heiter ins Gesicht lachen und ein

immer fröhlicher Allerweltsfreund sein. Unglücklicherweise war Seydelmann in der Lage, daß er heiter scheinen mußte, wo es ihm düster zu Muthe war und daher das Unheimliche, dämonisch Aengstliche und moralisch Unsichere in den Annäherungen an ihn. Der Widerspruch des angebornen und eingewurzelten, an sich aber schmerzlichen Mistrauens mit den tausend Gelegenheiten, wo er unbefangen scheinen und lächeln sollte, dieser Widerspruch läßt sich nicht so leicht wegwischen. War er nicht sichtbar, so fühlte man ihn doch und daher die Anklage gegen Seydelmann's Herz, die sich, wenn man es gekannt hätte, in Mitleid verwandelt haben würde. Dies Herz konnte aufthauen, konnte sich gänzlich auflösen. Dies Auge konnte weinen — weinen über sich selbst! Diese Hand konnte krampfhaft die unsrige fassen und durch einen Druck sagen, was die Zunge verschwieg. Auch dann sah uns der Arme noch fest ins Ge-

ſicht, bohrte ſich tief in unſer Auge und forſchte: biſt du falſch? Und erſt wenn keine Falte in unſern Mienen zuckte, wenn die Tafel des Antlitzes offen und hieroglyphenlos vor ihm lag, wenn ihm aus unſerm Auge die vollſte Wahrheit ſonnenhell entgegenſtralte, dann verwandelte ſich dieſer gefürchtete Talleyrand der Bühne in ein heiteres, glückliches Kind, umarmte uns und war eines Enthuſiasmus fähig, wie wir ihn nur in den Weihemomenten kennen, wo wir lieben und wo die Claviatur unſeres Weſens um viele Töne höher geſtimmt iſt.

Unvergeßlich liebe Stunden waren mir die, wo ich mich mit ihm verabredete, unmittelbar nach Tiſch zu ihm zu kommen und die Zeit bis zum Theater in anregendem Geſpräch zu verplaudern. Die Sonne drückte und lag ſengend auf dem großen Dönhofplatze, an dem er wohnte. In ſeinen Zimmern hatte ers ſich ſchattig kühl gemacht. Er wohnte, obgleich verheirathet, wie

ein elegant eingerichteter Garçon. Links neben einem Empfangssaale lag ein freundliches Zimmer, das an den Wänden und in den Ecken überall die Spuren einer geschmackvollen Bildung verrieth. Die Bibliothek zeigte ältere und neuere Werke in zierlichem Einband. Ein Flügel von schönem Klang stand immer offen. Seydelmann phantasirte auf ihm zuweilen mitten im Gespräch. Dies Gespräch war das harmloseste und erheiterndste. Wir hatten der gemeinschaftlichen Berührungspunkte so viele. Fertigte er mit kurzem kaustischen Witze die Vorkommnisse der täglichen Bühnenchronik ab, so bot oft eine einzige Rolle Stoff zu stundenlanger Debatte. Nie wies er den Tadel seiner Auffassungen zurück, nie fühlte er sich durch die Rüge einer seiner Leistungen, wenn man sie motiviren konnte, gekränkt. Die in diesen Fällen gewöhnliche auffahrende Empfindlichkeit der meisten Schauspieler war ihm gänzlich fremd. Sein sinniges und

sinnendes Wesen gab immer Gehör und wo er überzeugt war, erntete man gewiß die Anerkennung, daß er sagte: Ich will's künftig so machen. Freilich lieferte er auch oft Zeichnungen von so correcter Schönheit (z. B. Alba im Egmont), daß man nicht ein Stäubchen darin hätte entdecken mögen. Auch manche Rollen, die er gern gespielt hätte, aber der Concurrenz wegen am königlichen Theater nicht spielen konnte, gaben Stoff zu Besprechungen, in welchen er reich an neuen Gesichtspunkten war. Zu diesen gehörte ganz besonders Wallenstein. Auf diese Rolle, zu der ihm die Fähigkeit nur von der bornirtesten Theaterroutine abgesprochen werden konnte, hatte er ein sehnliches Verlangen. Wir waren darüber einig, daß diese Rolle meistentheils vergriffen wird. Man gibt sie im Heldentone und vergißt, daß sie vom Dichter in einer Weise gezeichnet wurde, die von den Auffassungen Alba's, Cromwell's und ähnlicher Cha-

raktere nicht sehr verschieden ist. Ich möchte sagen, man spielt den Wallenstein fett und er muß mager gespielt werden. Sternenseher und Zeichendeuter haben kein Embonpoint. Daß für ihn diese Rolle an der Kette lag, verstimmte ihn, doch hat er gegen den Darsteller, dem sie in Berlin gehörte, sich niemals gegen mich leidenschaftlich geäußert. Es war dies Rott, zu dem er in einer a priori schiefen Stellung stand, einer Stellung, zu deren Beurtheilung mir die Materialien fehlen.

Seydelmann's Collegialität hat man nicht gerühmt. Man muß aber auch hier gerecht sein. Entsprang sein Mistrauen aus der, gleichviel ob wahren oder eingebildeten Voraussetzung, viele Feinde zu haben, so glaubte er deren die meisten grade unter seinen Collegen zu finden. Und darin hat er sich nicht geirrt. Man höre die Urtheile besonders älterer Schauspieler über Seydelmann! Sie wissen nur sein Glück zu rüh-

men. Einige Federn hätten ihm einen Namen geschrieben, in summa wär' er ein kalter Rechenmeister gewesen. Man muß nämlich wissen, wir Deutsche besitzen eine Menge Garrick's und Talma's, die nur zu bequem sind, von Buxtehude auf Reisen zu gehen und in Berlin und Wien die Lorbeerbäume kahl zu machen. Eine leichte Inspiration nennen diese Herren Genie, sie thun sich etwas zu Gute darauf, von ihrem Genie rühmen zu hören, daß ihm nur die rechte Pflege mangle und verdutzen ein kleines Publicum ein halbes Jahrhundert hindurch mit Rollen, die sie mit etwas rhetorischem Talente dem Souffleur nachsprechen. Wo sie den Souffleur nicht verstanden haben, machen sie Kunstpausen, legen ungewaschene Phrasen eigner Erfindung ein oder umschreiben den ihnen vorgeflüsterten Dialog mit einer Dreistigkeit, die jeder Achtung vor dem Autor Hohn spricht. Während jüngere Talente sich nach Seydelmann bil-

deten, verfolgten ihn diese unentdeckten Talma's mit geifernder Verachtung. Seydelmann wußte dies, und so groß, wenn auch stillschweigend seine Achtung vor Schauspielern war, die in andern Sphären ihm völlig ebenbürtig, z. B. Emil Devrient oder vor berühmten Komikern, so besorgt und fast beklommen er sich nach den Fortschritten jüngerer Talente, z. B. Th. Döring's erkundigte, so war er doch im Allgemeinen gegen die Schauspielerwelt kühl und schloß sich vertrauend nur an die Frauen auf der Bühne an. In Berlin zumal, wo allerdings die collegialischen Verhältnisse auf einem sehr polirten, fast ceremoniellen und kalt noblen Fuß eingerichtet sind, fehlte doch die innigere Verbindung mit den Uebrigen. Oft während Seydelmann spielte, hätte er in den Coulissen die harte Kritik seiner Collegen hören können. An einer Bühne, die grade wie die berliner, für ein-

zelne Genres so viele interessante Talente darbietet, strebt eben Jeder nach Anerkennung, Jeder ist einmal beklatscht und hervorgerufen worden. Im Jahre 1841, als Seydelmann's körperliche Verstimmungen anfingen, fiel eine recht nachdrückliche Störung des collegialischen Friedens vor, eine Störung, die auf seine Gesundheit einwirkte.

In einer Vorstellung des Tell, während der Rütliscene, wollte Seydelmann nämlich bemerkt haben, daß zwei seiner mitspielenden Collegen die darzustellende Situation parodirten. In einer Aufwallung seines so leicht gereizten Mistrauens bezog er die Scherze, die er gehört haben wollte, auf sich, oder wenn auch nicht, es hatte sich schon lange bei ihm die Ueberzeugung festgesetzt, es wäre nothwendig, diesen während der Scenen bei großen Ensembles, wie er behauptete, üblichen und tiefeingerissenen Possen und Plaudereien ein Ziel zu setzen. Er schrieb

an die beiden Mitglieder einen Brief, dessen Wirkung er kaum überlegt haben mochte. Es war ein unmittelbarer Erguß seines Zorns, bittere Lauge voll beißender Kraftausdrücke. Seydelmann's ursprüngliches Genie zeigte sich nie mehr, als in seinem Dialog, in seinen Briefen. Da fehlte jene Glätte seines Spieles gänzlich. So sauber seine Handschrift, so regellos, wild und voll anschauungsreicher Originalität war seine Ausdrucksweise. Keine Curialphrasen, keine Umschreibungen im Tone des Geschäftsstyles, sondern Alles unmittelbar, kurz, schlagend, voll Gedanken und ungesuchter, treffender Bilder. In diesem Styl war auch jener Beschwerdebrief geschrieben. Mit dem Einen der Betheiligten erfolgte bald eine Aussöhnung, der Andere verklagte ihn. Seydelmann, den längst der erste Brief (es folgten mehre) wieder reute, war sehr niedergeschlagen, daß man ihn wegen solcher im Interesse der Kunst ausgebrochenen Mishelligkei-

ten vor einen bürgerlichen Gerichtshof ziehen wollte. Doch war ihm Kleinmuth fremd.

Seine Vertheidigung setzte er selbst auf, und, meines Erachtens, völlig unjuristisch. Er räumte alle Anklagen des Gegners ein, machte keinen Versuch, sich zu entschuldigen, benutzte aber die Gelegenheit, gründlich und ausführlich seinen Zorn über die von ihm gerügten Misbräuche auszuschütten. Weil ich denn doch ins Zuchthaus muß, sagte er, so will ich auch die volle Wahrheit sagen. Es lag in diesen seinen schriftlichen Gegenreden eine durchaus adelige, tüchtige Gesinnung. Doch griffen sie ihn gemüthlich an. Der ganze Handel wirkte untergrabend auf sein Inneres. Er vermißte das Künstlerische, Collegialische an dem Streite und sein Unmuth wuchs, wenn er bedachte, daß sein Gegner ein junger Darsteller seines Faches war, der sich ihm früher vertrauensvoll angeschlossen hatte. Es ist ein Kennzeichen so trübgestimmter Gemüther,

daß sie Liebe zwar nie und nirgends voraussetzen und doch unglücklich sind, wenn sie sie nicht finden.

Im Jahre 1841 fingen die augenblicklichen Störungen seiner Gesundheit an. Vorstellungen wurden aufgeschoben, und oft, wenn er sich die Kräfte nicht zutraute, plötzlich abgesagt. Sein Leiden war eigner Art. Man kann nicht sagen, wieviel davon im Gemüth, wieviel im Körper seinen Sitz hatte. Hat die Obduction das Räthsel dieses Nervensiechthums gelöst? Haben die Scalpiermesser der Chirurgen gefunden, wo es in ihm krankte und nach Hülfe oder Erlösung rang? Ueber die theuersten Interessen seines Innern hatte die Sage damals viel zu erzählen. Die Gerüchte widersprachen sich im Einen und ähnelten sich im Andern. Zwei Dinge scheinen mir unerschütterlich fest zu stehen. Einmal Seydelmann's reinste Sittlichkeit. So lebhaft er empfand, so zauberhaft die Schönheit

des Weibes auf ihn wirkte, er beherrschte diese Regungen mit einem sittlichen Ernste, der noch eine Nachwirkung seiner ersten Jugenderziehung war. Eine zweite Tugend war seine zarte Scheu, Dinge zu berühren, über welche ihn zudringliche Neugier oft nur zu gern ausgeforscht hätte. Erschloß sich sein Inneres von selbst, hatte er an Freundesbrust das Bedürfniß, seine innern zerrissenen Zustände mit ungeheuchelten Thränen auszuweinen, so verließ ihn selbst dann nicht eine edle, zartfühlende Discretion. Er schilderte Schmerzen, ohne die zu nennen, die sie ihm verursachten: es war, man kann wol sagen, etwas Anonymes, in das er den Freund blicken ließ. Ein tiefverzweigtes Seelenleiden war unverkennbar. Es zu zergliedern, ist nicht an der Zeit. Man hat die ihm feindlichen Lebensmächte oft genannt, aber auch in deren Schilderung nicht immer das Rechte getroffen. Er hatte viel heilige Scheu vor ge-

wissen Ueberlieferungen, ein treues und dankbares Gemüth, das dem, was ihn vielleicht aus übergroßer Fürsorge quälte, doch nimmer wehthun wollte. Grade in diesem Zwiespalt seines Innern, in diesem Bedürfniß nach Umänderung und der Anhänglichkeit an die Gewöhnung, die so oft, wie er klagte, wieder die Gestalt von Liebe und Freundschaft annimmt, in diesen Kämpfen lag sein Leiden. Mag nun dies Leiden von den Nieren, Eingeweiden und dem sonstigen Flickwerk unsers Daseins ausgegangen sein, oder umgekehrt die Krankheit der Eingeweide von den Verstimmungen der Seele, Eines bedingte jedenfalls das Andere und stand und fiel mit ihm. Die Gedanken an einen plötzlichen Tod, ja an einen Tod, wo ein finsterer Dämon sich seiner willenlos bemächtigen und ihn jählings in die Tiefe stürzen könnte, verließen ihn nicht mehr. Er konnte sich wol im traulichen Gespräch, beim perlenden Schaumweinglase,

unter vier Augen, zu einer Excentricität steigern, wo Alles in ihm glühte und alle Nerven zuckten, aber die allmälige Abspannung, bei einer Fahrt durch die schattigen Alleen des Thiergartens, warf auch wieder einen so langen Schatten von Melancholie über ihn, daß man nicht ohne die tiefste Rührung von dem ausgezeichneten und so unglücklichen Manne scheiden konnte.

Ein Beweis, wie verläumderisch jene Anklagen sind, die sein Spiel nur aus dem Verstande herleiteten, liegt in der Thatsache, daß damals auch seine dramatischen Gebilde die Krankheit seines Herzens verriethen. Sein Spiel wurde mehr als je Abdruck seiner Seele. Alle seine Rollen umflorte eine unendlich rührende Wehmuth. Die Thräne stand ihm näher als je und er hielt sie nicht zurück. Der Ton seiner Stimme war matter geworden. Man mußte sich anstrengen, ihn immer deutlich zu hören. Wenn ich oft, unklar über das, was in seinem

Innern vorging, ihm sagen mußte: „Seydelmann, gestern Abend wieder Mattsilber" — so lächelte er und sagte: „Sie sind die hamburger Freskomalerei gewohnt" — und doch hatten wir Beide Recht. Seydelmann spielte damals zum ersten Male den Schewa. Es war eine Leistung, die im vollsten Maße Beifall fand und Beifall verdiente. Sie war aber so zart angelegt, so ängstlich unscheinbar umrissen, so beklemmend tonlos vorgetragen, daß sie im Zuschauer einen Schmerz zurückließ, der nicht blos in der Rolle lag, sondern eben auch in Seydelmann's damaliger Tonart, in dem Moll, in welchem damals alle seine Leistungen gesetzt schienen.

Von einer Badereise hoffte Seydelmann Genesung. Sein leidender Zustand nahm aber immer mehr zu. Lange Pausen unterbrachen sein künstlerisches Wirken. Die Pein für einen Mann, der so mit ganzer Seele seiner Kunst gehörte, muß fürchterlich gewesen sein. Und diesen Zu-

stand, sollte man es glauben, hielt die auswärtige Theaterwelt — für Verstellung. So eingewurzelt war das Vorurtheil gegen den gefeierten Künstler! Er will sich neu erhalten, hieß es, er spielt Comödie, er will sich nicht unter Herrn von Küstner stellen lassen. Trauriges Loos, wenn man die Wahrheit seines Lebens durch den Tod besiegeln muß.

Das Erschütternde in Seydelmann's plötzlichem Heimgang lag in dem Unerwarteten, kaum Geahnten, ja auch in unserer Beschämung. Man hatte diesen Schmerzen nicht glauben wollen und jetzt war der Arme das Opfer dieser Schmerzen geworden. Und auch das Großartige seines Todes liegt in dieser Beschämung. Er war ehrlicher, als die Menschen glaubten. Oder nennt ihr den Tod auch eine Theaterkrankheit?

Ich hätte diese in Traurigkeit geschriebenen Erinnerungen lebendiger machen können durch Einflechtung von Briefen, die ich seit Jahren

von des Verstorbenen Hand besitze. Doch liegt mir theils im Augenblick nicht Alles vollständig vor, theils dürften die Briefe noch zu viel frisch im Andenken stehende Gegenstände berühren. Seydelmann war in seinen Briefen kein Diplomat. Er nannte Alles bei seinem Namen, hielt nie etwas von seiner Ueberzeugung zurück und war so vielseitig gebildet, ein so aufmerksamer Beobachter seiner Zeit und besonders seiner Umgebungen, daß man in seinen Briefen über vieles, was dem Tage angehört, die freimüthigsten Aeußerungen findet. Seydelmann's correctes Spiel sprach sich fast schon in seiner Handschrift aus, die ein Muster von Kalligraphie sein konnte, und selbst dann, wenn er schnell schrieb, dem Auge wohlthat. Sein Styl war das baare Gegentheil dieser Handschrift. So flüssig und symmetrisch diese, so zerrissen und fragmentarisch jener. Seydelmann's Briefstyl war etwas ihm ganz eigenthümlich Angehörendes. Der nächste

Ausdruck war ihm der willkommenste. Wo die Worte nicht genug sagten, nahm er die Interpunktionszeichen zu Hülfe. Für den, der ihn kannte, lag in der Anwendung dieser Zeichen eine vollständig ausgemalte Scene. Wollt' er den Unwillen über irgend eine Dummheit ausdrücken, so schrieb er:

„! — o! — !"

Wollte er die gänzliche Grundlosigkeit einer Sache ausdrücken, so schrieb er?

„Warum??? — ?? — ??"

Ein solcher Brief war eine Unterhaltung; denn die vielen Zeichen und Parenthesen zwangen, sich mit ihm so zu beschäftigen, daß man auch zwischen den Zeilen las. Seinen Unwillen über etwas Schlechtes drückte meist nur ein einfaches kurzes

„Pfui!!!"

aus. Auf weitere Erörterungen ließ er sich sel-

ten ein. Wo ihm etwas gleichgültig war, schrieb er:

„Bah!!“

einen Laut, den er auch im Gespräch oft kalt wie ein Franzose aussprechen konnte. Es war in dieser Ausdrucksweise nichts Gesuchtes, sondern etwas ihm Natürliches. Den Wort- und Wendungenvorrath bot die übliche Theatersprache, boten die Reminiscenzen aus tausend und einer Rolle; nur die Anwendung war bei ihm neu und eigenthümlich.

Ich bin am Ziele. Hat mein Gedächtniß sich nicht erschöpft, mein Herz hat sich ausgesprochen. Die Huldigung, die dem Künstler, die Werthschätzung, die dem Menschen gebührte, liegt in diesen Blättern selbst, die fragmentarisch schon gesagt haben, wie groß und edel der theure Todte war. „Alles Schöne ist schwer,“ hatte Seydelmann unter sein Bild geschrieben. Er wünschte, daß man diesen Spruch als eine

Ironie gegen einen Theil seiner Collegen ansehen möchte, er wollte nicht sagen, daß der Schönheit der Schweiß an der Stirne stehen müsse. Nie gab Seydelmann eine Leistung, die mit jenen Gypsabgüssen zu vergleichen gewesen wäre, an welchen sich noch die nicht abgefeilten Spuren der Drähte, die die Form zusammenhielt, wiederfinden. Seine Schöpfungen, bei der Lampe überdacht, waren doch freie, heitere Gebilde, wenn sie vor die Menge traten. Oft auch war die Natur sein Studirzimmer. In Charlottenburg wohnend, wählte er jenen neuen, von Lenné so heiter umgestalteten Theil des Thiergartens zu seinem Atelier. An einem rauschenden Giesbach, unter hängenden Weiden, auf einer grünen Gartenbank befestigte er die Rollen, die er auch wortgetreu in seinem Gedächtnisse hatte. Er war ein Künstler in jedem Athemzuge seines Lebens. Die Ideale nur schwebten seiner ringenden Seele vor, er hörte

nicht auf, zu formen und zu gestalten. Wo er ging und stand, war seine Phantasie angeregt, es war der heiligste Ernst, in dem er für seine Kunst erglühte. Fern war ihm frivole Erholung, Kartenspiel, Gelage, gedankenlose Zerstreuung. Er geizte mit der Zeit, die ihm das Geschick so spärlich zugemessen hat. Bedurfte sein immer thätiger Geist der Abspannung, so ging er in Gesellschaften, denen er sich harmlos mittheilte, suchte das Gespräch des Gelehrten, des bildenden Künstlers, am meisten aber der Frauen, gegen welche er eine nie zudringliche, nie eitle, aber doch stets aufmerksame und heitere Galanterie entwickelte. Er lernte in solchen Augenblicken, wo er sich zu erholen schien. Nie verließ ihn jenes sinnende Lächeln, das stets auf seinen Mienen lag und ihnen diesen schalkhaften, klugen und nur von beschränkten Menschen gefürchteten Ausdruck gab. Seine Leutseligkeit, seine Gefälligkeit, die man stets in Anspruch

nehmen durfte, waren Zierden seines Charakters, die innig mit seiner Künstlerbildung zusammenhingen. Sie waren der Ausdruck jener künstlerischen Harmonie, die sein ganzes Sein durchdrang. Man hat diese über einem innern Vulkan schlummernde Seydelmann'sche Ruhe selten verstanden. Man hat sie Weltklugheit, Diplomatie genannt, man hat diese Ruhe gefürchtet, wie den stillen Wasserspiegel eines unheimlich grundlosen Sees. Mit schreiendem Unrecht! Seydelmann's Ruhe war die Frucht seiner Bildung. Es war die sittliche Beherrschung seiner Leidenschaften, die Goethe'sche, objective Klarheit eines Künstlergemüths. Der Mensch wurde der Abglanz des Künstlers.

Die Classicität der Seydelmann'schen Gebilde wird sobald nicht wieder erreicht werden. Ich will die Ueberlebenden nicht gering schätzen, manche verdienen Bewunderung, mindestens Hochachtung, einige dürften selbst Seydelmann an Ursprüng-

lichkeit des Talentes überlegen sein; allein zu seiner abgerundeten Meisterschaft, zu seiner Harmonie, Consequenz und Objectivität wird im Charakterfach sich so leicht ein Anderer nicht durchbilden können. Auch dazu muß früh der erste Grund gelegt werden. Wir haben denkende Schauspieler ohne Gefühl, fühlende ohne Gedanken. Wir haben Schauspieler, die gelehrter sind, als Seydelmann war, aber mit aller Gelehrsamkeit holen sie sich vom Himmel nicht das Naturell herab, das Seydelmann als göttliches Geschenk besaß, das Ewige, das seine zeitlichen Formen sich selber schafft, dies Künstlerische, das auch ohne Arme und Beine Künstler geworden wäre. Es ist grauenhaft, wenn man sieht, wie sich die Reihen der dramatischen Künstler lichten. Seit zehn bis zwölf Jahren schieden L. Devrient, Eßlair, Paulmann, Pauly, Vespermann, Lemm, Wolff, Schmidt, Lebrün — wo kommt Ersatz? Unser ganzer Besitz, auf

den sich in Deutschland jetzt die dramatische Muse noch verlassen kann, sind keine sechs Namen, Döring unter ihnen der Erste im Charakterfach. Und dabei nicht eine einzige Bühne, die unmittelbar unter dem Schutz eines, das höhere Schauspiel mit Opfern und leidenschaftlicher Hingebung liebenden Fürsten stünde! Nicht Eine! Hundert Vorschläge zu einer Theaterakademie. Niemand legt Hand ans Werk. Und die Bedeutung der Bühne steht höher als all' eure Museen und Walhallen, all' eure kölner Dome und Freskogemälde! Es ist traurig an sich und noch trauriger, wenn uns die hingehen, die wenigstens den Verfall der Bühne aus eignen Mitteln eine Weile noch aufhielten.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

PT
2282
Z4A7
1844

Gutzkow, Karl Ferdinand
Aus der Zeit und dem
Leben

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 05 05 08 001 2